

PRINTED
IN GERMANY

Türkei TL 15,50
Ungarn Ft. 1.550,-

Spanien € 5,20
Spanien / Kanaren € 5,40
Thailand Baht 430,-
Tschech. Republik Kč 175,-

Portugal (cont.) € 5,20
Schweden skr 61,-
Slowakei € 6,20
Slowenien € 5,20

Japan (inkl. tax) Yen 1.680,-
Malta € 5,60
Norwegen NOK 62,-
Polen (ISSN 00387452) Zł 29,-

Griechenland € 5,70
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 79,-
Italien € 5,20

Belux € 4,50
Dänemark dkr 43,-
Finnland € 6,70
Frankreich € 5,20

Österreich € 4,30
Schweiz sfr 7,30



DER LEVITEN-LESER

WIE JOACHIM GAUCK DAS LAND VERÄNDERN WILL



TOYOTA

DER NEUE YARIS

MIT TOUCH&GO™ MULTIMEDIA

EINS FÜR
ALLES



**Auto
Bild TÜV** REPORT 2012
Erfolgreichste Marke 2012

Der neue Yaris. Unschlagbar genial.

Ganz gleich, wonach Ihnen gerade ist. Mit dem Navigationssystem Toyota Touch&Go™* im neuen Yaris sind Sie nie weiter als einen Fingerdruck davon entfernt. So telefonieren Sie über die Freisprecheinrichtung, spielen kabellos Musik von Ihrem Smartphone oder parken dank serienmäßiger Rückfahrkamera** im Handumdrehen ein. Mit Google® Local Search finden Sie zudem alles, was Sie suchen, und mit der leistungsstarken Navigation* auch ganz leicht den Weg dorthin. Eins für alles. toyota.de/yaris

**Nichts ist
unmöglich.
Toyota.**

*Optional ab Yaris Life. **Ab Yaris Life. Den ausführlichen Report finden Sie in AutoBild Spezial TÜV-Report 2012, Ausgabe 1/2012.

Kraftstoffverbrauch Yaris in l/100 km kombiniert 5,5–3,9 (innerorts 6,8–4,8/außerorts 4,7–3,5), CO₂-Emissionen in g/km kombiniert von 127–104 nach dem vorgeschriebenen EU-Messverfahren.

Hausmitteilung

19. März 2012

Betr.: Titel, Indien, „Dein SPIEGEL“

Bevor Joachim Gauck, 72, am Sonntag vor die Bundesversammlung treten sollte, nahm er sich die Zeit für ein ausführliches Gespräch mit dem SPIEGEL. Am Donnerstag, drei Tage vor dem Wahltag, empfing der Kandidat die Redakteure Georg Mascolo, 47, und Konstantin von Hammerstein, 50, im Katholischen Zentrum in Berlin. Zuvor hatte er geduldig für den Fotografen Axel Martens, 43, posiert, der das Porträt für das Titelbild dieser Ausgabe aufnahm. In einem spartanisch eingerichteten Zimmer entwickelte sich ein kontroverses Gespräch. Die zwei Stunden lassen ahnen, wie Gauck in den nächsten fünf Jahren auftreten wird. Er will unbequem sein, sich nicht reinreden lassen. Als in der Diskussion das Wort „Zeitgeist“ fiel, verzog Gauck das Gesicht; er mag den Begriff nicht, und beugen wird er sich dem Zeitgeist auch in Zukunft kaum. „Langweilig wird es nicht mit einem solchen Präsidenten“, sagt Hammerstein, „er wird die Auseinandersetzung suchen, auch mit den Medien“ (Seite 28).

Extrem kleinwüchsige Frauen und Männer hatten es stets schwer, ein menschenwürdiges Leben zu führen. Zirkusbesitzer ließen sie als Kuriosität in der Manege auftreten, Zuschauer amüsierten sich beim Zwergenwerfen. Die Inderin Jyoti Amge, mit einer Größe von 62,8 Zentimetern der kleinste Mensch der Welt, schafft es mit Hilfe ihrer Familie, ihre Behinderung zu akzeptieren und den Alltag zu bewältigen. SPIEGEL-Redakteur Ralf Hoppe, 52, begleitete die 18-Jährige in ihrer Heimatstadt Nagpur im Bundesstaat Maharashtra. Er sah zu, als sie auf einer Trittleiter zu ihrem Computer kletterte, und er erlebte, wie sie mitten im Gespräch aufsprang und wegtippelte, weil sich, so Hoppe, „eine vagabundierende heilige Kuh auf uns zubewegte“. Die kleinste Frau hat Großes vor. Sie stammt aus der Kaste der Unberührbaren und schickt sich an, Politikerin zu werden (Seite 52).



Hoppe, Amge in Nagpur

Auf die Frage „Was möchtest du mal werden?“ finden die meisten Kinder jede Woche eine neue Antwort. Der eine will mal Arzt und mal Müllmann werden, die andere erst Krankenschwester und dann wieder Lehrerin. „Dein SPIEGEL“, das Nachrichten-Magazin für Kinder, beschreibt in der Titelgeschichte, warum es Mädchen und Jungen Spaß macht, immer wieder neu über ihre Zukunft nachzudenken – und warum sie sich mit der Entscheidung auch ein bisschen Zeit lassen können. Als Orientierungshilfe werden 49 Berufe vorgestellt. Weiteres Thema: José Manuel Barroso, 55, der Präsident der Europäischen Kommission, erklärte den Kinderreportern Leon und Charlotte, beide elf Jahre alt, warum die europäischen Länder dem von der Pleite bedrohten Griechenland helfen sollten. Außerdem wird in der neuen Ausgabe erklärt, wie Osterhasen in einer Schokoladenfabrik zur Welt kommen. Das Heft erscheint am Dienstag.



Zeit für alles,
was Sie antreibt:

17
Monate
geschenkt!

Mitgliedschaft:
jetzt profitieren
und gewinnen.

Jeder Mensch hat etwas,
das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Die Vereinten Nationen haben 2012 zum „Internationalen Jahr der Genossenschaften“ erklärt. Nutzen Sie die Kraft der Genossenschaft und gewinnen Sie als Mitglied mit uns 17 Monate Zeit für alles, was Sie antreibt. 17 Monate, in denen Sie sorgenfrei Ihrem Antrieb folgen können. Teilnahmebedingungen erhalten Sie in teilnehmenden Filialen und auf kraft-der-genossenschaft.de

Volksbanken
Raiffeisenbanken



In diesem Heft

Titel

Der neue Bundespräsident Joachim Gauck
widersetzt sich dem Zeitgeist 28

Deutschland

Panorama: Sarkozy lehnt Merks
Wahlkampfhilfe ab / Sachsen verbietet
Zinswetten / Schäuble gegen Ehegattensplitting
für Lebenspartnerschaften 17
NRW: Die Neuwahlen belasten die
Koalition in Berlin 22
Das Comeback des ehemaligen
FDP-Generalsekretärs Christian Lindner 24
Der Online-Wahlkampf der Piraten 26
Baden-Württemberg: Wie die Macht den
Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann
verändert hat 36
Zeitgeschichte: In der SPIEGEL-Affäre
stützte sich Verteidigungsminister Strauß auf
ein fragwürdiges Gutachten 40
Katholiken: Der Missbrauchsbeauftragte schont
päophile Priester seines Bistums 42
Parteien: Neue Hindernisse für
ein NPD-Verbot 44
Kernkraft: Die unzureichende Vorsorge für
einen Atom-Unfall in Deutschland 45
Regierung: Der Bund subventioniert großzügig
die Ferientaufenthalte seiner Beamten 47

Gesellschaft

Szene: Wandern über den Wolken / Ein Ex-
CIA-Agent über seine Arbeit als Spion 50
Eine Meldung und ihre Geschichte – wie
Jack Nicholson einem Fälscher zum
Verhängnis wurde 51
Karrieren: Das Leben der kleinsten Frau
der Welt 52
Sicherheit: Provinz ohne Polizisten – In der
Oberlausitz fühlen sich die Bürger vom Staat
alleingelassen 58
Gesundheit: Der Mangel an Psychotherapeuten
führt zu langen Wartezeiten 61
Demografie: Die große Gefahr durch
ältere Autofahrer 62
Ortstermin: Ein Occupy-Camper in Hamburg
und sein kompliziertes Verhältnis zum Geld ... 66

Wirtschaft

Trends: Dem E.on-Kraftwerksneubau in Datteln
droht das endgültige Aus / EU-Kommissarin
verteidigt CO₂-Abgabe für Airlines / Gesund-
heitsfonds erwartet bald wieder Defizite 68
Wachstum: Die USA entdecken Deutschland
als Vorbild 70
Handel: Krisenstimmung im
Handelskonzern Douglas 73
Schuldenkrise: Pimco-Chef El-Erian sieht
für Portugal kaum noch Chancen 75
Fiskalpolitik: Wie die Bankenlobby
die längst fällige Finanztransaktionssteuer
verhinderte – vorläufig 78

Serie

Die Reichen (Teil IV): Mit den Vermögen
wächst die Verantwortung – und die Angst
vor dem Absturz 80

Ausland

Panorama: Wählertauschung in Ottawa /
Wie Europa die saudischen Scheichs
bewaffnet 88
Kuba: Aufbruch in die Marktwirtschaft 90
Syrien: Endzeitstimmung in Damaskus 92
Schweiz: Die Bus-Katastrophe von Sierre 94
Afrika: Todeszone am 10. Breitengrad 96



Merkel, Röttgen

NRW: Gefahr für die Kanzlerin

Seite 22

Die Neuwahl in Nordrhein-Westfalen erschüttert die Bundesregierung. Eine Niederlage der FDP würde den Verfall der Partei dramatisch beschleunigen. Merkel fürchtet ein Comeback für Rot-Grün im Bund.

Kretschmann im Praxistest

Seite 36

Er wollte anders regieren – ohne die Rituale und Routinen der Politik. Doch ein Jahr nach seinem Wahlsieg in Baden-Württemberg stößt Winfried Kretschmann, der erste grüne Ministerpräsident, an Grenzen.

Amerikas Ökonomen loben Deutschland

s. 70

Wirtschaftsexperten aus den USA erklären Deutschland zum Vorbild für die Bewältigung der Krise. Bewundert werden die Exporterfolge der Industrie, aber auch die Idee der Kurzarbeit und die Qualität der Facharbeiter.



Airbus A380 bei der Fertigung

Risse beim Riesenflieger

Seite 126

Zur Senkung des Spritverbrauchs baute Airbus beim A380 ultraleichte Werkstoffe ein. Jetzt traten Haarrisse in den Flügeln auf, teure Reparaturen sind notwendig. Zudem verkauft sich die Maschine eher schleppend – ähnlich wie die 747 von Boeing. Geht die Zeit der Riesenflieger zu Ende?



Havanna

Kuba geht auf Reformkurs

Seite 90

Auf der Karibikinsel hält leise der Kapitalismus Einzug: Präsident Raúl Castro hat marktwirtschaftliche Reformen auf den Weg gebracht. Die katholische Kirche unterstützt ihn dabei, der Papst kommt zu Besuch.

R. SCHMIDT / BILDAGENTUR HUBER

Afrikas Zone der Gewalt

Seite 96

Am Südrand des Sahel reihen sich blutige Konflikte quer über den Kontinent. Nomaden und Bauern kämpfen um Wasser, Muslime und Christen um den wahren Glauben, Millionen Flüchtlinge hungern.

Sterbehelfer auf Hausbesuch

Seite 132

In den Niederlanden leisten Mediziner neuerdings ambulante Sterbehilfe. Betrieben werden die mobilen Teams von einer einflussreichen Euthanasie-Vereinigung.

Madonnas ewige Jugend

Seite 108

Generationen von Frauen und Mädchen gilt sie als Vorbild: berühmt, sexy, emanzipiert. Das einstige „Material Girl“ ist mittlerweile 53 Jahre alt, vierfache Mutter und vielhundertfache Millionärin. Auf ihrem neuen Album „MDNA“ kultiviert Madonna das Image ewiger Jugend – mit zweifelhaftem Erfolg.



Madonna

JEFF HAYNES / POLARIS / STUDIO X

- Türkei:** Wie die Justiz den Journalisten und Regierungskritiker Ahmet Şik verfolgt 100
China: Eine Welle von Selbstverbrennungen erschüttert die Provinzen östlich von Tibet ... 102
Global Village: In einem römischen Krankenhaus träumen kriegsversehrte Libyer vom Frieden 104

Kultur

- Szene:** Volker Schlöndorffs bewegender Fernsehfilm „Das Meer am Morgen“ / „Take Shelter“, ein Film über einen Bauarbeiter mit apokalyptischen Visionen ... 106
Musik: Madonnas musikalische Verjüngungskur 108
Unterhaltung: Die Bestsellerverfilmung „The Hunger Games“ beschreibt eine Zukunftswelt, in der Jugendliche in einer TV-Show um ihr Leben kämpfen 111
Ethik: SPIEGEL-Gespräch mit dem Wirtschaftswissenschaftler Tomáš Sedláček über Moral in der Krise 112
Bestseller 117
Debatte: Der Berliner Kulturstaatssekretär André Schmitz antwortet auf die Thesen aus dem Buch „Der Kulturinfarkt“ 118
Buchkritik: Carolin Emckes Erinnerungsbuch „Wie wir begehren“ 122

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Pfefferspray hilft gegen Bärenangriffe / Feuerwehr-Roboter für Kriegsschiffe 124
Luftfahrt: Wie es zu den Haarrissen beim Super-Airbus A380 kam 126
Internet: Gelehrte bergen den Datenschatz der Digitalbibliothek von Google 129
Automobile: Dem neuen SL von Mercedes fehlen die Innovationen 130
Energie: Künstliche Pflanzen aus dem Chemielabor verwandeln Sonnenlicht in Treibstoff 131
Ethik: Mobile Sterbehelfer in Holland 132

Sport

- Szene:** Zwei Biografien über Formel-1-Boss Bernie Ecclestone / Der Fußballreisende Michael Dennis über Fangesänge 137
Autorennen: Wie sich die Mercedes-Piloten Michael Schumacher und Nico Rosberg gegenseitig belauern 138
Sportmedizin: Die schleppende Aufarbeitung des Dopingsystems an der Freiburger Universitätsklinik 141
Kommentar: Henryk M. Broder über den Unsinn von Pflichtbesuchen in der Gedenkstätte Auschwitz 142

Medien

- Trends:** „Stern“-Chefredakteur startet Magazin für ältere Zielgruppen / ARD-Intendanten im Clinch um Phoenix-Programm 143
TV-Shows: Weshalb Castingshows immer weniger Zuschauer anlocken 144
Debatte: Der Filmproduzent Martin Moszkowicz verteidigt das Urheberrecht 146

- Briefe** 8
Impressum, Leserservice 148
Register 150
Personalien 152
Hohlspiegel/Rückspiegel 154

Titelbild: Foto Axel Martens für den SPIEGEL

Athlet, Ästhet.

Der neue SL 63 AMG.

www.mercedes-amg.com



AMG
DRIVING PERFORMANCE

Kraftstoffverbrauch innerorts/außerorts/kombiniert: 13,9/7,6/9,9 l/100

Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen



Mercedes-Benz

km; CO₂-Emission kombiniert: 231 g/km.

den verschiedenen Fahrzeugtypen. Abbildung enthält Sonderausstattungen.



SPiegel-Titel 11/2012

„Das Fazit ist, dass nichts eine gesunde Lebens- und Ernährungsweise ersetzen kann, und so kann das Motto nur heißen: den inneren Schweinehund überwinden.“

MARGOT SCHOLZ, BAD BOCKLET (BAYERN)

Eine unerwünschte Wirkung der Stentbehandlung erwähnen Sie gar nicht, obwohl sie etwa bei 20 bis 30 Prozent der Stent-Patienten auftritt, nämlich das Zuwachsen des so behandelten Gefäßes, das mit dem Stent als Fremdkörper gleich das gesamte Herzkranzgefäß verstopft. Selbst ein radioaktiver Rekanalisationsversuch mit der Brady-Methode brachte bei mir nach einem halben Jahr das gleiche Ergebnis. Erst die weitgehende Vermeidung von Genussgiften, Gewichtsreduktion und körperliche Betätigung brachten eine wunderbare, etwa acht Millimeter oberhalb der verschlossenen Arterie ausgebildete Kollaterale hervor, schöner und verzweigter, als ein Herzchirurg sie herstellen könnte.

BERND REICH, BUXTEHUDE

Bravo, endlich wird in der Schulmedizin das ausgesprochen, was schon seit der Goethezeit bekannt ist: Bewegung ist die beste Medizin. Ich selbst jogge seit nunmehr über 40 Jahren täglich 30 Minuten – mit dem Vorteil, dass ich gesund alt geworden bin, 83 Jahre, ohne Bypässe, ohne Stents, ohne Statine, mit dem Nachteil für die Pharmaindustrie, die nur wenige Euro an mir verdient hat.

PROF. WERNER SYDOW, SCHÖNEICHE BEI BERLIN

Nr. 10/2012, Warum das Pfarrhaus der DDR zur politischen Kaderschmiede wurde

Lerne klagen, ohne zu leiden

In der DDR waren nicht nur die Pfarrer „die anderen“. Zu Ulbrichts Zeiten waren es besonders Mitglieder der „Jungen Gemeinde“. Und jeder andere, der zum Beispiel 1952 den geplanten „Aufbau des Sozialismus“ auch nur als einen Spleen der DDR-Regierung zu kritisieren wagte, konnte vor dem Abi von der Schule fliegen. Im Allgemeinen wussten Pfarrer in der DDR also wohl sehr gut, was sie sagen konnten, passten sich an, kämpften oder provozierten nicht: „Konservative Lebensformen mit innerer Opposition“ ließen sich mit großzügiger Hilfe der westlichen Kirchen ganz gut bewältigen. Unvergesslich bleibt ein von Pfarrern verwendeter Spruch: „Lerne klagen, ohne zu leiden.“

DIETRICH MÜLLER, BONN

Nr. 11/2012, Hilfe für das Herz – Neue Therapien gegen den Infarkt

Viel Sport, wenig Risiko

Ich kann die Aussage Ihres Artikels nur bestätigen. Vor zehn Jahren: Alter 44, Übergewicht, 70 Zigaretten am Tag, ungesunde Ernährung, kaum Bewegung, atemlos nach 100 Meter Laufen. Heute: Normalgewicht, Nichtraucher, gesunde Ernährung, vier Stunden Ausdauersport pro Woche. 10 000-Meter-Lauf ohne Atemlosigkeit.

WOLFGANG QUAKERNACK, DETMOLD

Sie setzen sich zu Recht sehr kritisch mit den derzeitigen Therapiepflogenheiten in der Kardiologie auseinander. Gleichzeitig schaffen Sie neue Luftblasen. Dass im Herzen neue Blutgefäße als Überbrückungskreislauf aussprossen können, ist ja lange bekannt. Und dass Sport gesund ist, ist auch nichts Neues. Von der Selbstheilungskraft des Herzens zu reden, ist vollkommen überzogen. Es geht um Sport und die Vermeidung von Risikofaktoren. Punkt.

DR. OSKAR PICHELMAYER, DUISBURG

Wenn die Menschen doch so vernünftig wären, relativ einfache Dinge zu befolgen, wie kalorienärmer zu essen, mehr Sport zu treiben und nicht zu rauchen, würde nicht nur die Haupttodesursache, die Herz- und Kreislaufkrankheiten, deutlich vermindert, sondern auch die zweithäufigste Todesursache, die Krebserkrankungen, signifikant reduziert. Es könnten Milliardenbeträge an Krankheitskosten eingespart werden, ganz zu schweigen von der gewonnenen Lebensqualität.

PROF. DR. CLAUD WERNING, FRECHEN (NRW)

Nach einer Bypassversorgung erklärte mir der Operateur, dass allein mein erblich bedingter hoher LDL-Wert den Verschluss der Herzkranzgefäße herbeigeführt haben könne: Bei prophylaktischer Therapie mit Statinen hätte ich die Probleme verhindert. Das stimmt wohl, denn ich bin irgendwann einfach umgefallen –

obwohl ich eine Olympiamedaille im Rudern gewonnen habe, danach Handballer in der 3. Liga war, regelmäßig auf dem Rennrad trainierte und nie geraucht, getrunken oder gedopt habe. Mein Arzt hatte mir vorher gesagt, ich brauchte den hohen LDL-Wert nicht zu beachten, wenn ich regelmäßig trainieren würde.

DR. PETER FUNNEKÖTTER, MÜNSTER (NRW)



MICHAEL TITTM

Ärzte beim Einsetzen einer Aortenklappe

In Untersuchungen konnte meine Arbeitsgruppe an der Universität in Jena klar nachweisen, dass Kollateralen allenfalls in der Lage sind, 35 Prozent der Durchblutungskapazität eines offenen Herzkranzgefäßes zu ersetzen. Tatsächlich ist einzig die erfolgreiche Wiedereröffnung eines verschlossenen Gefäßes in der Lage, 100 Prozent der Durchflusskapazität zu erreichen. Dass körperliches Training empfehlenswert ist, ist damit unbenommen, allerdings lässt es sich schmerzfrei und besser trainieren, wenn das Herz nicht von begrenzten Kollateralgefäßen abhängig ist.

PROF. DR. GERALD WERNER, ROSSDORF (HESSEN), KLINIKUM DARMSTADT

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Welche Aufgaben stellen sich Joachim Gauck im Amt des Bundespräsidenten?
- **Sterbehilfe** Soll deutschen Ärzten erlaubt werden, auf Wunsch Todesspritzen zu verabreichen?
- **Fußball** Müssen deutsche Nationalspieler während der EM die Gedenkstätte in Auschwitz besuchen?





SIEMENS

Die Stadt der Zukunft ist eine, die nichts auf morgen verschiebt.

Deutschland geht neue Wege. Mit Antworten für nachhaltige Stadtentwicklung.

Städte sind die Impulsgeber unserer Gesellschaft. Doch auch beim Klimawandel liegen sie vorn: Heute sind Städte für rund zwei Drittel des weltweiten Energieverbrauchs und für bis zu 70% der weltweiten Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Und die urbanen Zentren wachsen.

Geht der Klimawandel heute vielfach von Städten aus, bieten sich genau hier auch zahlreiche Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen. So lassen sich CO₂-Emissionen von Gebäuden mit energieeffizienter Technik um bis zu 50% senken. Aber nicht nur die Zukunft des Klimas entscheidet sich in den Städten: Als Wirtschafts- und Lebenszentren, deren Bruttonationale Produkt dem ganzen Land entsprechen kann, sind Städte auch Ausgangspunkt für nachhaltige Entwicklung überhaupt.

Berlin, Hamburg, München: Städte bringen Menschen, Wirtschaft und Klimaschutz gewinnbringend zusammen, indem sie konsequent auf zukunftsweisende Technologien setzen. München, zum Beispiel, möchte bis 2030 seine CO₂-Emissionen pro Einwohner im Vergleich zu 1990 halbieren. Und bis zum Jahr 2025 so viel Ökostrom erzeugen lassen, wie zur Versorgung der gesamten Stadt notwendig ist. Und München ist nicht allein: Überall in Deutschland und auf der Welt arbeiten Planer und Entscheider daran, Konzepte für die Stadt von morgen in die Tat umzusetzen.

Die Antworten für die Stadt der Zukunft sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.

siemens.com/answers

ZUHAUSE IST ES IMMER AM SCHÖNSTEN.
WIR BEGNÜGEN UNS GERNE
MIT PLATZ ZWEI.

Ihre exklusive Auszeit auf See. **Neu** ab Mai 2013.

MS EUROPA 2





Hapag-Lloyd
Kreuzfahrten

Große Momente. Ganz exklusiv.

www.hlkf.de

Nr. 10/2012, Wie unterschiedlich Deutschland und Amerika mit dem Tod ihrer Soldaten umgehen

Zwei Opfer, kein Held

In der Tat ist es richtig, dass die Vereinigten Staaten sich in der Inszenierung des kriegerischen Gräuels eklatant von Deutschland unterscheiden. Allerdings bedarf der Krieg hierzulande keinerlei Imagepflege. Vielmehr sollten unsere Regierungsverantwortlichen eine unzweideutige Diktion finden, um Mission und Ziel in Afghanistan zu beschreiben. Das Maskenspiel hinter juristischen Wortklaubereien ist womöglich gesetzeskonform, hilft aber nicht, Menschen wie der Familie Menz Trost zu spenden.

HENNING HOFMANN, PASSAU



Begräbnis eines gefallenen US-Marine

Amerika kämpft in Afghanistan um seine Absicherung als führende Wirtschaftsmacht und den Dollar als Leitwährung; in Deutschland ist zu all dem Stillschweigen angesagt. Selbstverständlich sind die deutschen Soldaten Opfer. In vielerlei Hinsicht. Hinters Licht geführt von ihren eigenen Politikern, nicht von den USA.

SIBYLLE GILLABERT, HAMBURG

Ich bin eigentlich kein sentimentaler Mensch, aber beim Lesen dieses Artikels sind mir die Tränen gekommen.

UWE DITZEN, FRANKFURT AM MAIN

Der Volkstrauertag wurde 1922 durch die Weimarer Republik ins Leben gerufen. Da gibt es nun also einen Tag, an dem sich selbst im unfreundlich desinteressierten Deutschland immerhin die Älteren versammeln, um aller getöteten Menschen der Weltkriege zu gedenken – und zwar penibel neutral und ohne erkennbares Pathos. Und selbst diese Art der Erinnerung ist manchen noch zu viel.

PATRICK PHILIPP GRAMES, HAMBURG

Afghanistan ist nicht Hollywood! Auf den realen Kriegsschauplätzen dieser Welt wird nicht pathetisch heldenhaft für Vaterland und Freiheit gestorben. Reden wir also nicht von Helden, sondern von Opfern einer Politik mit anderen Mitteln, wie Krieg unschön umschrieben wird. Und gerade jungen, abenteuerlustigen,

neugierigen wie kühnen Soldaten wird ihre altersbedingte (Lebens-)Unerfahrenheit vielfach leider auch zum tödlichen Verhängnis, weil sie zum Leidwesen wohl der meisten Eltern die Gefahr des kriegsüblichen Gemisches aus politischer Lüge und militärischer Willkür erst begreifen, wenn sie mittendrin sind.

RÜDIGER REUPKE, ISENÜTTEL (NIEDERS.)

Den Satz „Die Deutschen haben auch über 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs keine Haltung zu ihren Soldaten gefunden“ kann ich nur unterstreichen. Als ehemaliger Berufssoldat erinnere ich mich gut daran, dass wir uns ständig in Frage stellen oder sogar beleidigen lassen mussten. Das unsägliche Urteil zum Tucholsky-Zitat „Soldaten sind Mörder“ aus den achtziger Jahren war für die Zeit symptomatisch. Im Vergleich mit den USA, aber auch mit Großbritannien scheint mir uns Deutschen in diesem Zusammenhang eines zu fehlen: Herz!

HANS PETER SCHMIDT, SAARLOUIS

Angehörige gefallener Bundeswehrsoldaten werden in ihrem Überlebenskampf eher behindert als unterstützt, und Werbung für mehr Rückhalt in der Bevölkerung findet nicht statt. Da wirken die vielen Anzeigen, mit denen die Bundeswehr Offiziersbewerber anlocken will, eher lächerlich. Wer als Politiker den Rückhalt für die Bundeswehrangehörigen in der eigenen Bevölkerung nicht deutlich stärkt, wird bald keine Soldaten mehr haben, die er in Auslandseinsätze schicken kann.

DIETER PETER KLEINE, HOMBURG (SAARL.)
EHEMALIGER ZEITSOLDAT DER MARINE

Nr. 10/2012, Im SPIEGEL-Gespräch verteidigt Umweltminister Norbert Röttgen die Energiewende

Unsere Dilettanten

Die Aussage, dass Photovoltaik auch in Deutschland absolut wettbewerbsfähig sein wird, wirft die Frage auf, woher die Politik das denn wissen will. Anstatt die Unfehlbarkeit dieser Entscheidung zu propagieren, sollten wir lieber auch hier auf Wettbewerb und Evolution der guten Idee setzen – was sich durch eine Karbonsteuer oder einen strikten Emissionshandel verwirklichen lässt –, so dass der Staat sich nur um den Netzausbau kümmern muss.

DR. JENS HANSEN, NEW YORK

Einmal mehr verkündet Röttgen nur die halbe Wahrheit. Tatsächlich hat Deutschland am kalten 6. Februar massiv Windstrom nach Frankreich geliefert. Aber bereits an den Tagen darauf kehrte sich die Lage komplett um, und Strom in Deutschland wurde knapp.

THOMAS SCHMIDHAUSER, LUZERN (SCHWEIZ)

Es wird regelmäßig mit Scheinargumenten gespielt, bei denen Mieter gegen Haus(dach)besitzer ausgespielt werden und „reiche“ Photovoltaik-Anlageneigentümer gegen Hartz-IV-Bezieher. Dabei haben die meisten privaten PV-Anlagenbesitzer diese mit eigenem Ersparnis bezahlt, um damit eine Rendite von acht Prozent vor Steuern zu erzielen, sicherlich nicht mehr als die durchschnittlichen Renditen der Stromkonzerne.

NORBERT DICKEN, AACHEN
PRODUKTMANAGER PHOTOVOLTAIK

Warum die anderen Industrienationen weiter auf Kernenergie setzen, fragen Sie? Weil dort Fachleute der Kern- und Energiephysik die Maxime bestimmen, die sich um Lichtjahre von unseren Dilettanten einer naiven Energiepolitik unterscheiden.

PROF. DIETRICH FRIES, BRUCHSAL (BAD.-WÜRTT.)

Nr. 10/2012, Auftrieb für Südtiroler Separatisten

Gesunder Patriotismus

Obwohl die Verträge bereits Anfang der siebziger Jahre unterzeichnet wurden, hat Italien 20 Jahre gebraucht, die Autonomie umzusetzen. Seit 1992 haben die Südtiroler sich den Wohlstand erarbeitet, den sie natürlich jetzt nicht bereit sind an Italien abzugeben. Sie sehen nicht ein, dass sie für etwas zahlen müssen, das sie nicht verschuldet haben. Es sind weder Ressentiments noch Vorurteile gegenüber einer südländischen Mentalität und schon gar kein Ruck nach rechts. Südtirol hat in der Vergangenheit sehr unter der italienischen Politik gelitten. Nun möchten viele diesen maroden Staat nicht auch



Villnösser Tal in Südtirol

noch unterstützen und entdecken ihre Liebe zur Heimat wieder. Was spricht denn gegen einen gesunden Patriotismus?

CARSTEN SCHAUERTE, JENESIEN (ITALIEN)

Ihr Artikel greift etwas zu kurz, wenn er diese Thematik nur auf wirtschaftliche Faktoren zurückführt und historische Gegebenheiten völlig ausblendet. Südtirol ist gegen den Willen seiner Bevölkerung in einen fremden Staat eingegliedert worden, der jahrzehntelang Unterdrückung und Italianisierung betrieben hat.

HELMUT WEISSENEGGER, BOZEN (ITALIEN)



Testen, was das Zeug hält.

Ein Fest für die ganze Familie. Am Samstag,
den 31. März 2012, von 9:00 bis 16:00 Uhr.

Hier kommt zusammen, was STIHL macht und was Spaß macht. Probieren Sie Geräte von STIHL und VIKING einfach mal ganz unverbindlich aus und erleben Sie, wie Sie sich damit die Gartenarbeit leichter machen können. Und das zu kleineren Preisen, als Sie vielleicht erwarten – mit unseren günstigen Aktions-Angeboten. Auch bei einem teilnehmenden Fachhändler in Ihrer Nähe.



www.stihl.de/test-tag

Erleben Sie Indiras Welt



Kostenlose Kataloge:

00 800/24 01 24 01

(Gebührenfrei für D, A und CH)

www.studiosus.com

Intensiver**leben**

Studiosus

Nr. 9/2012, Eine vierjährige Odyssee durch das Reich der Alternativmedizin

Heillos verfeindet

2005 erkrankte mein bester Freund mit 42 Jahren an Lungenkrebs. Auch er lehnte eine Chemotherapie vehement ab und entschied sich stattdessen für eine Quark-Öl-Diät. Fünf Monate nach der Diagnose starb er. Bis heute kann ich es nicht fassen, dass ein intelligenter Mensch sich plötzlich jeder Vernunft verschloss und seine ganze Hoffnung auf etwas setzte, das so offensichtlich dumm, nutzlos und unwirksam war. Hier sind dringend Maßnahmen geboten, diesen menschenverachtenden, alternativen Heilern, ob Bauer oder Arzt, das Handwerk zu legen.

HANS REINHARDT, BALJE (NIEDERS.)

Im Namen zahlloser verunsicherter und irregeleiteter Patienten: Danke für diesen lebensrettenden Artikel!

PROF. DR. CHRISTOPH LANG, ERLANGEN

Lebensqualität und eventuelle Heilung können in der Zusammenarbeit von Schulmedizinern und Homöopathen viel besser erreicht werden als im Alleinkampf. Leider sind beide Parteien häufig heillos verfeindet, was auf dem Rücken der Patienten ausgetragen wird. Onkologische Wartezimmer sind oft überfüllt, die Ärzte überarbeitet, überfordert. Kein Wunder, dass Patienten auf Scharlatane hereinfallen.

INGE BERNHARD, NEUSTADT (RHLD.-PF.)

Ihr Bericht ist beeindruckend und erfüllt den Zweck der Warnung aller naiven Heilsuchenden sicherlich. Und wenn das, was dort geschildert wird, so geschehen ist, dann ist es alle Kritik wert. Aber warum bringen Sie Bilder von Homöopathie, obwohl im Artikel keine Rede von Homöopathen ist, die ihre Heilwirkung versprochen hätten? Das gilt genauso für Reiki oder Ähnliches. Die beschriebenen Wunderheiler haben alle diese Methoden nicht angewendet.

BARBARA DEBOLD-PETZSCH, SCHWARMSTEDT

Warum gelingt es diesen Marketendern in Sachen Hoffnung, für ihre im günstigen Fall nur unwirksamen, auf jeden Fall jedoch kostspieligen Tinkturen, Pillen und Maßnahmen Abnehmer zu finden? Weil sie das machen, wofür auch im schulmedizinischen Praxisalltag Raum bleiben sollte, nämlich geduldiges Zuhören und Gelegenheit zum Nachfragen, zum Verstehen und damit zum Vertrauensfassen zu geben. Die Komplementärmedizin will genau dies in der Onkologie erreichen – ein

patientenorientiertes Zusammenwirken von schulmedizinischen und supportiven Maßnahmen, aber auch Globuli und Aromatherapie, und die vielen positiven Rückmeldungen deuten an, dass dies der Weg ist, den Tumorbehandlung gehen sollte.

DR. THOMAS NEUHAUS, HOLZHEIM (RHLD.-PF.)



Krebspatientin Mulofwa

Chemotherapien sind inzwischen sehr differenziert. Nur selten gehen noch die Haare aus, den meisten Patienten sieht man die Krankheit nicht an. Trotzdem gleicht die Therapie immer noch einem Lotteriespiel, bei dem Tausende jedes Jahr verlieren. Diese Unberechenbarkeit mag die

Ursache sein, mit geradezu religiöser Intensität an esoterische Heilsversprechen zu glauben. Unter vielen weiblichen Patienten gehören das Misstrauen gegenüber der Schulmedizin und im Gegenzug die kritiklose Akzeptanz von Globuli oder Mistelextrakten zum gruppenstabilisierenden Rollenverhalten. Auf diese Weise wird die erschütterte Identität gefestigt. Sachliche Diskussionen sind fast unmöglich, da sie als Angriff auf die Autonomie gewertet und abgewehrt werden.

DR. CHRISTIANE DITTMANN, REGENSBURG

Als Ehemann einer Brustkrebspatientin habe ich gelernt: „Hart und kalt“ sind nicht die Schulmediziner, sondern ihre Eingriffe, die keine Streicheleinheiten sind, aber effizient und ohne Alternative „Medizin“. Es gibt aber hilfreiche und heilsame Ergänzungen wie Akupunktur, Naturheilkunde, Physio-, Tanz- und Gesprächstherapie, die zudem den Effekt haben, zu aktivieren und den Kampf aufzunehmen.

JÖRG DIETRICH, TÜBINGEN

Nr. 11/2012, Serie „Die Reichen“, Teil III

Verzerrende Brille

Wen die Schule Schloss Salem „fast paramilitärisch“ anmutet, der muss bei einem Besuch entweder eine extrem verzerrende Brille aufgesetzt oder eine Übung unserer allerdings sehr tüchtigen Schulfirewehr mit einem Kampfeinsatz in Afghanistan verwechselt haben. Nein, ziviler als im Salemer Internat geht es nun wirklich nicht.

PROF. DR. ROBERT LEICHT, HAMBURG
VORSTANDSVORSITZENDER SCHULE SCHLOSS SALEM

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe befindet sich im Mittelbund ein achtseitiger Beihefter der Firma Peek & Cloppenburg (P&C).

SUPERGÜNSTIG MOBIL SURFEN



1&1 NOTEBOOK-FLAT

AKTION: 1 MONAT

0,- €*

sonst ab 9,99 €/Monat*

- ✓ Internet-Flatrate per HSDPA/UMTS!
- ✓ 1&1 Surf-Stick oder Micro-SIM-Karte für 0,- €!*
- ✓ Beste D-Netz-Qualität!



www.1und1.de

0 26 02 / 96 96

* 1&1 Notebook-Flat im 2. Monat für 0,- €, sonst ab 9,99 €/Monat. Ab einem Datenvolumen von 1 GB steht eine Bandbreite von max. 64 kBit/s zur Verfügung. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit. Keine Bereitstellungsgebühr, keine Versandkosten.



Jetzt den Niedrig-Zins auf Dauer sichern.

Mit Bausparen entspannt zurücklehnen.

- ▶ Schutz vor steigenden Kreditzinsen.
- ▶ Langfristige Planungssicherheit.
- ▶ Zum Bauen, Renovieren und Energiesparen.

Gemeinsam Heimat schaffen mit der Nr. 1*.

Jetzt bei den Experten von Schwäbisch Hall und bei den Volksbanken, Raiffeisenbanken. Oder gleich unter:

Tel. 0791 46-4777
www.schwaebisch-hall.de

* Bzgl. der Kundenanzahl privater Bausparkassen.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Schwäbisch Hall
Auf diese Steine können Sie bauen



Merkel, Sarkozy



EUROPA

Herzliche Ausladung

REMY DE LA MALVIERE / DAPD

Bundeskanzlerin Angela Merkel ist verärgert über das Verhalten von Frankreichs Staatspräsident Nicolas Sarkozy. Der konservative Franzose hatte am vergangenen Mittwoch Merkel per Radiointerview von der Kampagne um seine Wiederwahl eingeladen. „Der Wahlkampf ist Sache der Franzosen“, sagte er dem Sender Europe 1. Anfang des Jahres hatte Sarkozy die Kanzlerin noch gebeten, mit ihm mehrere gemeinsame Auftritte in Frankreich zu absolvieren. Merkel hatte zugesagt – und gleichzeitig dem sozialistischen Herausforderer François Hollande einen Empfang verweigert. Doch als Sarkozys Umfragewerte trotz der engen Allianz mit der deutschen Regierungschefin nicht anstiegen, änderte der Staats-

präsident Ende Februar die Richtung. Als Merkel von der Absage erfuhr, schimpfte sie vor Vertrauten über die Sprunghaftigkeit des Franzosen. Wenige Tage später stellte sie ihn am Rande des EU-Gipfels in Brüssel zur Rede. Sarkozy willigte daraufhin ein, zumindest einen gemeinsamen Auftritt zu veranstalten. Inzwischen wäre Merkel aber dem Vernehmen nach gar nicht unglücklich, wenn sie vor der Wahl nicht mehr in das Nachbarland reisen müsste. Sie will vermeiden, mit Sarkozys jüngsten rechtspopulistischen Äußerungen in Verbindung gebracht zu werden. Der Präsident hatte in einer Rede den „Zustrom“ von Ausländern kritisiert und gedroht, aus dem Schengen-Abkommen auszutreten.

LEBENSPARTNERSCHAFTEN

Schäuble gegen Splitting

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble verhindert, dass auch Schwule und Lesben in eingetragenen Lebenspartnerschaften in den Genuss des Ehegattensplittings kommen. In der vergangenen Woche legte der CDU-Mann bei der Finanzministerkonferenz von Bund und Ländern seinen Vorbehalt gegen die Regelung ein. Damit hebt er eine Vereinbarung aus, auf die sich die für Steuern zuständigen Spitzenbeamten



Hochzeit in München

der Länder und der obersten Finanzbehörden des Bundes Anfang März geeinigt hatten. Rund 25 000 Lebenspartnerschaften sollten auf diese Weise vorläufig Rechtsschutz bekommen, bis das Bundesverfassungsgericht die Frage

A. SCHNELLEGER / SÜDDEUTSCHER VERLAG

endgültig entschieden hat. Die Karlsruher Richter werden voraussichtlich im nächsten Jahr ihr Urteil verkünden. In einem internen Vermerk begründen Schäubles Mitarbeiter ihre Ablehnung damit, dass die neue Regel „die Argumentationslinie des Ministeriums in den beim Bundesverfassungsgericht anhängigen Verfahren schwächen“ könne. Oppositionspolitiker sind über den Schritt empört. „Schäuble muss seinen ideologischen Widerstand aufgeben“, sagt Volker Beck, parlamentarischer Geschäftsführer der Grünen im Bundestag, „die Gleichstellung von schwulen Bürgern und lesbischen Bürgerinnen bei der Einkommensteuer ist verfassungsrechtlich geboten.“

TERRORISMUS

Frühe Mitwisser

Das Ministerium für Staatssicherheit der DDR wusste bereits 1986, dass die RAF-Terroristin Verena Becker mit dem Verfassungsschutz zusammengearbeitet hatte. In einer auf den 14. Januar 1986 datierten „Operativ-Information“ heißt es über die im Mai 1977 verhaftete RAF-Frau: „Die B., Verena hat zur Erlangung von Haftenerleichterungen zeitweilig mit dem Verfassungsschutz der BRD zusammengearbeitet. Dies hat sie selbst dem ebenfalls inhaftierten ehemaligen ‚RAF‘-Mitglied Hofmann, Sieglinde offenbart, nachdem die erwarteten Haftenerleichterungen nicht eingetreten sind.“ Der SPIEGEL berichtete 2007 erstmals über Beckers Kooperation mit dem Verfassungsschutz. Die Frage, ob und seit wann diese Zusammenarbeit bestand, spielt eine wichtige Rolle im aktuellen Prozess um die Mithäterschaft Beckers beim Mord an Generalbundesanwalt Siegfried Buback.

DIPLOMATIE

Kritik an Westerwelle

Die Europa-Initiative von Bundesaußenminister Guido Westerwelle stößt in mehreren EU-Mitgliedstaaten auf Kritik. Westerwelle trage nicht zum Zusammenhalt in der Union bei, weil er einen Teil seiner Kollegen ausschließe, heißt es in schwedischen Diplomatenkreisen. Der Deutsche hat für Dienstag seine Amtskollegen aus zehn europäischen Staaten nach Berlin geladen, um über die Zukunft der EU zu diskutieren. Schweden ist nicht dabei. Auch in Dänemark gibt es Verärgerung über Westerwelles Vorstoß, obwohl der dänische Außenminister eingeladen ist. In Kopenhagen sieht man die Initiative als Angriff auf die eigene Ratspräsidentschaft. In Irland, wo der jüngst ausgehandelte Fiskalpakt in einer Volksabstimmung gebilligt werden muss, empfindet man eine weitergehende Europadebatte zum jetzigen Zeitpunkt als wenig hilfreich. Westerwelle möchte mit den Ministern in Berlin darüber sprechen, wohin die EU sich entwickeln soll.



MICHAEL SOHN / AP

Westerwelle stößt, obwohl der dänische Außenminister eingeladen ist. In Kopenhagen sieht man die Initiative als Angriff auf die eigene Ratspräsidentschaft. In Irland, wo der jüngst ausgehandelte Fiskalpakt in einer Volksabstimmung gebilligt werden muss, empfindet man eine weitergehende Europadebatte zum jetzigen Zeitpunkt als wenig hilfreich. Westerwelle möchte mit den Ministern in Berlin darüber sprechen, wohin die EU sich entwickeln soll.

GRÜNE

„Röttgen ist unser Gegner“

Roth, Trittin

Der grüne Fraktionsvorsitzende Jürgen Trittin, 57, über den Wahlkampf in NRW und die Personalquerelen an der Parteispitze

SPIEGEL: In Nordrhein-Westfalen haben die Grünen binnen Stunden Sylvia Löhrmann zur Spitzenfrau für die Wahl gekürt. Im Bund gibt es dagegen Hauen und Stechen, seit Parteichefin Claudia Roth ihre Kandidatur angemeldet hat. Wie konnte das passieren?

Trittin: Was für ein Vergleich! 60 Tage vor der Bundestagswahl werden wir im Bund auch Kandidaten haben. Aber im Ernst: Spätestens bis Ende des Jahres steht unsere Wahlkampfspitze fest.

SPIEGEL: Wie wollen Sie die Kandidaten auswählen – durch Urabstimmung der Mitglieder wie bei der Piratenpartei?

Trittin: Wir haben die Urabstimmung schon praktiziert, da dachte noch kein Pirat an eine Partei – etwa im Jahr 1993 über die Vereinigung mit Bündnis 90. Wenn wir jetzt mehrere Kandidaten haben sollten, kann eine Urabstimmung auch darüber nützlich sein.

SPIEGEL: Wie konnte Ihnen als Nummer eins der Grünen die Führungsfrage so entgleiten?

Trittin: Ich habe mich an der Debatte nicht beteiligt. Und ich halte sie auch nicht für sinnvoll.

SPIEGEL: Der Realo-Flügel wollte Sie zunächst als alleinigen Spitzenkandidaten vorschlagen, bevor sich Frau Roth

meldete. Sind Sie über die verpasste Chance traurig?

Trittin: Ich führe keine Debatten zur Unzeit. Jetzt gilt es, um rot-grüne Mehrheiten in den Ländern zu kämpfen statt um innerparteiliche Positionierungen. Deshalb halte ich viel davon, erst das Verfahren zu klären, dann die Posten auszuschreiben und dann über Kandidaturen zu entscheiden. Wir sollten zu diesem geordneten Verfahren zurückkehren.

SPIEGEL: Die Grünen streiten auch über Schwarz-Grün. Ist das in NRW denkbar?

Trittin: Nein. Wir haben als Teil einer Minderheitsregierung in NRW gute Arbeit geleistet, in der Schulpolitik, für den Klimaschutz, bei der Stärkung der Kommunen und in der Sozialpolitik. Unser Ziel ist es, die erfolgreiche rot-grüne Landesregierung mit stärkeren Grünen fortzusetzen.

SPIEGEL: Aber mit wem koalieren die Grünen, wenn es für Rot-Grün nicht reicht?

Trittin: Wir haben 2010 in NRW und 2011 in Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg schwarz-gelbe durch rot-grüne Regierungen abgelöst. Das werden wir fortsetzen. Die CDU in NRW hat mit der Linken paktiert, um einen Haushalt zu verhindern – da kam zusammen, was zusammengehört: in der Opposition. Norbert Röttgen ist unser Gegner, in der Finanzpolitik, beim Ausbau der Kinderbetreuung oder beim Thema Energiewende.

MICHAEL KAPPELER / DPA

PARTEIENFINANZIERUNG

Rechtlich säubern

Eine Koalition aller Parteien im Bundestag will sich zügig auf einen gemeinsamen Vorschlag verständigen, wie künftig die finanzielle Unterstützung ihrer Jugendorganisationen durch das Bundesfamilienministerium rechtlich sauber geregelt werden soll. Vorige Woche hatten die Richter des Oberverwaltungsgerichts Berlin entschieden, es gebe keine eindeutige Rechtsgrundlage für die Zahlungen an Parteijugendorganisationen. Sie seien womöglich „verkappte Parteienfinanzierung“. Die Zuschüsse aus dem Familienministerium sind ein erheblicher Posten in den Etats der Jugendorganisationen. Im vorigen Jahr bekamen Jungsozialisten und Junge Union jeweils 472 000 Euro, die Jungen Liberalen und die Grüne Jugend jeweils 164 000 Euro. Nur die Linke muss bisher ihre Jugendorganisation Solid fast ausschließlich selbst finanzieren, da das Ministerium wegen angeblich



Bundestag der Grünen Jugend

linksextremistischer Positionen nicht zahlt. Solid will die Auszahlung an die anderen Jugendorganisationen gerichtlich stoppen lassen, sollten sich die Parteien nun nicht auf eine Regelung verständigen, die die Jugendorganisation der Linken mit einschließt. Mit einer solchen Aktion war die Linke schon einmal erfolgreich. In den neunziger Jahren wollte die Partei gegen die staatliche Alimentierung der parteinahen Stiftungen vor Gericht ziehen. Als die anderen Parteien einwilligten, auch die Linke-Stiftung zu fördern, erlosch die linke Klage.

KOMMUNEN

Verbot für Zinswetten

Als erstes Bundesland will Sachsen seinen Städten und Kreisen hochriskante Zinswetten verbieten. Einen entsprechenden Entwurf zur Reform der Gemeindeordnung hat das sächsische Innenministerium Anfang März dem Landtag vorgelegt. Das Gesetz soll möglichst noch vor der Sommerpause verabschiedet werden. Bisher waren, wie in anderen Bundesländern auch, den Bürgermeistern und Kämmerern ganz allgemein Spekulations-

geschäfte untersagt. Was darunter zu verstehen ist, wurde aber in den Verwaltungsvorschriften nicht geregelt. In den vergangenen Jahren hatten Städte, Kreise, Zweckverbände und kommunale Unternehmen in der ganzen Republik hochriskante Finanzgeschäfte abgeschlossen (SPIEGEL 12/2011). Die Banken köderten die Kämmerer mit einer angeblichen Zinsersparnis für laufende Kredite. Doch in einer ganzen Reihe von Fällen verloren die Kommunen die Wetten und saßen am Ende auf Millionenverlusten. Die Zinswetten der Stadt Riesa stehen inzwischen mit 22 Millionen Euro im Minus. „Bundesweit dürfte der Schaden bei weit über einer Milliarde liegen“, sagt der Münchner Anwalt Jochen Weck, der im Auftrag von Städten und Kreisen gegen mehrere Banken prozessiert. Immer mehr Kommunen wollen aus den Verträgen aussteigen, ziehen vor Gericht oder fordern Schadensersatz von den Geldhäusern.



Schuldenstadt Riesa in Sachsen

RAUF HIRSCHBERGER / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Energie. Gewinner.

Warum Ihnen mit WeberHaus PlusEnergie der Schritt in die Energieunabhängigkeit gelingt? Weil Sie mit dem eigenen Haus Energie gewinnen und diese intelligent steuern können. Wir finden: Energie sparen war gestern!

Mehr zum Thema PlusEnergie auf www.weberhaus.de

WeberHaus®
Die Zukunft bauen



ROHSTOFFE

Kampf gegen Korruption, anderswo



Bohrinsel vor den Kanaren

Die Bundesregierung bremst in Brüssel Versuche, den milliarden schweren Weltmarkt für Rohstoffe transparenter zu machen. Die EU-Kommission will Rohstoffkonzerne aus Branchen wie der Öl-, Gas- oder Diamantenwirtschaft mit einer Richtlinie zwingen, ihre Geldflüsse an Exportländer detailliert offenzulegen. Auf diese Weise soll klarwerden, wie viel Rohstoffmultis etwa für einzelne Konzessionen bezahlen, Korruption würde somit erschwert. Deutschland spricht sich dagegen aus, dass die Konzerne ihre Zahlungen an Exportländer für jedes Projekt konkret mitteilen müssen. Geht es nach dem Willen der Bundesregierung, muss die Rohstoffindustrie nur Zahlungen an Entwicklungsländer offenlegen – die Zuwendungen an EU-Länder, in denen Rohstoffe gefördert werden, dürfen im Dunkeln bleiben. „Es ist höchst bedenklich, dass die Bundesregierung eine vollständige Offenlegung verhindern will“, sagt Christian Humborg, Geschäftsführer von Transparency International Deutschland.

VORRATSDATEN

Politisch missbraucht

Im Streit um die Speicherung von Telefon- und Internetdaten wehrt sich der Leiter des Freiburger Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht gegen eine Instrumentalisierung seiner wissenschaftlichen Arbeit. „Der Zugriff auf unsere Forschungsergebnisse durch die Politik ist im Fall der Vorratsdatenspeicherung sehr selektiv“, klagt Hans-Jörg Albrecht. In der Debatte hätten Kritiker und Befürworter einer Wiedereinführung des umstrittenen Schnüffelinstruments die Ergebnisse seines Gutachtens „jeweils in ihrem Sinne interpretiert“. Die Vorratsdatenspeicherung sei keine Wunderwaffe, „aber sie bietet in bestimmten Fällen wichtige Ermittlungsansätze“, so Albrecht. Der Streit war in der vergangenen Woche neu entbrannt, nachdem eine erste Fassung des Albrecht-Gutachtens bekannt wurde. Sie ließ sich als Argumentationshilfe für die Speicherung interpretieren. Die Auftraggeber im Bundesjustizministerium, Gegner der Speicherung, machten Druck, ließen die Studie nachbessern und verwandten sie schließlich als Beleg für ihre Position (SPIEGEL 11/2012). Das Max-Planck-Institut arbeitet unterdessen in Eigenregie an einer ergänzenden Expertise zu dem Thema. Darin wertet Albrecht die Verfahrensdaten von Staatsanwaltschaften in Hinblick auf die Datenspeicherung aus. Aussagen über Schutzlücken lassen sich laut Albrecht „derzeit aufgrund der zu geringen Datenbasis nicht treffen“.

STEUERABKOMMEN

SPD akzeptiert Schweizer Geheimnisse

Die Chancen steigen, dass nach langen Verhandlungen das vor einem halben Jahr unterzeichnete Steuerabkommen zwischen Deutschland und der Schweiz doch noch in Kraft tritt. Die SPD-regierten Länder blockierten das Projekt, mit dem die Steuerflucht bekämpft werden soll, bislang im Bundesrat. Nun akzeptieren sie die wichtigste Schweizer Forderung nach der Wahrung des Bankgeheimnisses. „Wir können auch damit leben, dass es keinen automatischen Informationsaustausch zwischen den Behörden beider Länder gibt“, sagte der baden-würt-



Unterzeichnung des Abkommens 2011

tembergische Finanzminister Nils Schmid. Der SPD-Unterhändler fordert von Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble allerdings „erhebliche Nachbesserungen“. Vor allem sollen die Steuersätze für deutsches Geld in der Schweiz „so deutlich steigen, dass es einen Druck zur Legalisierung gibt“. Bislang ist vorgesehen, das Altvermögen von Steuerflüchtlern einmalig pauschal mit 19 bis 34 Prozent zu besteuern. Die SPD will zudem verhindern, dass nach dem geplanten Inkrafttreten des Abkommens zum 1. Januar 2013 noch Geld von der Schweiz in ein anderes Land verschoben werden kann. Das Vermögen deutscher Steuerflüchtlinge in dem Alpenstaat wird auf bis zu 180 Milliarden Euro geschätzt.



Marc O'Polo

VISIT OUR ONLINE SHOP WWW.MARC-O-POLO.COM

Christdemokratin Merkel

NRW

Saat des Unfriedens

Die überraschende Neuwahl in Nordrhein-Westfalen setzt die Berliner Koalition einer Zerreißprobe aus. FDP-Chef Philipp Rösler will offen gegen Angela Merkel Politik machen. Norbert Röttgen bringt sich als Kronprinz der Kanzlerin in Stellung.

Im Dezember 1972 hielt der amerikanische Meteorologe Edward Lorenz einen Vortrag vor Wissenschaftlern in Washington, D.C. Er sagte, der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien könne zum Ausbruch eines Tornados in Texas führen. Seine Metapher ging als Schmetterlingseffekt in die Wissenschaftsgeschichte ein. Im Kern sagt sie aus, dass unter bestimmten Umständen selbst winzige Veränderungen ein ganzes System ins Wanken bringen können.

Seit vergangenen Montag kennt auch die Politik den Schmetterlingseffekt. An diesem Tag trafen sich um 9.30 Uhr sechs Bedienstete der Parlamentsverwaltung

zur „AL-Runde“ im Büro des Düsseldorfer Landtagsdirektors Peter Jeromin. Bald war man bei der Frage, welche Konsequenzen es habe, wenn auch die FDP einen Einzelhaushalt der rot-grünen Minderheitsregierung in zweiter Lesung ablehne.

Der Abteilungsleiter Parlamentsdienste, Hans-Josef Thesling, wollte die Frage juristisch klären. Als die Expertise einen Tag später vorlag, löste sich kurz darauf nicht nur der Landtag in Düsseldorf auf; schon bald stand die ganze deutsche Politik im Bann der Entwicklungen in NRW.

Weil Thesling und seine Kollegen zu dem Ergebnis kamen, dass schon ein Nein

in zweiter Lesung zum Scheitern des NRW-Landeshaushalts führe, wird am 13. Mai in NRW neu gewählt. Dieses Datum zählt nun für Kanzlerin Angela Merkel und die Spitzenkräfte der deutschen Politik mehr als jede Euro-Krise. Der Blick richtet sich nach Wanne-Eickel und Gummersbach, nicht nach Brüssel oder auf die Brennpunkte des Nahen Ostens.

Nordrhein-Westfalen, das ist der Fluch der schwarz-gelben Koalition. Sie startete ohne Kraft und Mut, weil Jürgen Rüttgers und seine schwarz-gelbe Regierung in Düsseldorf im Herbst 2009 Schonung verlangten. Angela Merkel begann ihre zweite Amtszeit mit sechs quälenden Monaten



ACTION PRESS

mann Gröhe übt sich im Beschwichtigen. „Die nicht einfache Lage der FDP“ werde nichts daran ändern, dass die Regierung in Berlin funktioniert, sagt er.

Doch NRW ist zu groß, als dass es die Bundespolitik unbeeindruckt lassen könnte. 18 Millionen Menschen leben in dem Land, 9 von 30 Dax-Konzernen sind dort ansässig, es ist die Bundesrepublik in miniature. Als Rüttgers 2005 nach 39 Jahren SPD-Herrschaft die Macht in Düsseldorf eroberte, war das der Anfang vom Ende der Kanzlerschaft Gerhard Schröders.

Auch dieses Mal geht es um weit mehr als um die Herrschaft an Rhein und Ruhr. Der CDU-Mann Röttgers will zeigen, dass er das Zeug hat, die CDU in die Ära nach Merkel zu führen. Die Linken in der SPD wiederum hoffen, dass sich Hannelore Kraft mit einem Wahlsieg als Kanzlerkandidatin empfiehlt und damit den Agenda-Freunden Peer Steinbrück und Frank-Walter Steinmeier den Weg versperrt.

Und die Liberalen? Für sie geht es um die nackte Existenz. Ganz unverhohlen kündigt Parteichef Philipp Rösler an, dass von nun an das Wohl der FDP über dem Wohl der Koalition steht. „In der Bundesregierung lag das Übergewicht bisher bei Kompromissen“, sagt er. „Jetzt ist eine andere Konturierung gefragt.“ Hinter dem Satz steckt die Erkenntnis, dass geräuschloses Arbeiten im Berliner Bündnis das Vertrauen der Wähler nicht zurückbringt. Am Ende, so die bittere Bilanz der Liberalen, profitiere immer nur Merkel.

Der FDP-Chef blickt nun in den Abgrund. Es wäre das Wunder von Düsseldorf, wenn die Liberalen noch einmal den Einzug in den Landtag schafften. Im Moment sind die Umfragen so mies, dass sich in der Partei Galgenhumor breitmacht. Die Abkürzung „FDP“, so ulken manche, stehe inzwischen für „fast drei Prozent“.

Wie angeschlagen Rösler ist, zeigte sich am vergangenen Donnerstagabend. Nach

der Neuwahlankündigung traf sich der Landesvorstand der NRW-FDP um 20 Uhr im Düsseldorfer NH-Hotel. Rösler hatte eigens eine USA-Reise abgesagt, um bei der Sitzung zu sein. Der Parteichef greift persönlich in die Kandidatenkür im wichtigsten Bundesland ein, das sollte die Botschaft sein. Es kam anders.

Noch vor 20 Uhr zogen sich der Landesvorsitzende Daniel Bahr, Fraktionschef Gerhard Papke und der ehemalige Generalsekretär Christian Lindner zu einem Sechs-Augen-Gespräch zurück. Der Berliner Gesundheitsminister bot Lindner die Spitzenkandidatur an. Bahr rechnet mit einer Niederlage der FDP und will davon nicht beschädigt werden. Auch Lindner hatte noch Mitte der Woche alle Avancen zurückgewiesen. Für einen Kamikaze-Wahlkampf stehe er nicht zur Verfügung. Schließlich schwenkte Lindner um, knüpfte seine Kandidatur aber an eine Bedingung: Bahr müsse ihm den Landesvorsitz abtreten. Der willigte schließlich ein.

Rösler saß derweil eine Etage tiefer, beim gewöhnlichen Parteivolk. Bahr und Lindner hielten den Vizekanzler der Bundesrepublik bewusst von dem entscheidenden Gespräch fern. Nur ab und zu schickte Bahr ihm eine SMS. Es war eine offensichtliche Demütigung. Bis kurz vor 21 Uhr wartete Rösler mit dem versammelten Landesvorstand auf die drei Parteifreunde. „Der stand da mit uns rum wie bestellt und nicht abgeholt“, sagt ein Vorstandsmitglied. Als Lindner, Bahr und Papke dem Vorstand schließlich ihren Coup verkündeten, konnte Rösler bloß noch klatschen.

Mit Lindners überraschendem Comeback wird die Lage für Rösler noch brenzlicher. Das Verhältnis der beiden gilt seit Lindners Rücktritt vom Amt des Generalsekretärs als zerrüttet (siehe Seite 24). Nun ist der Jungpolitiker über Nacht zum mächtigen Gegenspieler herangewachsen. Selbst wenn er die Wahl in Nordrhein-Westfalen verliert, bleibt ihm der

der Untätigkeit. Als NRW im Mai 2010 endlich wählte, verlor Rüttgers auch wegen des Ärgers der Bürger über die Berliner Lethargie. Das war die Ironie der Geschichte.

Nun versichern die Spitzenleute der Union eifrig, eine Politik des Abwartens werde es nicht mehr geben. „Diesen Fehler machen wir nicht noch einmal“, sagt Unions-Fraktionschef Volker Kauder. Aber das ist mehr Hoffnung als Überzeugung. Auch CDU-Generalsekretär Her-

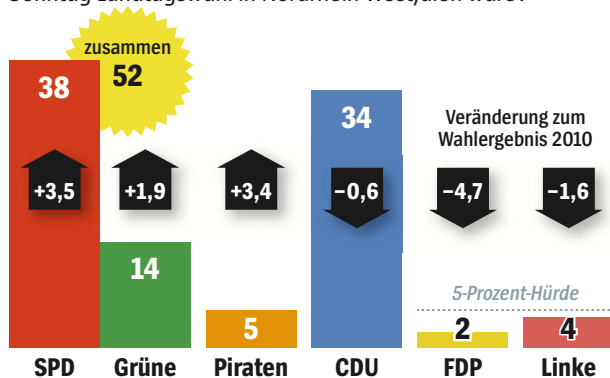


Konkurrenten Röttgen, Kraft: Die Ära nach Merkel

Gewinner...

... und Verlierer

„Welche Partei würden Sie wählen, wenn am kommenden Sonntag Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen wäre?“



Infratest-dimap-Ländertrend für die ARD am 14. März; 1002 Befragte in Nordrhein-Westfalen; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: Sonstige

„Ein guter Jung“

Christian Lindner wird zum Rivalen von FDP-Chef Rösler.

Christian Lindner steht etwas verloren im Forum Leverkusen, er trägt ein graues Jackett und eine dunkle Krawatte zu einer zerrissenen Jeans. Im Versammlungssaal sitzen rund 20 FDP-Mitglieder und warten auf den Beginn des Kreisparteitags. Lindner soll gleich etwas zur Situation des Liberalismus in Deutschland sagen.

Ein älterer Parteifreund geht auf ihn zu und sagt: „Na, das ist ja ein interessantes Outfit.“ Lindner guckt verlegen an sich herunter. „Na ja, ich bin ja quasi privat hier“, sagt er. Es klingt, als nehme er gerade ein Sabbatical.

Das war vor einigen Wochen. Lindners Kleidung spiegelte den Zwiespalt, in dem er sich damals befand. Im Jahr zuvor hatte er große Säle gefüllt, jetzt musste er vor einer Handvoll Parteimitgliedern reden. Er war nur noch einfacher Bundestagsabgeordneter, aber die Leute erwarteten von ihm noch immer, dass er ihnen erklärt, warum die FDP in Deutschland gebraucht wird.

Dabei war Lindner am 14. Dezember als Generalsekretär zurückgetreten, am Tag, bevor die Mitgliederbefragung zum Euro-Rettungsschirm ausgezählt werden sollte. Für Parteichef Philipp Rösler, den Lindner nur wenige Stunden vorher über seine Entscheidung informiert hatte, war das ein Affront.

Lindner und Rösler hatten sich in der Öffentlichkeit als Freunde präsentiert. Der Rücktritt machte aus ihnen Gegner. Kurzzeitig sah es so aus, als würde Lindner auch den FDP-Vorsitzenden mit sich reißen. Doch Rösler hielt sich im Amt. Lindner verschwand vorübergehend im Nichts.

Seit Donnerstag ist er wieder da. Er soll die Partei nicht nur in die Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen führen. Er wird auch Vorsitzender des größten Landesverbands. Er kämpft jetzt für den Aufstieg nach ganz oben – gegen seinen einstigen Freund.

Ein Frühstück mit Lindner in einem Café unweit des Reichstags. Diesmal erscheint er betont seriös im grauen Anzug. Er gehört zu dem Typus Politiker, der mit Guido Westerwelle in die FDP eingezogen ist.

Vor Westerwelle war die FDP ein Club biederer Handwerker, Zahnärzte und Apotheker. Mit Lindner kamen jun-

ge, smarte Männer in die Partei, die lieber über das Internet als über Lohnnebenkosten redeten. Männer wie der Niedersachse Rösler oder der Gesundheitsexperte Daniel Bahr.

Die drei galten bald als „Boysgroup“, als junge Wilde, die die Partei aus der „Mehr Netto vom Brutto“-Falle befreien wollten, in die Westerwelle sie geführt hatte. Lindner hat das Etikett gehasst. Er nahm den herablassenden Unterton wahr, der immer mitschwang. Seit sei-



Politiker Lindner

Von der „Boysgroup“ redet keiner mehr

nem Rücktritt redet niemand mehr von der „Boysgroup“.

Lindner hat seinen Rücktritt nie wirklich erklärt. Es ist eine politische Last, die er immer noch mit sich trägt. Warum ist die Freundschaft zwischen Rösler und ihm zerbrochen?

Als Lindner nach der Bundestagswahl 2009 Generalsekretär wurde, hatte er Großes vor. Er wollte ein neues Grundgesetzprogramm schreiben. Es sollte den Liberalismus neu definieren. Das Projekt kam nicht voran. Westerwelle wollte keine neue FDP, er wollte einfach überleben.

Nach dem Sturz Westerwelles und der Wahl Röslers zum Parteichef im vergangenen Mai schien der Weg frei für Lindners Ambitionen. Er glaubte, in Rösler einen Geistesverwandten zu haben. Jetzt konnten sie das umsetzen, was sie an den langen Abenden in Ber-

liner Restaurants hinter Westerwelles Rücken besprochen hatten.

Doch dafür hätten sie ein politisches Gesetz außer Kraft setzen müssen, an dem schon andere Freundschaften zerbrochen waren: An der Spitze kämpft jeder für sich allein.

Rösler wollte keine neue Partei, er wollte den alten Liberalismus mit freundlichem Gesicht – seinem. An einer inhaltlichen Neuausrichtung hatte er kein Interesse. Das hätte Streit mit starken Männern wie Fraktionschef Rainer Brüderle bedeutet.

Auf Parteiveranstaltungen erklärte Lindner den Liberalismus immer noch so schön, wie nur er das kann. Aber es klang nun hohl. Rösler sagte, die Steuersenkung sei wieder das zentrale Thema. Dabei hatte Westerwelle die Partei damit in die Krise getrieben. Lindner verstand seinen Freund nicht mehr.

Die beiden redeten häufig miteinander, aber sie misstrauten sich zunehmend. Als die CDU im Oktober ihren Widerstand gegen allgemeine Mindestlöhne aufgab, verabredeten Lindner und Rösler, darüber zu verhandeln. Die Lösung, über die die Union nachdenke, sei eine Diskussion wert, sagte Lindner in einem Interview. So hatte er es mit Rösler besprochen.

Am Tag darauf tagte das FDP-Präsidium. Es gab Protest gegen Lindners Äußerung. Rösler knickte ein. Der CDU-Vorschlag laufe auf einen gesetzlichen Mindestlohn hinaus, den die FDP ablehne, sagte er. Lindner fühlte sich im Stich gelassen.

Lindner redet nicht gern über diese Zeit. Er weiß, dass ihm viele Illoyalität vorwerfen. Es ist ein Vorwurf, der nicht leicht zu beantworten ist. Er will sich nicht gegen die FDP in Stellung bringen lassen.

Lindner spürte Röslers wachsendes Misstrauen. Der Parteichef platzierte Vertraute aus seiner Zeit in Niedersachsen im Thomas-Dehler-Haus. Lindner fühlte sich bald in seiner eigenen Parteizentrale umstellt.

Eine Partei hält es auf Dauer nicht aus, wenn sich der Generalsekretär und der Vorsitzende auseinanderleben. Noch schwieriger ist es, wenn der Generalsekretär sich für den besseren Vorsitzenden hält.

Lindner sah, wie Rösler einen schweren Fehler nach dem anderen machte. Bei seiner Antrittsrede auf dem Parteitag sagte Rösler: „Ab heute wird die FDP liefern.“ Doch es kam nichts. Er demütigte Außenminister Westerwelle öffentlich und ließ ihn doch im Amt.

STEFFEN ROTH / AGENTUR FOCUS

Lindner hätte nach dem Rücktritt Westerwelles wohl selbst Parteichef werden können, aber er wagte es nicht. Es sei auch eine „Frage der Vermittlung in die Öffentlichkeit“ gewesen, sagt er. Ein 38-Jähriger könne Parteichef werden, ein 32-Jähriger nicht.

Lindner war es bald leid, Röslers Fehler verteidigen zu müssen. Am 11. Dezember erklärte Rösler, dass die Parteispitze den Mitgliederentscheid zum Euro-Rettungsschirm gewonnen habe. Da war die Abstimmung noch gar nicht beendet. Lindner nahm Rösler halbherzig in Schutz. Drei Tage später trat er zurück. Er wollte nicht dabei sein, wenn der Parteivorsitzende stürzt.

Ein paar Wochen nach Lindners Rücktritt stand der CDU-Bundestagsabgeordnete Wolfgang Bosbach bei einer Veranstaltung in Bergisch-Gladbach einige Meter von seinem Bundestagskollegen entfernt. Bosbach ist ein alter Haudegen, er hat einen guten Blick auf die ungedulden Jungen. Er war selbst mal einer.

„Dat is' ein guter Jung, der klügste, den die haben“, sagte Bosbach. „Aber er ist nicht so gut, wie er denkt.“ Er macht mit dem Zeigefinger eine kreisende Bewegung vor der Schläfe. „Der schnelle Aufstieg, der is' ihm zu Kopf gestiegen.“

Als Generalsekretär ist Lindner noch an Rösler gescheitert. Jetzt, mit der Spitzenkandidatur und dem Parteivorsitz in Nordrhein-Westfalen, gibt es eine neue Konstellation: Lindner ist wieder da. Das Überleben des Parteichefs hängt auch von seinem Erfolg ab.

RALF NEUKIRCH

Vorsitz des wichtigsten FDP-Landesverbands. In dieser Rolle kann er Rösler vor sich hertreiben – falls das überhaupt noch nötig ist.

Parteistrategen befürchten, dass sich nach einer Niederlage in NRW der geballte Frust der Basis Bahn bricht. Röslers Tage als Parteichef wären gezählt. Als Nachfolger rechnet sich Bahr Chancen aus, eher noch kommt aber wohl Fraktionschef Rainer Brüderle in Frage.

Es wäre eine Genugtuung für ihn, Rösler vom Thron zu stürzen. Brüderle hat nicht vergessen, dass Rösler eine Intrige gegen ihn startete, als Brüderles Heimatverband aus dem rheinland-pfälzischen

Selbst bei Themen, die gute Nachrichten bereithalten, zerlegt sich die Koalition.

Landtag geflogen war. Rösler entriß ihm das Amt des Wirtschaftsministers, und nur mit Mühe konnte Brüderle sich den Posten des Fraktionschefs sichern.

So misstraut jeder jedem. Dazu kommt die inhaltliche Ratlosigkeit. Zwar sind sich alle einig, dass man sich nicht länger von der Union über den Tisch ziehen lassen darf. „Wir sind eine eigenständige Partei“, sagt Rösler.

Aber was soll das heißen? Rösler und sein Generalsekretär Patrick Döring trimmen die Partei im Moment auf klassische FDP-Themen, sie singen das Loblied auf den Mittelstand und fordern sinkende Abgaben. Aber gerade das erscheint vielen Wählern als zu einseitig.

In einer Forsa-Umfrage, die dem SPIEGEL vorliegt, ließ die Parteizentrale vor einigen Wochen die Präferenzen der FDP-Wähler untersuchen. 49 Prozent der Stammwähler sagen, dass die FDP nicht nur die Interessen des Mittelstands vertreten solle, sondern „auch Themen, die für andere Bevölkerungsschichten wichtig sind“. Die Hälfte der FDP-Stammwähler ist für einen gesetzlichen Mindestlohn. Und Steuersenkungen befürwortet nur noch eine Minderheit: Selbst wenn die Staatseinnahmen steigen sollten, wollen nur 31 Prozent der Stammwähler und nur 19 Prozent der abgewanderten FDP-Anhänger, dass die Steuern sinken.

Die FDP scheint das nicht zu kümmern, noch immer drängt sie auf eine Entlastung, obwohl es für das Vorhaben im Bundesrat keine Mehrheit gibt. Das wiederum sorgt für Streit in der Koalition, denn die Partner haben völlig unterschiedliche Vorstellungen, wie es jetzt weitergehen soll. Starke Teile der Union wollen die SPD mit ins Boot holen und sind bereit, dafür den Steuersatz für Spitzenverdiener anzuheben. Für die FDP ist das eine Kampfansage. Ihr Ausweg aus dem Patt in der Steuerfrage: Sie wollen den Solidaritätszuschlag senken.

Selbst bei Themen, die gute Nachrichten bereithalten, zerlegt sich die Koalition. Knapp zehn Milliarden Euro hat Gesundheitsminister Bahr derzeit auf der hohen Kante. Der Streit darüber, was mit den Überschüssen passieren soll, ist noch längst nicht beigelegt. Unions-Fraktionschef Kauder will die Beiträge senken, Finanzminister Schäuble den Bundeshaushalt sanieren, und die FDP möchte die ungeliebte Praxisgebühr abschaffen. Das



Liberale Rösler, Brüderle, Westerwelle

CLEMENS BILAN / DDP IMAGES / DAPD

In den Landtag twittern

Die Piraten wollen ins Parlament, ihren Wahlkampf organisieren sie offen übers Netz. Das sorgt bei der Kandidatensuche für Zwist.

Als der Landtag das Ende von Rot-Grün besiegelt, steht Michele Marsching mit Baby auf dem Arm vor dem Fernseher und fühlt sich kalt erwischt.

Der Vorsitzende der Piratenpartei in Nordrhein-Westfalen macht gerade Elternzeit, ein Wahlkampf ist damit schwer zu vereinbaren. Marsching schnappt sich Kind und Hund und geht erst mal eine Runde Gassi. Wenig später setzt er sich ins Auto und fährt für Interviews nach Düsseldorf. „Wir sind heiß darauf, etwas zu verändern“, sagt er im Auto, nun ganz Polit-Profi.

Etwa zur gleichen Zeit versammeln sich mehr als hundert Piraten bei Mumble. Das ist eine Sprachkonferenz im Internet und funktioniert ähnlich wie Skype. Das Programm dient der Partei als virtueller Konferenzraum, sogleich werden hier erste Aufgaben verteilt.

Während bei anderen Parteien die Wahlkampfzentralen hermetisch abgeriegelt werden, nutzen Piraten die Schwarmintelligenz des Internets. Die Partei fürchtet dabei nicht mal die Konkurrenz. „Es ist bekannt, dass die Opposition bei Mumble zuhört“, sagt der Bundesvorstand Bernd Schlömer. Bei einer Vorstandssitzung, die unlängst live ins Netz übertragen wurde, begrüßte er auch Zuhörer der Grünen Jugend.

Es ist unter anderem diese Offenheit, die zurzeit viele Bürger zu den Piraten treibt. Seit dem Einzug ins Berliner Abgeordnetenhaus im September hat sich deren Mitgliederzahl in NRW um mehr als die Hälfte erhöht, 3500 Piraten gibt es dort derzeit. In Umfragen kommt die Partei auf über fünf Prozent. Auch im Saarland und in Schleswig-Holstein zieht sie womöglich in die Landtage ein. „Ich bin mir sicher, dass wir es überall schaffen“, sagt Bernd Schlömer.

Die Piraten könnten sich in diesem Frühjahr als sechste Kraft in der deutschen Parteienlandschaft etablieren. Das Machtgefüge in den Parlamenten geriete so in Bewegung, schon jetzt verändert die Partei den Politikstil.

Die Euphorie ist bei den Piraten seit Tagen zu spüren, via Mumble, bei

Twitter oder auf Mailing-Listen. Dort schicken sich Anhänger rund um die Uhr Nachrichten zu: Wo darf plakatiert werden? Wer gibt Interviews?

Bei Twitter tauschten Sympathisanten öffentlich Ideen für Wahlkampfsprüche aus, versehen mit dem Schlagwort #claimsfuernrw. Der Berliner Abgeordnete Christopher Lauer (Twitter-Name: „Schmidtlepp“) witzelt über die Ministerpräsidentin („Inhalte statt



Piraten-Landeschef Marsching
„Wir sind heiß“

Kraft“). Und der Benutzer „Pille Pale“ spielt mit der Tatsache, dass sich Piraten gern zur Naivität bekennen: „Wir haben keine Ahnung und davon viel!“

Was die Partei als Chance versteht, ist zugleich auch eine Gefahr. Die Piraten müssen sich noch finden, personell wie inhaltlich. Die Kandidaten sollen auf dem Parteitag am Wochenende gekürt werden. Da jedes Mitglied teilnehmen darf, entscheiden spontane Mehrheiten, wer auf die Liste kommt. „Wir sind vor Überraschungen nicht gefeit“, sagt NRW-Vorstandsmitglied Kai Schmalenbach.

Allein bis Ende vergangener Woche bewarben sich rund 60 Kandidaten auf

der Piraten-Website. Bekannte Gesichter suchte man vergebens. Marina Weisband, politische Geschäftsführerin und prominentes Parteimitglied, wollte nicht antreten. „Ich muss immer noch mein Diplom machen“, erklärte die Studentin aus Münster. Sie wolle aber „nach Kräften“ mithelfen.

Am Freitag schickten fünf Parteikaktivisten einen Brandbrief über die Mailing-Liste, in dem viele Bewerber scharf kritisiert werden. Jedes Mal, wenn bei „Deutschland sucht den Superstar“ ein weinendes Mädchen in die Kamera schluchze und klage, ihre Mama habe doch gesagt, sie könne prima singen, würden sie sich schämen, heißt es in dem Schreiben. „Das gleiche Gefühl beschleicht uns bei der Durchsicht der Kandidatenliste für den Landtag.“

Dort stünden 18-jährige Polit-Novizen neben Möchtegern-Karrieristen, die aus der SPD gewechselt seien. „Was in aller Welt geht in euch vor, dass ihr euch nach keinem Jahr in der Partei als Kandidaten für fünfjährige Verantwortung seht?“ Sofort ergoss sich ein Schwall an Gegenkritik, im Internet Shitstorm genannt, über die Autoren. Von „Motzern“ und „schlechtem Stil“ war die Rede.

Ein Blick ins reale Leben der Partei zeigt, wie treffend die Kritik ist. Ratingen, Donnerstagabend, Piratenstammtisch im Café Oleander. Es sind Piloten und Werber, Flugbegleiterinnen, Theologen und Toningenieur und sehr viele IT-Berater, allesamt ohne Parlamentserfahrung. Politik betrachteten sie bislang als interessantes Spiel, nun muss jemand Verantwortung übernehmen. Aber wer?

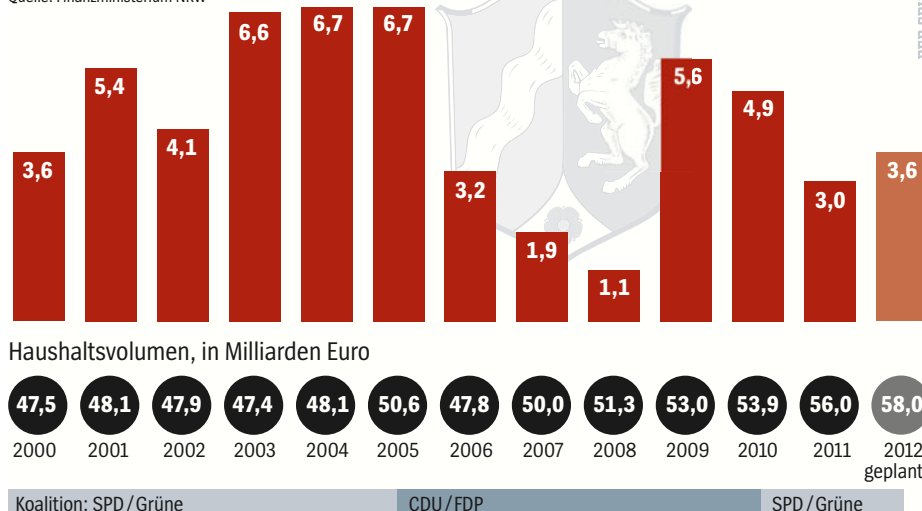
„Wir sollten jemanden nominieren, der fehlerfreies Deutsch spricht und uns repräsentieren kann“, schlägt Gabriel Heinzmann-Jiménez vor. Der 21-Jährige kündigt seine Kandidatur für den Wahlkreis Mettmann III an. Ein Bezirk bleibt in der Diskussion unbesetzt. Irgendwann hebt doch noch ein junger Mann die Hand: „Na gut, ich mach’s“, sagt er und fügt leise hinzu: „Ich darf nur nicht gewählt werden, sonst krieg ich echten Ärger mit meinem Arbeitgeber.“

SVEN BECKER, JÖRG DIEHL



Nettoneuverschuldung Nordrhein-Westfalens, in Milliarden Euro

Quelle: Finanzministerium NRW



Sitz der Staatskanzlei in Düsseldorf: Nordrhein-Westfalen, das ist der Fluch der schwarz-gelben Koalition

würde die Wähler freuen und genau deshalb stellt sich die Union quer.

Warum solle man der FDP eigentlich erlauben, bei einem „so populärem Thema zu punkten?“, fragt man sich in der CDU. Dagegen sagt der schleswig-holsteinische Spitzenkandidat Wolfgang Kubicki: „Die FDP muss dokumentieren, dass sie für ihre Überzeugungen kämpft – auch gegen die Union.“

Die Lage ist auch deshalb so angespannt, weil für alle Beteiligten viel auf dem Spiel steht, nicht nur für die FDP. Hannelore Kraft weiß, dass ein Sieg auch die Machtstatik der SPD verändern würde. Die Partei könnte wieder Hoffnung schöpfen, dass es 2013 doch für Rot-Grün im Bund reichen wird, und Kraft wäre die Frau, die der SPD wieder Selbstvertrauen gegeben hätte.

Wollen Sie Kanzlerkandidatin werden, Frau Kraft? „Ich bleibe in NRW und lasse mir keine Hintertür offen“, sagt sie. „Hier hängt mein Herz.“ Es klingt ehrlich, aber nach einem möglichen Wahlsieg geht es auch darum, was die Partei will.

Kraft ist die Hoffnung für all jene Sozialdemokraten, die mit Schröders Agenda-Politik fremdeln und die Peer Steinbrück für einen Mann mit neoliberalen Herzen halten. Sparen ist nicht die Sache Krafts. Sogar im Boomjahr 2011 nahm die rot-grüne Regierung drei Milliarden Euro Schulden auf. Die Union nennt das verantwortungslos, Kraft „präventive Sozialpolitik“.

Kraft verteidigt offensiv ihre Schuldenpolitik – gerade das ist es, was die Linken in der SPD beeindruckt. Sie können das Mantra von Steinbrück und Co., dass Sparen alternativlos sei, nicht mehr hören. Sie traue Kraft jederzeit die Kanzlerkandidatur zu, sagt die stellvertretende Fraktionschefin im Bundestag Elke Ferner. „Dazu hat sie mindestens ebenso das Zeug wie die drei Männer, die bislang von unserer Seite in Frage kommen.“

Röttgen hingegen unterstellen Parteifreunde zu viel, nicht zu wenig Ehrgeiz. Am vergangenen Dienstag um kurz nach 18 Uhr wurde ihm klar, dass sich sein Leben auf den Kopf stellt. Im Büro des CDU-Fraktionsvorsitzenden Karl-Josef Laumann saß CDU-Generalsekretär Oliver Wittke, Röttgen war per Telefon zugeschaltet.

Es ging um das Nein der FDP zum rot-grünen Landeshaushalt und die Frage, ob das Neuwahl bedeute. Noch kurz wurde die Frage hin- und hergewendet, ob die FDP mit einem taktischen Spielchen der Regierung doch noch zu einer Mehrheit verhelfen würde. Könnten etwa ein paar Abgeordnete ganz kurzfristig erkranken? Von solchen Finten hatte die Dreiergrup-

Röttgen ist ein Mann, der sich gedanklich schon lange in der obersten Liga der Politik sieht.

pe endgültig genug. Für Röttgen stand fest, dass die Situation eingetreten war, die er eigentlich immer vermeiden wollte: Er muss als Spitzenkandidat der NRW-CDU in den Wahlkampf ziehen.

Röttgen ist ein Mann, der sich gedanklich schon lange in der obersten Liga der Politik sieht. Als er vor anderthalb Jahren den Vorsitz der NRW-CDU eroberte, wollte er sich vor allem von seiner einstigen Förderin Merkel emanzipieren. Einwände von Parteifreunden wie Peter Altmaier oder Hermann Gröhe, dass der Landesvorsitz auch bedeuten kann, auf den Sitzen des Düsseldorf Landtags Platz zu nehmen, verdrängte er schnell.

Nun windet er sich. Sicher, zur Spitzenkandidatur hat er sich bereit erklärt. Aber dann? Kommt er auch als Opposi-

tionsführer nach Düsseldorf? Als der Landesvorstand der CDU am Mittwochabend zusammentrat, forderten ihn mehrere Mitglieder auf, sich zu Düsseldorf zu bekennen. Aber Röttgen wollte nicht. Am vergangenen Freitag sagte er: „Ich bewerbe mich um das Amt des Ministerpräsidenten und werde mich auf Eventualitäten und Hypothesen, die nur dem politischen Gegner nutzen, nicht einlassen.“

Aber das sind Worte, die selbst die eigenen Leuten nicht überzeugen. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Ruprecht Polenz fordert Röttgen ganz offen auf, sich zu NRW zu bekennen. „Er wird keinen Zweifel lassen, dass er auch persönlich bereit ist, für den Wahlsieg ein Risiko einzugehen.“ Karl Schiewerling, der ebenfalls für die NRW-CDU im Bundestag sitzt, äußert sich ähnlich. „Auch wenn ich ihn lieber in Berlin behalten würde – ich gehe davon aus, dass er nach Düsseldorf geht. Das macht ihn noch glaubwürdiger – gerade gegenüber Frau Kraft.“

Merkel blickt mit einer Mischung aus Schadenfreude und Sorge auf Röttgens Wahlkampf. Natürlich weiß sie, wie Röttgen intern über ihren mangelnden Mut zur Führung spricht. Nun sieht sie, wie Röttgen selbst herumeiert. Andererseits kommt die Neuwahl zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt. Eigentlich wollte Merkel in diesem Jahr die Grundlage für ihren eigenen Wahlerfolg im Jahr 2013 legen. Nun sieht es so aus, als würde die Wahl in NRW vor allem eines beflügeln: die Hoffnung auf Rot-Grün im Bund.

Und das alles wegen des Ministerialdirigenten Thesling? Der Staatsdiener hat jedenfalls gute Chancen, in die deutsche Parlamentsgeschichte einzugehen. Vielleicht unter dem Stichwort: der Aktennotizeffekt.

FRANK DOHMEN, KATRIN ELGER, PETER MÜLLER, RENÉ PFISTER, SVEN RÖBEL, BARBARA SCHMID, MERLIND THEILE



AXEL MARTENS / DER SPIEGEL

Ex-Pfarrer Gauck: „Wir müssen an das glauben, was wir schon mal gekonnt haben, dann werden uns Kräfte zuwachsen“

Apostel der Freiheit

Der neue Bundespräsident wird mit seinen Thesen zur Freiheit die Republik polarisieren. Anders als seine Vorgänger hat Joachim Gauck nicht vor, dem Zeitgeist zu huldigen. Damit wird er zwangsläufig zum Gegenspieler der Kanzlerin.

Der Mann, der in wenigen Tagen Präsident sein wird, strafft sich, rückt nach vorn auf die Kante des hellen Ledersofas, breitet die Arme aus, so dass sein Schlips über der Kaffeetasche baumelt, und macht nun das, was er auch mit 72 immer noch hervorragend kann. Joachim Gauck predigt.

Es ist eine Kultur des Verdrusses, die sich über das Land gelegt hat, findet der Prediger. Die Deutschen sehen ihre Gesellschaft oft nur als Summe ihrer Mängel. Sie leben in der ständigen Bereitschaft, diese Mängel zu addieren, und neigen dazu, anonyme Institutionen für ihren eigenen Zustand verantwortlich zu machen. Diese Zukunftsangst ist die eigentliche Leitkultur der Deutschen, sagt Gauck, und zu allem Überfluss haben es sich die Medien zur Aufgabe gemacht, diese Kultur zu verstärken.

Wo ist der Optimismus, wo die Zuversicht, wo der Glaube an die eigene Zukunft? In der Ecke steht eine angestaubte Büropalme, Gauck lehnt sich zurück. Diesen Verdruss der Deutschen wird er angreifen als Präsident. Er will ihnen wieder Zutrauen in die eigene Kraft geben. „Wir müssen an das glauben können, was wir schon mal gekonnt haben“, sagt Gauck, „dann werden uns Kräfte zuwachsen.“

Es sind seine letzten Stunden in Freiheit. Der zukünftige Präsident sitzt in einem kargen Empfangszimmer des Katholischen Zentrums in Berlin, das ihm und seinen Leuten bis zum Amtsantritt Asyl gewährt hat. In einem Nebenzimmer wartet ein halbes Dutzend Personenschützer des Bundeskriminalamts, unten im Hof stehen zwei gepanzerte Limousinen. Aber noch ist er frei, noch wachen nicht Dutzende Beamte über jedes seiner Worte.

Gauck ahnt, was auf ihn zukommen wird. Das Amt will einen, der nicht aneckt, bestimmte Dinge wird er dann nicht mehr sagen können. Er wird Aufpasser brauchen, bei seinem Temperament, bei seiner Begeisterung über die eigene Sprachgewalt. Gut möglich, dass er bald abgeschliffen sein wird wie ein Kieselstein. Das ist seine größte Befürchtung.

Er ahnt, dass er bald schon an den goldenen Stäben des Schlosses rütteln wird.

Aber so wie Horst Köhler wird er es nicht machen. Den Zeitgeist bedienen? Nicht seine Sache. Köhler hatte als Bundespräsident auf dem Höhepunkt der Finanzkrise die Märkte als „Monster“ geißelt. „Können Sie sich wirklich vorstellen, dass ich die Ängste der Menschen noch verstärke?“, fragt Gauck und erwartet keine Antwort.

Nein, er ist kein Anhänger des Zeitgeistes. Er ist stolz darauf, quer zum Meinungs-Mainstream zu liegen. Auch mit seinem wichtigsten Thema. Gaucks Plädoyer für die Freiheit steht auf Platz eins der Bestsellerliste, aber er weiß, dass die Deutschen die Freiheit ähnlich achten wie einen alten Gebrauchtwagen. Sie schätzen sie nicht, sie ist ihnen zu selbstverständlich geworden. Gerechtigkeit ist das große Thema der Deutschen, nicht Freiheit.

Der Hunger nach Gerechtigkeit war schon immer stärker ausgeprägt als der Durst nach Freiheit.

Damit wird es spannend werden, wenn Gauck, an dessen Wahl in der Nacht zum Samstag, als der SPIEGEL in den Druck ging, kein Zweifel bestand, nun sein Amt antritt. Einen Präsidenten wie ihn hat es noch nicht gegeben. Seine Vorgänger wollten dem Geist der Zeit eine Stimme verleihen. Selbst Christian Wulff traf mit seinem Integrationsbekenntnis („Der Islam gehört zu Deutschland“) einen Nerv.

Gauck ist anders. Und deshalb fremden die Parteien, die ihn auf den Schild gehoben haben, schon jetzt mit dem eigenen Kandidaten. Man sagt es nur nicht öffentlich. Doch Gauck liegt mit seiner fröhlichen Freiheitspredigt auch quer zur Mehrheit des Volkes, das er jetzt repräsentiert.

Der Hunger nach Gerechtigkeit war in Deutschland schon immer stärker ausgeprägt als der Durst nach Freiheit. Solange

ein Unterfangen nur als sozial gilt, erübrigen sich weitere Nachfragen. Was vorgeblich sozial ist, kann nicht verkehrt sein, während sich bei einem Zugewinn an Freiheit nie von selbst versteht, wo der Wert desselben liegen soll. Wenn sich die Deutschen zwischen Sicherheit oder Freiheit entscheiden sollen, gibt die Mehrheit der Sicherheit den Vorzug, wobei vielen noch nicht einmal bewusst ist, dass das eine auf Kosten des anderen geht.

Eine liberale Kraft, wie sie sich im Zuge der bürgerlichen Revolution im angelsächsischen Raum herausbildete, hat sich in Deutschland nie durchgesetzt. Alles, was die Deutschen an organisiertem Freiheitswillen haben, ist die FDP – womit eigentlich schon das Wesentliche zu diesem Thema gesagt wäre.

Die Freiheitsliebe beschränkt sich in Deutschland häufig auf die Klage über zu viel Bürokratie, doch sobald etwas im Fleisch oder Frühstücksei auftaucht, was dort nicht hingehört, ergeht der Ruf nach strikteren Kontrollen und Vorschriften. Von dort ist es dann nur noch ein kleiner Schritt zur Empörung über ein sich abzeichnendes Staatsversagen.

Seine Gegner, darunter alte Weggefährten aus der DDR, werfen Gauck vor, er lasse über sein Bekenntnis zur Freiheit die Begeisterung für die Gerechtigkeit fehlen. Gauck hat dagegen eingewandt, ihm liege auch die Gerechtigkeit sehr am Herzen. Aber im Kern ist der Befund so falsch nicht. Man darf vermuten, dass das Wort „sozial“ für den neuen Bundespräsidenten nicht den Wohlklang hat, den es bei den meisten Bundesbürgern auslöst. Dazu ist es ihm im Sozialismus ein paarmal zu oft um die Ohren gehauen worden.

In seinem Bestseller „Freiheit. Ein Plädoyer“ schreibt Gauck, er sei viel unterwegs im Lande und dabei beschleiche ihn „das Gefühl, einer gewissen Minderheit anzugehören“. Nicht etwa, weil er aus dem kleinen Mecklenburg stamme, nein, was ihn von der Mehrheit unterscheidet sei „meine tiefe Überzeugung, dass die Freiheit das Allerwichtigste im Zusammenleben ist und erst Freiheit unserer Gesellschaft Kultur, Substanz und Inhalt

verleiht“. Bei vielen Deutschen aber vermure er eine geheime Verfassung, deren virtueller Artikel 1 laute: „Die Besitzstandswahrung ist unantastbar.“

Wie kommt es, fragt sich Gauck, dass wir Deutschen ein erkennbar anderes Verhältnis zum Grundprinzip der Freiheit haben, „als etwa die US-amerikanische Nation oder unser polnisches Nachbarvolk“? Wer sein Plädoyer gelesen hat, wer seine Reden gehört und sich mit ihm unterhalten hat, der weiß, dass Gauck diesen Umstand bedauert oder, unpräzise ausgedrückt, dass ihm die Staatsgläubigkeit der Deutschen auf den Nerv geht.

Gauck teilt in weiten Teilen den Freiheitsbegriff der FDP, auch wenn er ihn klüger vermitteln kann als die Partei selbst. Die Gerechtigkeits- und die Sozialstaatsdebatte seien nicht unterversorgt, sagt Gauck. Deshalb will er auch als Bundespräsident nicht von der Freiheit als seinem Lebensthema abrücken.

Immer wieder versucht Gauck in seinen Reden den Vorwurf zu entkräften, er sei ein naiver Verehrer des amerikanischen Modells, des Wenn-jeder-an-sich-denkt-ist-an-alle-gedacht. Doch zugleich lässt er auch seine Wertschätzung für das Land der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten durchblicken. „Das heißt, ich bewundere nicht alles in allem, aber bestimmte Elemente eines Ja zum Vorfindlichen, die finde ich großartig.“

Gaucks Ja zum Vorfindlichen bedeutet, dass sein Fokus auf den Dingen ruht, die funktionieren, und nicht auf den Mängeln. Der zukünftige Präsident bewundert zum Beispiel die Reformen Gerhard Schröders, dessen Agenda 2010 er für richtig und mutig hält. Die SPD, die sich vehement für ihn als Präsidenten eingesetzt hat, wird Gauck als Kronzeugen gegen die inzwischen nicht mehr ganz so geliebte Agenda nicht benutzen können.

Thomas Abraham kann Gauck ganz gut erklären. Abraham, Jahrgang 1965, sitzt in einem Leipziger Restaurant und deutet aus dem Fenster. Dort drüben, schräg gegenüber, lag die Leipziger Strafvollzugseinrichtung der Stasi, die letzte Hinrichtungsstätte der DDR. Die Vergangenheit ist bei einem mit Abrahams Lebenslauf stets gegenwärtig.

Für Abraham ist Gauck „fast eine Art Ersatzvater“. Schon als Schüler geriet er in Rostock in Konflikt mit dem System, weil er die pazifistische Aktion „Schwerter zu Pflugscharen“ unterstützte. Sein größter Rückhalt, damals in den Achtzigern, war der Pfarrer Gauck. Mindestens einmal in der Woche saßen sie zu langen Gesprächen in dessen Rostocker Wohnung zusammen. Der Pfarrer Gauck, sagt Abraham, habe ihm jenen Mut und jene Kraft gegeben, die er für seinen Widerstand gegen das Regime benötigte.

Anders als andere Ostdeutsche scheint Abraham jeden Tag in Freiheit zu genie-

ßen. Nach der Wende baute er eine Firma mit auf, die T-Shirts mit selbstgewählten Slogans und Motiven bedruckt, die Geschäfte laufen gut.

Dass man einer selbst gewählten Arbeit nachgehen könne, sei „ein unglaubliches Geschenk“, sagt Abraham. Er müsse zugeben, dass ihm die heutigen Probleme „im Vergleich zum großen Geschenk der Freiheit ziemlich mickrig“ vorkämen. „Das erscheint jemandem mit meiner Geschichte tatsächlich als weniger wichtig.“

Manchmal wirkt es sogar, als mache sich Gauck über seine Landsleute und ihre Probleme lustig.

Abrahams Geschichte ähnelt der Geschichte Gaucks.

Weil beide eindeutig zu den Gewinnern der Einheit zählen, will ihnen nicht einleuchten, wieso in Deutschland so viel gejammert wird. Gauck und auch Abraham, die sich als „Insassen der DDR“ jahrzehntelang nach Freiheit sehnten, erscheinen die Unzulänglichkeiten der Gegenwart mickrig.

Manchmal wirkt es sogar, als mache sich Gauck über seine Landsleute und ihre Probleme lustig, dann spricht er gern von „Hysterie“. Der Klimawandel oder die Heraufsetzung des Renteneintrittsalters jedenfalls bereiten ihm keine schlaf-

losen Nächte. Es gibt größere Bedrohungen der Menschheit. Selbst die aktuelle Währungskrise sieht Gauck gelassener als viele seiner Zeitgenossen.

Natürlich weiß er, dass es nicht ausreicht, die Freiheit allein als Abwesenheit von Unterdrückung zu preisen. Freiheit und Verantwortung verlangten nach ständiger Verwandlung, seien permanente Herausforderung, schreibt er in seiner Biografie im Kapitel „Freiheit, die ich meine“. Die einen fühlten sich in der Freiheit in ihrem Element. „Andere aber sehen sich überfordert, werden kleinmütig, fühlen sich bestätigt in ihrer Auffassung, dass es wirkliche Freiheit nicht gebe, der Sozialstaat nicht sozial sei und die Chancengleichheit ein Traum bleibe.“

Gaucks Freiheitsbegriff ist weniger simpel, als seine Kritiker ihm unterstellen. Nach dem Untergang des Unrechtsstaats DDR gehe es heute nicht um die Freiheit von etwas, sondern um die Freiheit zu etwas oder für etwas, sagt er immer wieder.

Er sieht den Bürger in der Pflicht, seine Freiheit zu nutzen, und das keineswegs nur für das eigene Wohl. Glück, so Gauck, könnten Menschen nur empfinden, wenn sie sich für andere verantwortlich fühlten, für die Menschen in ihrem Umfeld, aber auch für die Gesellschaft als Ganzes.

Gauck propagiert kein „Alles ist möglich“, er predigt verantwortliches Handeln. Das solle aber, bitte schön, vom Individuum ausgehen und nicht an den Staat delegiert werden.



Gauck-Freund Abraham „Fast eine Art Ersatzvater“



Ostdeutsche Gauck, Merkel: *Der unbequemste Präsident, den sie bislang neben sich hatte*

FABRIZIO BENSCH / REUTERS

So ist Gaucks Freiheitsbegriff nicht im Herbst 1989 steckengeblieben, wie ihm Kritiker vorwerfen. Und obwohl er den Zeitgeist verabscheut, ist er nicht aus der Zeit gefallen. Wenn die Freiheit ihre Strahlkraft verliere, argumentiert Gauck, verstärke sich, was man bereits massiv erleben könne: „Der Mensch tauscht seine Existenz als Citoyen gegen eine Existenz als Konsument.“

Lässt sich in derartigen Äußerungen eine tiefsitzende Konsumkritik ausmachen, so verweigerte sich Gauck zugleich jeder Form von Kapitalismuskritik. Freiheit bedeutete für ihn bislang auch die Freiheit der Finanzmärkte. Als „unsäglich albern“ bezeichnete er etwa die Proteste der Occupy-Bewegung gegen die Macht der Banken. Sein Vertrauen in das westliche Wirtschaftssystem konnten auch die Finanz- und Währungskrisen der vergangenen Jahre nicht erschüttern.

Angst vor Bewährungsungen mit dem Bankgewerbe hatte der künftige Präsident bislang ebenfalls nicht. In den vergangenen Jahren ließ er sich auch von Finanzinstituten für gutbezahlte Vorträge buchen. Noch vor seiner Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten hatte er einer Privatbank für gleich vier stattlich honorierte Vorträge zugesagt. Dazu wird es nun nicht mehr kommen.

Was Unfreiheit bedeutet, erlebte Gauck schon als Kind. Sein Vater, Marineoffizier im Zweiten Weltkrieg und Mitglied der NSDAP, wurde 1951 in dem mecklenburgischen Ostseebad Wustrow verhaftet, „abgeholt“, wie Joachim Gauck sich erinnert. Seine Mutter wollte

sich mit der Verschleppung des Ehemanns nicht abfinden, fuhr wochenlang durch die DDR, von Haftanstalt zu Haftanstalt, schrieb Bittbriefe, alles vergebens.

Wegen angeblicher Spionage und „antisowjetischer Hetze“ wurde Vater Gauck von der Besatzungsmacht zu zweimal 25 Jahren Haft verurteilt und nach Sibirien deportiert. Abends, erinnert sich sein Sohn, habe er im Bett gelegen und instinktiv gebetet: „Für meinen Vater.“ Damals hörte Gauck auch zum ersten Mal jenes Wort, das vor und nach der Wende sein Leben bestimmen sollte – Staatsicherheit.

Der junge Christ Gauck wurde rasch zum Außenseiter im sozialistischen Staat: Er trat weder den Jungen Pionieren bei, noch der FDJ. Die „Pflicht zur unbedingten Loyalität“ gegenüber dem Vater, schreibt Gauck in seinen Erinnerungen, „schloss auch die kleinste Form von Fraternisierung mit dem System aus“. Gauck junior lebte wie viele DDR-Kinder in zwei Welten: einem antikommunistischen Zuhause und einer von der SED bestimmten Schulwelt.

Im Oktober 1955 wurde der Vater endlich in die Freiheit entlassen, „ein Mann fast ohne Zähne“, vertraut, aber gleichzeitig fremd, erinnert sich Gauck. Immer wieder kommt Gauck heute, Jahrzehnte später, auf diese prägende Erfahrung zu sprechen. In ihr liegt die Wurzel seiner Freiheitssehnsucht. Aber die Konsequenz, die so viele damals zogen, zog die Familie Gauck nicht. Sie ging nicht in den Westen. Die Bindung zur Heimat war größer.

So stand das System Gaucks persönlicher Entfaltung auch weiterhin im Wege. Eigentlich wollte er Lehrer werden, aber der Studienwunsch wurde abgelehnt, und so studierte er nun Theologie.

Die Kirche war die einzige Institution, auf die der totalitäre Staat keinen direkten Zugriff hatte. Sie verstand sich nie als Oppositionsbewegung, aber sie blieb ein Hort bürgerlicher Werte, ein Raum individueller Freiheit und dank guter Kontakte nach drüben ein Stück Westen im Osten. Hier gab es West-Literatur, hier konnte man frei reden. In den Gemeinden gab es ein Lieblingslied – „Die Gedanken sind frei“.

Gauck wurde zunächst Landpfarrer, dann Pastor in Rostock. Er wurde nicht zum Fundamentaloppositionellen, aber der Kampf um Freiräume gehörte zu seinem Alltag. Jugendliche aus seiner Gemeinde wie Gaucks Ziehsohn Thomas Abraham wurden in den Schulen schikaniert oder sogar verhaftet. Die Stasi versuchte, Gemeindemitglieder anzuwerben. In solchen Fällen war Gauck zur Stelle und half.

Er selbst sah sich in dieser Zeit als Gegner der sozialistischen Herrschaft, aber nicht generell als Gegner des Sozialismus. Wenn ein künftiger Sozialismus die Menschenrechte berücksichtigte, warum sollte er dann gegen den Sozialismus sein? Er habe eine Zeitlang durchaus eine Nähe zwischen Christentum und Sozialismus gesehen, bekannte er 1990 in einem Interview.

Die Mehrheit der DDR-Pfarrer sympathisierte damals mit der SPD, die Idole

hießen Willy Brandt und Helmut Schmidt. Als Schmidt 1988 auf dem Rostocker Kirchentag sprach, wurde er wie ein Popstar gefeiert.

Gauck war zu diesem Zeitpunkt Cheforganisator des Kirchentags und verhandelte auch mit der Staatsmacht. Gaucks damaliges Agieren ist bis heute umstritten, denn Stasi-Aufzeichnungen zufolge ging Gauck in den Gesprächen auf Distanz zu radikalen Oppositionellen und sicherte dennoch ihr Rederecht auf der Kirchenversammlung.

Die Kirchen waren in der DDR – trotz unzähliger Spitzel – jener Raum, in dem sich die Freiheitsbewegung organisieren konnte. Sie waren antiautoritär, wer dazu gehörte, trug in der Regel Jeans, Parka und lange Haare. Gaucks Welt war das nicht. Fotos aus jener Zeit zeigen ihn im Anzug.

Am 19. Oktober 1989 predigte Gauck in der überfüllten Rostocker Marienkirche. Das Kreuz durchgedrückt, ließ er es sich nicht nehmen, auch die Sicherheitsleute im überfüllten Gotteshaus zu begrüßen. Heiterkeit im Kirchenschiff. Dann sagte er: „Wir wollen nicht mehr hätscheln und entschuldigen, was uns krank macht. Wir wollen Recht Recht nennen und Unrecht Unrecht.“

Der Fall der Mauer ließ die Widersprüche innerhalb der DDR-Bürgerbewegung schnell deutlich werden. Gauck zählte zu jenen, die sich schnell zur „sozialen Marktwirtschaft“ bekannten, bald sprach er davon „ein deutscher Patriot“ zu sein. Er kandidierte zur ersten freien Volkskammerwahl. Auf seinem Wahlplakat stand groß ein Wort: „Freiheit“. Gauck wollte die schnelle Einheit und keine reformierte DDR.

In der frei gewählten Volkskammer wurde er – eher aus Zufall – Mitglied im Innenausschuss, und so begann seine Karriere als Stasi-Aufklärer.

Kaum einer der Bürgerbewegten stand in der Folge so sehr im Fokus der Öffentlichkeit wie Gauck, und niemand genoss diesen Umstand so genüsslich wie er. Gauck, der die Freiheit so ersehnte, verschmolz in der öffentlichen Wahrnehmung mit den Dokumenten der Unfreiheit, er wurde der Herr der Akten, der Großinquisitor. Ihm selbst gefiel schon damals der Gedanke, eines Tages Bundespräsident zu werden. Er wollte mehr sein als der Akten-Chef, er sah sich als Lehrmeister für die Demokratie, als Freiheitsbeauftragter, als Psychologe der Einheit.

Zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls, am 9. November 1999, durfte Gauck die große Rede vor dem Bundestag halten. Es wurde sein spektakulärster Auftritt. Gauck sprach von der „Freiheit“, von der wiedergefundenen Würde, und er sagte über seine Mitstreiter von 1989 einen Satz, der sich einprägte: „Sie hatten vom



Kind Gauck (l.) mit Geschwistern 1953



Vater Gauck als russischer Häftling



Vikar Gauck in Laage bei Rostock 1966

Gauck-Familie, Gauck in der Stasi-Unterlagenbehörde in Berlin 1992: Schon damals gefiel ihm der

Paradies geträumt und wachten in Nordrhein-Westfalen auf.“ Kanzler Gerhard Schröder konnte sich kaum halten vor Lachen.

Ein Jahr später, nach der zweiten und letzten Amtszeit, war Schluss. Ihm wurde angeboten, Chef der Bundeszentrale für politische Bildung zu werden. Zu wenig, fand Gauck, und lehnte ab. Gauck, der sich noch heute als grün, links und konservativ beschreibt, blieb ohne politische Heimat. Zudem war ihm, dem Freiheitsfreund, die Logik der Parteidisziplin immer fremd.

Nach der Behördenzeit wurde es stiller um Gauck, ohne dass er selbst verstummte. Er sei nun ein erfolgreiches „Einmannunternehmen“, sagte er gern und reiste

durch die Republik, mal vermittelt von Redneragenturen, mal als Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“. Erst jetzt wurde die Freiheit, nach der er sich ein Leben lang gesehnt hatte, zum großen Thema seines Lebens. Die Bundesrepublik erinnere ihn ein wenig an die DDR, klagte er von Zeit zu Zeit. Sie sei viel sozialistischer und unflexibler, als er es erwartet habe.

Mit solchen Thesen ist Gauck für die Kanzlerin, die wie er aus dem Osten stammt, der unbequemste Präsident, den sie bislang neben sich hatte. Für Horst Köhler war sie damals, weil er als Wirtschaftsliberaler das geistige Klima für ihren Reformwahlkampf im Jahr 2005 schaffen sollte; Christian Wulff dagegen ver-



JOACHIM GAUCK: WINTER IM SOMMER – FRÜHLING IM HERBST ERINNERUNGEN, SIEDLER VERLAG (O. + U.); ADBK, BESTAND RGW (W.)



Gedanke, eines Tages Bundespräsident zu werden

dankte Angela Merkel Jahre später seine Beförderung, weil er vor lauter Glück über das höchste Staatsamt nie auf die Idee gekommen wäre, ihr in die Parade zu fahren. Zudem hatte die Kanzlerin mit Wulff den letzten ernsthaften Vertreter des „Andenpakts“ im Schloss entsorgen können, jenes Männerbündnisses, das ihre Kanzlerkandidatur einst leidenschaftlich bekämpft hatte.

Bei Gauck liegen die Dinge nun anders. Wenig spricht dafür, dass der neue Präsident der Regierungschefin absichtlich das Leben erschweren möchte – auch wenn er tief enttäuscht war, weil sie sich gleich zweimal gegen seinen Aufstieg ins höchste deutsche Amt aussprach. „Ich verstehe sie nicht“, sagte Gauck schon 2010 zu

Freunden, als er im dritten Wahlgang gegen Wulff unterlag.

In Gaucks Umfeld vermutet man zudem, dass der Präsident bislang mit einem gewissen Neid auf die Kanzlerin geblickt habe. Er war fast 50, als die Mauer fiel und die Freiheit kam, sie hatte nur 35 Jahre als DDR-„Insassin“ über sich ergehen lassen müssen. Die Kanzlerin dagegen nimmt Gauck nach wie vor übel, dass er sich 2010 von SPD und Grünen als Kandidaten einspannen ließ.

Vermutlich hatte Merkel gute Gründe, Gauck als Kandidaten abzulehnen, bis er ihr schließlich aufgezwungen wurde. Die Unabhängigkeit des frühen Pfarrers ist eine Gefahr für Merkel. Als die Kanzlerin kürzlich gegenüber Vertrauten gegen

Gauck argumentierte, brachte sie gegen ihn vor, er sei „unpolitisch“. Das ist ein komischer Einwand gegen einen Mann, der mithilfe, eine Diktatur zu stürzen, und später als Chef der Stasi-Unterlagenbehörde einen der politischsten Verwaltungsposten versah, den das wiedervereinigte Deutschland zu vergeben hatte.

„Unpolitisch“ ist in Merckels Welt wohl eher die Chiffre für „nicht lenkbar“. Denn mit Gauck ist nun ein Mann Präsident geworden, der ihr zu nichts verpflichtet ist, der sich nicht in den Dienst einer politischen Partei stellen wird und der die Dreistigkeit besitzt, seinen eigenen Überzeugungen zu folgen.

Hinzu kommt, dass Gaucks euphorischer Freiheitsglaube so gar nicht zu Merckels politischer Linie passen will, obwohl sie vor wenigen Jahren noch selbst begeistert über Freiheit reden konnte. „Ohne Freiheit ist alles nichts“, sagte die damalige Oppositionsführerin Merkel am 1. Oktober 2003 in einer Grundsatzrede im Berliner Deutschen Historischen Museum: „Freiheit steht für Leistungsfreude, Entfaltung des Einzelnen, Freude an Verschiedenheit, Ablehnung von Gleichmacherei, Eigenverantwortung.“ Sie sprach wie Gauck.

Dann aber folgte ihr Desaster bei der Bundestagswahl 2005. Die Deutschen zeigten Merkel mit dem Stimmzettel, wie sehr sich ihre Begeisterung für die Freiheit in Grenzen hält und dass ihnen Gerechtigkeit und Sicherheit im Zweifel wichtiger sind.

Seither hat Merkel die CDU immer weiter nach links geführt. Aus der Freiheitskämpferin von gestern ist eine Frau geworden, die die Deutschen vor den Stürmen der Globalisierung schützen will. Wenn sie heute die soziale Marktwirtschaft preist, dann liegt die Betonung eindeutig auf dem Wort sozial.

Gauck ist standhaft geblieben, sein Glaube an die Freiheit hat sich über die Jahre konserviert.

Zwischen Präsidialamt und Kanzleramt liegt fortan ein Spannungsfeld, das es in der Geschichte der Republik so noch nicht gab. Hier eine Regierungschefin, die die Bürger vor den Härten einer markliberalen Gesellschaft schützen will; eine Frau, die für den Mindestlohn kämpft und die Finanzmärkte zähmen will. Dort, im Schloss, sitzt fortan ein Mann, der in erster Linie an die Eigenverantwortung der Menschen appelliert.

Merkel und ihre Leute versuchen sich damit zu beruhigen, dass der Präsident Gauck vor allem eine Zumutung für die Parteien des linken Spektrums sein wird. SPD und Grüne waren es, die den Kandidaten Gauck auf den Schild gehoben haben, und die werden, so die Hoffnung im Kanzleramt, noch ihre liebe Not mit „ihrem“ Präsidenten haben.

Welche Skepsis es vor allem im linken Teil der Gesellschaft gegen Gauck tat-

PAUL SCHRINHOFFER / AGENTUR FOCUS



Gauck-Vorgänger Heuss (2. v. l.) 1956, Weizsäcker (M.) 1989, Köhler 2009: Stets darauf bedacht, dem Zeitgeist Gehör zu verschaffen – sie

sächlich gibt, brachte jüngst Friedrich Schorlemmer, der frühere DDR-Pfarrer und Oppositionelle, stellvertretend für viele auf den Punkt. „So überzeugend er über Freiheit reden kann, so wenig überzeugt mich, dass Gerechtigkeit fast ausgeblendet bleibt“, kritisierte Schorlemmer. „Manche seiner Äußerungen über die Schwachen in unserer Gesellschaft empören mich geradezu.“

Heftige Ablehnung schlägt dem neuen Präsidenten auch aus dem Lager der Globalisierungskritiker entgegen. „Gauck versucht gezielt, den Begriff ‚Freiheit‘ gegen den Begriff ‚Soziale Gerechtigkeit‘ in Stellung zu bringen“, kritisiert etwa Alexis Passadakis, Führungsmitglied von Attac Deutschland. Mit seinem politischen Freiheitsbegriff wolle Gauck den Leuten auch die neoliberale Freiheit der Wirtschaft unterjubeln.

„Sein romantisches Bild vom Kapitalismus ist stark geprägt von seinen Erfahrungen in der DDR“, sagt die türkischstämmige Schriftstellerin Hatice Akyün. „Mein Vater schiene mir besser geeignet, weil er das Land besser kennt. Er lebt schon seit 50 Jahren in der Bundesrepublik – und damit 30 Jahre länger als Gauck.“

Mit Skepsis blicken auch die Zuwanderer in Deutschland auf den neuen Präsidenten. Memet Kilic, der grüne Fraktionssprecher für Integration und Bürgeranliegen, hält Gauck sogar für „nicht wählbar“. Als der sich vor der letzten Wahl bei den Grünen vorstellte, habe er mit seinem Plädoyer für mehr Integration beeindruckt, sagt Kilic. Leider habe er danach Thilo Sarrazin für seinen Mut

gelobt. „Damit hat er das Vertrauen zerstört, das er geweckt hatte, und den Eindruck erweckt, er habe uns nur einlullen wollen.“

Welche Vorbehalte es auch in den Parteien gegen ihn gibt, erfuhr Gauck bei seiner Vorstellungstournee in den vergangenen Wochen. Dass er bei der Linken ein rotes Tuch ist, weiß Gauck bereits seit seiner ersten Kandidatur vor zwei Jahren. Parteichefin Gesine Lötzsch brachte die Ablehnung kürzlich noch einmal auf den Punkt, als sie Gauck als den „Kandidaten der kalten Herzen“ titulierte. Das hielt Gauck nicht davon ab, den Linken zu versichern, er werde auch ihr Präsident sein.

Am leichtesten hatte er es noch bei der CDU, die ihn 2010 noch verhindern wollte. Im CDU-Präsidium streichelte Gauck vor allem die Seele des Wirtschaftsflügels. Die Technikfeindlichkeit vieler Deutscher sei „ein Manko“, befand er. Kritik blieb rar. Ob Gauck nicht ein von den Medien gemachter Präsident sei, fragte der Finanzpolitiker Klaus-Peter Flosbach in der Unions-Fraktion, wo man doch gerade einen Präsidenten durch eine Medienkampagne verloren habe.

Bei der CSU-Landesgruppe in Berlin wurde er diesmal nicht nach seinen Lebensumständen gefragt; warum er noch immer mit seiner Frau Hansi verheiratet ist, der Mutter seiner vier Kinder, obwohl er seit Jahren mit einer Journalistin aus Nürnberg liiert ist.

Dafür störte sich mancher Christsoziale an Gaucks Bemerkung über Franz Josef Strauß, dessen Büste den Sitzungssaal schmückte. Mit dem habe er ja so seine

Differenzen gehabt, bemerkte der Gast. Für einige in der CSU war der Satz schon nahe an der Majestätsbeleidigung. „Der ist sich seiner Wahl schon sehr sicher“, sagte ein Christsozialer hinterher.

Bei den Sozialdemokraten war die Skepsis schon weiter verbreitet. Vor Gaucks Besuch in den Gremien hatten sich zahlreiche Genossen über den Mann aufgeregt, der schon 2010 ihr Kandidat gewesen war. Vor allem mit seinen Aussagen zu Thilo Sarrazin und zur Occupy-Bewegung hatte er für Irritationen gesorgt. Auch die ständige Betonung der Freiheit geht manchem Genossen auf die Nerven.

Freiheit und Gerechtigkeit – in der Sozialdemokratie ist das Spannungsverhältnis zwischen beiden Begriffen besonders aufgeladen. Es war Parteichef Sigmar Gabriel, der es auf elegante Weise aufzulösen versuchte, als er Gauck bei dessen Besuch im Parteivorstand ein Buch von Willy Brandt schenkte: „Links und frei“.

Doch nach wie vor sind nicht alle Genossen von Gauck überzeugt. „Er ist bislang durch einen eher eindimensionalen Begriff von Freiheit aufgefallen“, sagt Juso-Chef Sascha Vogt. „Wir verstehen darunter jedenfalls mehr als nur die Freiheit, die der Rechtsstaat garantiert. Uns geht es auch um materielle Freiheit. Da hat Herr Gauck noch Nachholbedarf.“

Wie kaum ein Präsident vor ihm wird Gauck im Fokus der Öffentlichkeit stehen. Seine Kandidatur wurde von vielen Medien, auch vom SPIEGEL, unterstützt, entsprechend genau wird er nun beobachtet. Er hat es einerseits leicht. Denn im Vergleich zu seinem Vorgänger, der



MICHAEL KAPPELER / DPA

drückten aus, was mehrheitlich gedacht wurde im Lande, nur etwas amtlicher

wochenlang nur über Anwälte mit seinem Volk kommunizierte, wird er dem Amt ohne große Schwierigkeiten jene Würde zurückgeben, die das Volk erwartet.

Auf der anderen Seite aber hat er es schwer, denn er wird nun noch genauer beobachtet werden als seine Vorgänger. Zum Problem könnte dabei auch seine Eitelkeit werden. „Bisher galt ich als Präsident der Herzen“, sagt er. „Jetzt muss ich mir die Herzen als Präsident erst erobern.“ Das wird nicht einfach sein, denn Gauck hat nicht vor, sich in eine Reihe mit seinen Vorgängern zu stellen.

Bislang waren die insgesamt zehn Präsidenten der Republik stets darauf bedacht, dem Zeitgeist Gehör zu verschaffen. Sie drückten aus, was mehrheitlich gedacht wurde im Lande, nur etwas amtlicher. Sie waren mehr oder weniger eloquente Protokollanten der aktuellen Stimmungslage.

Nie zuvor hatte die Republik einen Präsidenten, der polarisierte. Die große Rede Richard von Weizsäckers zum 8. Mai, dem Tag des Kriegsendes, erzürnte zwar einige ewiggestrige Parteifreunde. Weizsäckers Kernthese aber, das Kriegsende sei ein Tag der Befreiung gewesen, war 1985 längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

Als Roman Herzog 1997 forderte, dass nun ein „Ruck“ durch Deutschland gehen müsse, traf er damit jenen gesellschaftlichen Nerv, der genug hatte von der bleiernen Zeit unter Helmut Kohl. Es war der Auftakt zu jener neoliberalen Episode, die nicht nur von zahlreichen Medien befördert, sondern auch von weiten Teilen der Gesellschaft begrüßt wurde und

deren Höhepunkt mit Gerhard Schröders Reform-Agenda erreicht war.

Horst Köhler dagegen musste einige Verrenkungen vollbringen, bevor er seine Linie fand. Der frühere IWF-Generaldirektor wurde 2004 von Angela Merkel und FDP-Chef Westerwelle gerade deshalb zum Präsidenten gemacht, weil er als Freund der Liberalisierung galt, der über ein tiefes Verständnis der Finanzwelt verfügte.

Als Präsident hingegen sorgte er sich bald schon weniger um die Freiheit der Wirtschaft als um den Hunger in Afrika.

„Bisher galt ich als Präsident der Herzen. Jetzt muss ich mir als Präsident die Herzen erobern.“

Als mit der Banken- und Finanzkrise die Empörung über jene Welt wuchs, aus der er stammte, setzte sich Köhler gar an die Spitze der Protestbewegung und bezeichnete die Finanzmärkte als „Monster“, denen schleunigst Einhalt zu gebieten sei.

Als vorerst Letzter reihte sich Christian Wulff in die Riege der Zeitgeist-Präsidenten ein. Als sich weite Teile des Landes über die Thesen Thilo Sarrazins erregten, sprach er aus, was viele dachten: „Der Islam gehört inzwischen auch zu Deutschland.“

Präsidenten waren somit immer auch ein wenig Populisten, sie stießen selten etwas an, sondern fassten die allgemeine Stimmung zusammen. Einen neuen Geist

verströmte allenfalls der erste Präsident Theodor Heuss. Nach den Nazi-Jahren repräsentierte er mit seiner zivilen und gebildeten Art das neue, zivilisiertere Deutschland.

Gauck scheint nicht vorzuhaben, dem bisherigen Leitfaden für Bundespräsidenten zu folgen. Sonst müsste er, ähnlich wie Köhler, vieles von dem verleugnen, woran er bislang fest glaubte. In einem Land, wo selbst die christdemokratische Kanzlerin nicht mehr viel von ihren Freiheitsreden wissen möchte, wo Terror, Klimaängste und die Eskapaden der Finanzwelt den Ruf nach einem starken Staat geweckt haben, wird ein Präsident Gauck mit seinem Plädoyer für mehr Freiheit und weniger Staat automatisch zu einem Herausforderer der Mehrheitsmeinung werden.

Bei einer Rede in Polen vor drei Wochen richtete er einen flammenden Appell an alle Intellektuellen. Sie müssten, gerade wenn „der Zeitgeist eine Vereinheitlichung des Urteils“ hervorrufe, genau dieser Vereinheitlichung widersprechen. „Es gibt in diesem Land so viele Menschen, die ihnen gezeigt haben, man kann widerstehen gegenüber der Macht eines doktrinären Zeitgeistes“, lobte Gauck seine jungen polnischen Zuhörer.

„Dieses müssen Sie nicht mehr nachweisen. Sie können aber später nachweisen, dass Sie widerstehen können gegenüber der Macht eines modischen Zeitgeistes.“ Es war eine Kampfansage des zukünftigen Präsidenten an die Mehrheitsmeinung.

STEFAN BERG, MARKUS FELDENKIRCHEN, JAN FLEISCHHAUER, KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN



WOLFGANG WILDE / ROBA PRESS

Ministerpräsident Kretschmann: *Zum ersten Mal an den eigenen Vorsätzen versündigt*

BADEN-WÜRTTEMBERG

Das Experiment

Ein Jahr nach seinem Wahlsieg ist Winfried Kretschmann der populärste Politiker im Ländle, seine Auftritte sind Kult. Noch aber ist offen, ob Grüne wirklich besser mit der Macht umgehen können. Denn Kretschmanns Bild bekommt erste Schrammen.

Oben, auf dem Kirchberg, stehen jetzt drei abgebaute Holzschilder herum. Es sind Tafeln mit Bibelsprüchen, bis vor kurzem hatten sie noch ihren Platz drüben an dem Mäuerchen, das sich um den Kirchberg zieht.

Wer sich früher darüberbeugte, konnte nach unten in einen Hinterhof gucken. Und nach dem 27. März 2011 guckten ganze Wandergruppen. Wollten wissen, wie es denn so aussieht beim Sensations-Wahlsieger hinterm Haus in Sigmaringen-Laiz: da eine Zinkwanne, dort die Saattöpfe von Ehefrau Gerlinde, und für die Wäsche ein grünes Gestell.

Jetzt steht ein ganzes Stück vor der Mauer ein Zaun, fast drei Meter hoch, und die Bibelsprüche mussten dafür weg, auch der nach dem Buch Sirach: „Du sollst niemand rühmen um seines Ansehens willen.“

Eigentlich nur eine Standardmaßnahme. Eine Frage der Sicherheit. Alles ganz

normal, wäre der Mann da unten nicht Winfried Kretschmann. Ein gläubiger Katholik, der sonntags rechts im Kirchenschiff sitzt. Ein Mann, der kein normaler Politiker sein will, dafür aber wenigstens hier in Laiz noch ein normaler Mensch. Nicht gerühmt, nicht berühmt, nur ein Bürger.

Und nun mussten sie sogar schon Bibelsprüche für ihn abräumen.

Es ist inzwischen ein Jahr her, dass Winfried Kretschmanns altes Leben zu Ende gegangen ist. Ein Jahr, seit er die Landtagswahl in Baden-Württemberg gewonnen hat, um kurz danach Ministerpräsident zu werden. Der erste grüne der Republik, der auch die alte Frage beantworten sollte, ob die Ökos besser regieren, anders mit Macht umgehen könnten, wenn man sie denn ließe.

Anders und besser: Damals trat Kretschmann an, dem Amt die Arroganz zu neh-

men, die Politiker so leicht verführt und so schnell verdirbt. Er stand für einen anderen Stil, ohne die Rituale, wie sie in den Schaufenstern und Hinterzimmern der Politik zelebriert werden. Er stellte sich einem Experiment, wer am Ende wen verändert, das Amt einen geraden Menschen oder ein gerader Mensch das Amt. Aber so wie Kretschmann begonnen hat, die große Welt der Politik im fernen Stuttgart zu verändern, so verändert auch die große Politik seine kleine Welt in Laiz.

Da sind nun die Videokameras unter der Dachrinne, morgens sperrt die Polizei manchmal seine Straße ab, wenn er das Haus verlässt, und im Telefonbuch steht er auch nicht mehr. Nur der alte Holzbriefkasten hängt noch neben der Tür, wie aus Trotz steht immer noch sein Name darauf: Kretschmann.

Nach einem Jahr steht deshalb noch nicht fest, wie das Experiment ausgehen

wird. Nicht in Laiz. Und erst recht nicht in Stuttgart, wo längst nicht ausgemacht ist, ob Kretschmann so durchkommt: mit seiner Politik des Dialogs, einer Politik des Nachdenkens. Gegen die anderen, die so viel politische Routine haben, dass vor dem Nachdenken schon die Reflexe einsetzen.

Es ist ein doppelter Kampf: gegen die SPD – bis heute kann sich der Koalitionspartner nur schlecht mit der Juniorrolle abfinden. Und gegen die Lobbygruppen – ob Beamtenbund oder Gegner des Bahnhofsprjekts Stuttgart 21, für sie zählen erst mal nur eigene Interessen.

Aber es gibt inzwischen noch einen Gegner mehr: Kretschmann selbst. Zum ersten Mal hat er sich an den eigenen Vorsätzen versündigt, das Beste für das Land und seine Bürger zu tun, nicht für die eigene Partei. Er wollte alle vier Regierungspräsidenten ablösen, nur weil die auf CDU- oder FDP-Ticket ins Amt gekommen waren.

Vielleicht verändert er sich also doch, so wie Macht jeden verändert. Vielleicht ist es auch schon ein Erfolg, wenn es in seinem Fall nur länger dauert als bei anderen.

Wenn die Halbwertszeit für die Beliebtheit von Politikern kurz ist, dann ist sie es bei angeblichen Heilsbringern der Politik erst recht. Nach den Regeln des Geschäfts müsste Kretschmann längst entzaubert sein: Je größer die Erwartung, umso härter die Enttäuschung.

Kretschmann ist also schon deshalb ein politisches Phänomen, weil man auch nach einem Jahr noch über ihn sagen kann, dass er ein politisches Phänomen ist. Seine Beliebtheit scheint sogar gewachsen zu sein. Nach einer SPIEGEL-Umfrage halten ihn 74 Prozent der Deutschen für „ehrlich“ und „glaubwürdig“. Dass die Landes-Grünen in Umfragen auf rund 30 Prozent gestiegen sind, schreibt nicht nur Bundeschef Cem Özdemir dem „Kretschmann-Faktor“ zu.

Die einfachste Erklärung findet man bei CDU-Funktionären, die das Phänomen Kretschmann mit einem anderen Phänomen erklären: Stefan Mappus, seinem Vorgänger. Von dem sagen Sarkasten in der Union heute, wie Mappus es fertiggebracht habe, in nur 15 Monaten Amtszeit „das Bild von 57 CDU-Regierungsjahren zu versauen“, das sei wirklich einzigartig gewesen – so lange hatte die Partei am Stück regiert.

Noch immer sei Mappus, der die Gegner von Stuttgart 21 mit dem Wasserwerfer aus dem Schlossgarten pusten ließ, der Kontrast, der die Figur Kretschmann so hell strahlen lasse. Daran ist auch einiges wahr, doch Kretschmanns Charisma lebt von mehr. Er tritt als eine Art Seelsorger des Bürgerlichen auf. Mit klugen Sätzen, die über das Kleinklein in der Sa-

SPIEGEL-UMFRAGE

Kretschmann

„Halten Sie Winfried Kretschmann für einen ehrlichen und glaubwürdigen Politiker?“

Ja

74

Nein

14

TNS Forschung am 13. und 14. März; 1000 Befragte in ganz Deutschland; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: „Weiß nicht“

che hinausreichen. Mit einem eigenen Ton, kauzig, knorrig. Und ab und an mit Entscheidungen, die sich den Regeln der Politik entziehen.

Neulich zum Beispiel, als die Redaktion von Jauch anrief. Günther Jauch! Vier Millionen Zuschauer! Beste Sendezeit! Das Thema: die Energiewende, Kretschmanns Thema, sein größter politischer Erfolg auf Bundesebene. Schließlich hatte er im Bundesrat mit Bayerns Horst Seehofer den Atomausstieg festgesetzt, nachdem Kanzlerin Angela Merkel von der Kernkraft abgerückt war. Aber was macht Kretschmann: sagt Jauch ab.

Er hatte schon für eine Fastenpredigt zugesagt, in der Kirche von Schemmerhofen, Kreis Biberach, 500 Zuhörer. Und überhaupt: Egal, was der Jauch ihn gefragt hätte, über nichts hätte sich Kretschmann so gefreut wie darüber, dass er beim Schreiben der Predigt auf eine Wortstamm-Gleichheit gestoßen war, im Lukasevangelium, im griechischen Original: „Sykomorea“ – der Maulbeerfeigenbaum, auf dem Zachäus, der Zöllner, saß, und „Sykophant“ – der Mann, der davon lebt, andere anzuzeigen, jener Zachäus, den Jesus nicht nur aus dem Baum holt, sondern aus einem falschen Leben. Wunderbare Früchte der Erkenntnis. Sykomorea, Sykophant. Wundersame Prioritäten. Bei Jauch saß Klaus Töpfer.

Geradezu skurrile Kabarettstücke sind inzwischen seine Pressekonferenzen, bei denen sich Kretschmann beharrlich weigert, so zu tun, als wisse er alles oder habe wenigstens auf alles eine Antwort. Frage vor zwei Wochen: Warum es so lange gedauert habe, bis seine Landesregierung Ex-Ministerpräsident Mappus eine Aussagegenehmigung für einen Untersuchungsausschuss erteilt habe? Nachdenken. Dann: „Das weiß ich jetzt wirklich nicht, warum das erst jetzt kommt, aber immerhin ist es gekommen, und ich bin immer froh, wenn die Dinge dann irgendwie passieren.“ Das klingt so wenig nach Politiker, dass die Journalisten es vielleicht schon deshalb gut finden. Und lachen.

Kurz danach sucht und findet er auch wieder eine Gelegenheit, den langjährigen Ministerpräsidenten Erwin Teufel zu loben, obwohl der von der CDU ist. Was Kretschmann aber nicht stört, im Gegenteil: Teufel lobt er besonders gern.

Sich zurück- und nicht so wichtig nehmen, auch dem Gegner etwas zugestehen – damit trifft Kretschmann immer noch den Nerv eines Publikums, das Politikern ihre scheinbaren Gewissheiten nicht mehr abnimmt. Schon gar nicht, wenn sie damit stets nur die Parteilinie wiedergeben.

Kretschmann hilft dann, dass seine Partei ihm zu viel verdankt, als dass sie ihn ständig auf Linie bringen wollte. Im Bundesvorstand lächeln sie schon gequält, wenn er bei der Suche nach einem Atommüll-Endlager mal wieder neben dem Parteikurs landet. Aber ohne ihn hätten die Grünen im konservativen Baden-Württemberg eben nicht gewonnen. Erst Kretschmann machte sie für Bürger wählbar, die sich unter einem Grünen bisher alles Mögliche vorgestellt hatten, nur keinen älteren Herrn vom Lande, der den lieben Gott achtet und



Polizisten bei Einsatz im Stuttgarter Schlossgarten: „Die grünen Inhalte verraten“

mit keinem Teufel im Bunde ist, außer dem Erwin.

Dadurch hat Kretschmann eine Unabhängigkeit gewonnen, die ihn freimacht für Zumutungen, erst mal gegenüber den eigenen Anhängern. Von denen murren inzwischen viele, die Regierung behandle sie schlechter als die CDU-Klientel. Etwa wenn Kretschmann nach der Räumung des Schlossgartens für Stuttgart 21 ausführlich der Polizei dankt und erst danach den friedlichen Protestieren.

Dass er die eigene Klientel piesackt, geschieht durchaus mit Kalkül. Es verschafft Kretschmann jene Glaubwürdigkeit, mit der er auch von anderen Gefolgschaft fordern kann. Für eine Politik, für die er keine Alternative sieht – Nachhaltigkeit, ob bei den Staatsfinanzen oder beim Energieverbrauch.

Dann stellt er sich bei der IHK Heilbronn vor 800 Unternehmen und erklärt ihnen, dass er leider bald die Steuern erhöhen wird, weil er sonst bis 2020 keinen Haushalt ohne Neuverschuldung hinbekommt. Oder wiederholt im Autolände seinen Satz, dass weniger Autos besser sind als mehr, obwohl er damit bis heute sein Verhältnis zur Wirtschaft belastet. Oder besteht darauf, dass auf die Hügel im Schwarzwald Windräder gepflanzt werden, Tourismus hin, Tourismus her, denn „wir können die Windräder nicht in den Keller bauen“.

Er kann bei solchen Gelegenheiten in der Sache sehr stur sein. Aber es geht vielen, die auf der anderen Seite stehen, dann wie Horst Seehofer: „Er genießt in der Runde der Ministerpräsidenten Respekt“, sagt der, und dass man sich auf eines wirklich verlassen könne: „auf Kretschmanns Wort“.

Das alles scheint nah an ein Ideal heranzukommen, eine Politik der Vernunft. „Kretschmann“, sagt einer, der dessen Arbeit im Staatsministerium gut kennt, „glaubt wirklich an die Vernunft der Menschen. Aber da liegt er halt falsch.“

Die Grenze der Vernunft war kürzlich eine Schallgrenze: Kretschmann will bei den Beamten 130 Millionen Euro sparen, er behauptet, es gehe nicht anders. Aber bevor er entscheidet, wie es gehen soll, wollte er den Beamten erst mal zuhören, in der Stuttgarter Liederhalle, bei einer Kundgebung, zu der sie ihn eingeladen hatten. Was er hörte, war das betäubende Getröte aus Vuvuzelas.

Es war kein Dialog, es war eine Dröhnung. Zwar entschuldigte sich der Landeschef der Beamten später für den Stil des Protests, aber dieser Tag hat Kretschmann die Grenzen aufgezeigt: Es wird auch für ihn Auseinandersetzungen geben, die wie Tarifverhandlungen ablaufen. Da zählen nicht kluge Argumente, es geht nur darum, wer stärker ist, mehr Druck macht. Und ob am Ende genug herauspringt. Hartes Lobbyisten-Geschäft. Kretschmann wirkte hinterher angefasst.

wollte Kretschmann draußen mit wütenden Stuttgart-21-Gegnern reden. Plötzlich flog ein Schuh, Zeichen der Verachtung; er traf nicht Kretschmann, aber einen seiner Bodyguards. „Kretschmann hat die grünen Inhalte verraten“, wirft ihm Hannes Rockenbach vor, Aktivist aus Stuttgart. Auf den Montagsdemos gibt es nun „Kretschmann weg!“-Rufe.

Kretschmann schrieb dazu einen Brief auf Facebook. Einen kühlen Brief, der sich nicht mehr wie eine neue Einladung zum Dialog las, sondern wie ein abschließendes

Urteil: als sei für ihn jeder, der das Ergebnis der Volksabstimmung nicht hinnimmt, ein schlechter Demokrat. So gibt es inzwischen auch für Kretschmann Grenzen, nicht nur was sein Verständnis für andere angeht, sondern auch seine Bereitschaft zur Verständigung. Er hat sich dafür einen Basta-Satz zurrechtgelegt: Er habe „eine Bürgergesellschaft versprochen, kein Bürgerparadies“. Klang am Anfang gut, aber er braucht ihn in letzter Zeit häufiger, und es fragt sich, ob er irgendwann zur Floskel wird.

Härter als jede Lobby-Gruppe trifft Kretschmann ein anderer Widerstand: der aus einer grün-roten Koalition. Denn es war nie eine Liebesheirat zwischen Grünen und SPD, auch wenn sie es anfangs so nannten. Schließlich hatte Kretschmann noch 2006 mit der CDU koalieren wollen, er hatte seine Partei damals schon so weit, es scheiterte nur an der Union. Und die SPD misstraute den Grünen schon immer. Aus ihrer Sicht: alles Abtrünnige.

Im Kabinett läuft die Zusammenarbeit noch ganz ordentlich, die Minister beider Seiten haben einiges bewegt: Studiengebühren abgeschafft, die Betreuung

von Kindern unter drei Jahren ausgebaut, dafür die Grunderwerbsteuer erhöht. Und die Gemeinschaftsschule auf den Weg gebracht, die das dreigliedrige Schulsystem auch in Baden-Württemberg aufbricht.

Aber noch immer laboriert die SPD daran, dass sie nicht den Ministerpräsidenten stellt. Kretschmann ließ ihr dafür die wichtigsten Ministerien, für SPD-Parteichef Nils Schmid sogar das Superministerium Finanzen und Wirtschaft. Doch zufrieden ist die Partei nicht.

Denn Schmid bleibt blass, trotz Superministerium – eine Typsache. Und in Umfragen liegt die SPD immer noch hinter Grün, bei rund 20 Prozent. Es gärt.

Ob es also darum geht, den Landesbeamten Geld wegzunehmen, oder dar-



JOACHIM E. ROETIGERS / GRAFFITI



DANIEL MAURER / DAPD

Politiker Schmiedel, Mappus (r.) mit Anwalt: Doppelter Kampf

Nicht das erste Mal. Die Volksabstimmung zu Stuttgart 21 hatte im November ein klares Ergebnis gebracht: Der Bahnhof soll gebaut werden. Für Kretschmann, den Grünen, der jahrelang in der Opposition gegen das Vorhaben gekämpft hatte, ein schlechtes Ergebnis, einerseits. Andererseits war es immerhin ein Ergebnis. Eines, um den Streit zu beenden, der die Stadt, das Land und auch die Koalition zerrissen hatte. Für Kretschmann, den Landesvater, war es deshalb eher ein gutes Ergebnis. Auch er hatte ein Ende herbeigesehnt, und das Schlimmste blieb ihm immerhin erspart: eine blutige Räumung.

Doch für einen harten Kern ist es damit nicht vorbei. Vor dem Neujahrsempfang der Landesregierung im Neuen Schloss

um, wie viele Schulen vom acht- auf das neunjährige Abitur zurückschwenken dürfen – immer wieder streiten sich die Koalitionäre, und Kretschmann fällt es von Mal zu Mal schwerer, souverän zu bleiben. Vor allem bei Claus Schmiedel, dem SPD-Fraktionschef, der gern öffentlich die Position „SPD pur“ erklärt: was die SPD gemacht hätte, wenn die Grünen nicht gewesen wären.

Da brüllt inzwischen auch Kretschmann. Einmal, am Telefon, schrie er den SPD-Mann an, ob der die Koalition platzen lassen wolle. Es ging um die angestrebte Nullverschuldung für die Jahre 2011/2012; Schmiedel hatte das im Namen der SPD verkündet, obwohl Kretschmann seine Grünen noch nicht so weit hatte. Die wollten lieber gestalten als sparen.

„Die Zeit der Umsetzung hat begonnen, damit ist die Schönwetterphase rum, in der alle alles prima finden“, sagt Schmiedel, und das klingt nicht gut für Grün-Rot. Nicht dass die SPD-Fraktion aus der Koalition aussteigen wollte, was wäre die Alternative? Aber gern mal die Grünen zwicken, wenn es der SPD hilft, das schon.

Den härtesten Treffer landete Schmiedel nun, als er sich in die Frage einschaltete, ob die vier Regierungspräsidenten im Land ausgetauscht werden sollten. Es war der erste Treffer, den sich Kretsch-

mann an seiner empfindlichsten Stelle einfiel: seiner Glaubwürdigkeit. Und: Er hatte ihn verdient.

Gleich nach der Wahl hatten Grüne und Rote nämlich in klassisch-kalter Machtmanier beschlossen, die vier Präsidenten durch eigene Leute zu ersetzen. Karlsruhe und Tübingen für die SPD, Stuttgart und Freiburg für die Grünen. Kretschmann machte bei dem heimlichen Geschacher mit; nur wann der Wechsel kommen sollte, blieb offen.

Bis in Karlsruhe der Präsident in Pension gehen wollte. Kretschmann und Schmid hakten sich unter: dann gleich alle vier. Und das, obwohl beispielsweise in Tübingen sogar der grüne Oberbürgermeister Boris Palmer eine Ehrenerklärung für seinen Regierungspräsidenten abgab: Der sei doch ein „feiner Mann“, ein loyaler Beamter.

Grüne sagen heute, Finanzminister Schmid habe zweimal eine klare Zusage gegeben, dass die SPD mitzieht. Aber dann war die Zusage nichts mehr wert, weil die Fraktion, Schmiedel, öffentlich dagegenhielt. Für einen Kretschmann-Vertrauten eine „bodenlose Frechheit“.

Bei der SPD läuft das wiederum unter Legendenbildung: Richtig, Schmid sei einverstanden gewesen. Dann aber habe sich die Fraktion gesperrt, und das habe Schmid dem Regierungschef auch recht-

zeitig gesagt. Trotzdem habe Kretschmann vor Journalisten verkündet, bei der Ablösung gehe es nicht mehr um das Ob, nur um das Wann.

Im Land schwappte eine Protestwelle hoch, der Tübinger Politikprofessor Hans-Georg Wehling sprach von „Postenjägeri“, die Grünen seien auch nicht besser als andere Parteien. Am Ende verlor nur noch der Freiburger Präsident seinen Job. Kretschmann behauptete, er habe gelernt, eingesehen, es klang wieder sehr heimelig nach Kretschmann. Doch dann schob er noch etwas hinterher: Sie hätten besser alle vier gleich am Anfang austauschen sollen, das hätte weniger Ärger gegeben. „Das habe ich unterschätzt.“

Merkte er nicht, dass jeder andere so argumentieren kann, aber nicht er? Merkt er das heute, nach einem Jahr, nicht mehr? Dass dies der alte, schlechte Stil war, typische Partei-Proporz-Paktier-Politik, ganz egal, ob nach der Wahl oder erst heute? Für Kretschmann war es also nur ein Fehler der Taktik, nicht im Grundsätzlichen. „Mit der Diskussion um die Regierungspräsidenten ist zum ersten Mal etwas verrutscht“, sagt einer aus seinem Umfeld, er meinte nur das Politikmanagement. Aber die Frage ist eine andere: ob bei Kretschmann nicht doch langsam etwas verrutscht.

JÜRGEN DAHLKAMP, SIMONE KAISER



DONKEY DE

WELCOME TO THE NEIGHBOURHOOD

LISBON [2012], EUROPE

bugatti-fashion.com

bugatti

THE EUROPEAN BRAND

hält, hat er für die Sowjetunion und deren Satelliten einen besonderen Wert. Die SPIEGEL-Redaktion kann nicht für sich in Anspruch nehmen, lediglich eine übliche Story geschrieben zu haben; denn der Artikel gibt in den meisten Punkten, in denen Geheimnisse der Bundeswehr oder der NATO mitgeteilt werden, bedauerlicherweise zutreffende, d.h. mit der Wirklichkeit übereinstimmende Fakten bekannt. Er hat deshalb wie kaum ein Artikel vorher zu einer Beunruhigung in der Truppe geführt, nicht zuletzt, weil die immer wieder erneuerten Befehle und Anweisungen zur Geheimhaltung durch ein in hoher Auflage erscheinendes Presseorgan ad absurdum geführt wurden. Gerade dieser Umstand wird aber einem gegnerischen Nachrichtendienst nicht verborgen bleiben. Er...



Wunder-Gutachten (Auszug), SPIEGEL-Titel 41/1962: „Schwerwiegender Einbruch in den Geheimbereich der Bundeswehr“

ZEITGESCHICHTE

Stunde der Rache

Das Gutachten, das 1962 die SPIEGEL-Affäre auslöste, wurde ein halbes Jahrhundert lang geheim gehalten – jetzt entpuppt es sich als dürrig und konstruiert.

Nur fünf Exemplare existieren, die Ausfertigungen sind nummeriert, oben prangt der Stempel „streng geheim“, die höchste Geheimhaltungsstufe in diesem Land. Dabei bewertet das Gutachten nur einen Artikel, der hunderttausendfach gedruckt wurde – die SPIEGEL-Titelgeschichte 41/1962 („Bedingt abwehrbereit“).

Der Artikel kritisierte den Zustand der Bundeswehr und beschrieb, dass der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Strauß (CSU) einer atomaren Aufrüstung das Wort redet, statt, wie Nato-Oberer befürworteten, die konventionelle Aufrüstung mit Panzern und Soldaten zu befördern. Ein flagranter Rechtsverstoß des SPIEGEL und seines Chefs Rudolf Augstein, glaubte Strauß. Er sah die Stunde gekommen, Rache zu nehmen an der angeblich nicht staatstreuen Redaktion und seinem Kritiker Augstein.

Kaum war die SPIEGEL-Ausgabe auf dem Markt, forderte die Bundesanwaltschaft im Hause Strauß eine Expertise an, ob der Artikel „geheim zu haltende und geheimhaltungsbedürftige Tatsachen“ preisgebe. Nach wenigen Tagen kam der beauftragte Oberregierungsrat, Heinrich Wunder, zu dem folgenschweren Schluss: ja, jede Menge sogar.

Das Gutachten löste die SPIEGEL-Affäre aus, auf seiner Grundlage marschierten wenige Tage später Dutzende Polizisten und ein Staatsanwalt in die Redaktion. Wochenlang hielten die Ordnungshüter

Räume besetzt, sieben Redakteure und Verlagsmitarbeiter, auch Augstein, wurden verhaftet.

Am Ende brachen die Vorwürfe in sich zusammen, 1965 stellte der Bundesgerichtshof das Verfahren ein. Da war Strauß bereits zurückgetreten, und die SPIEGEL-Affäre hatte sich als Katalysator für die Entstehung einer kritischen Öffentlichkeit in der jungen Bundesrepublik erwiesen. Das Gutachten aber wurde weggesperrt, ein halbes Jahrhundert lang.

Erst jetzt gab das Verteidigungsministerium auf Antrag des SPIEGEL das Dokument frei – eine Entscheidung, die möglicherweise ein juristisches Nachspiel haben wird, denn der heutige „Gutachter in Landesverratsverfahren“ im Ministerium, ein Nachfolger Wunders, hält die Freigabe für möglicherweise rechtswidrig.

Dabei offenbart das Gutachten keine Geheimnisse, sondern zeigt nur, wie dürrig und konstruiert die Vorwürfe damals waren. Es lässt den bösen Verdacht entstehen, dass die Ergebnisse feststanden, bevor Oberregierungsrat Wunder seine Recherche begann.

Der eifrige Franke aus der Rechtsabteilung des Ministeriums verteilte nach der Order der Bundesanwaltschaft zunächst selbst Aufträge. Den Militärischen Abschirmdienst bat er um eine Einschätzung; die Pressestelle des Ministeriums sollte klären, „ob die in dem Artikel erwähnten Einzelheiten in vollem Umfang“ bereits veröffentlicht seien – dann wären sie keine Geheimnisse mehr, die der SPIEGEL hätte verraten können.

Und da er wenig von Nuklearstrategie verstand, wandte sich Wunder an Oberst Hans-Joachim von Hopffgarten, im Ministerium zuständig für Militärpolitik. Gemeinsam glichen sie Geheimdokumente mit dem SPIEGEL-Artikel ab und simulierten einen Prozess. Wunder mimte den Richter und versuchte, den Oberst „im gegenseitigen Frage- und Antwortspiel aufs Eis zu führen“.

Offiziell war Wunder weisungsunabhängig. Allerdings räumte er später ein, dass er sich auf die Experten im Haus „verlassen musste“ – zumeist Gefolgsleute

oder sogar Bewunderer von Strauß. Und er stand unter immensem Zeitdruck, weil Strauß und seine Entourage drängten. Im Ministerium seien Verräter am Werke, die dem SPIEGEL zuarbeiteten. Man müsse „endlich einmal das Loch im Hause finden“.

Wunder schien das einzuleuchten, denn die Welt blickte in jenen Oktobertagen gespannt nach Kuba, wo sich zwischen Sowjets und Amerikanern ein Atomkrieg anbahnte. In Bonn waren Alarmmaßnahmen bereits angelaufen. Feldjäger bewachten den Flur, der zu Hopffgartens Büro führte. Unter diesen „besonderen Umständen“, rechtfertigte sich Wunder, sei an „eher ein strenges als ein laxes“ Gutachten zu denken.

So schrieb er, dass die Titelgeschichte „bedauerlicherweise zutreffende Fakten“ enthalte und daher für den Ostblock „eine der wertvollsten Erkenntnisquellen“ sei. Kurzum: ein „außergewöhnlich schwerwiegender Einbruch in den Geheimbereich der Bundeswehr“, begangen „zweifelloso unter Mitwirkung maßgeblicher Geheimnisträger“.

Das erwies sich später als unsinnig, und manche danach getätigte Aussage Wunders deutet darauf hin, dass ihm damals selbst nicht wohl bei dem Gutachten war, das er der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe übergab.

Passagen im SPIEGEL über Defizite der Bundeswehr kommentierte er darin mit den Worten: „Die Kenntnis über bestehende Mängel der Bundeswehr“ ermöglichten der Sowjetunion, „wichtige Schlüsse über die Verteidigungskraft des entscheidenden Nato-Abschnittes – Mitteleuropa“ zu ziehen. Der SPIEGEL hatte auch Schwierigkeiten der Nato bei einem Aufmarsch benannt. „Die Sowjetunion kann hieraus folgern“, merkte Wunder an, „dass ein breiter Steifen der Bundesrepublik Deutschland nur von schwachen Kräften verteidigt werden soll.“

Und über SPIEGEL-Ausführungen, die Ministeriumsvorschläge zum Ausbau der Bundeswehr betrafen, schrieb Wunder: „Die Offenlegung der Endumfangszahlen der Bundeswehr lässt die Sowjetunion

die Schwierigkeiten erkennen, die hinsichtlich der Aufstellung der deutschen Streitkräfte auf personellem und finan-
ziellem Gebiet bestehen.“

Dabei waren fast alle inkriminierten Passagen so oder ähnlich zuvor in anderen Medien erschienen. Das scheint die Presse-
stelle Wunder vorenthalten zu haben.

Vermutlich ist es die dürftige Argumen-
tation des Gutachtens, die das Verteidigungsministerium das Dokument derart lange unter Verschluss halten ließ. Eine Einsichtnahme könne „aus Geheim-
schutzgründen“ nicht erfolgen, wurde dem SPIEGEL noch im vergangenen Jahr mitgeteilt.

Und wäre es nach dem jetzigen Gut-
achter in Landesverratsverfahren im Ver-
teidigungsministerium gegangen, wäre das Dokument auch weiterhin geheim ge-
blieben – womöglich sogar bis 2029.

Grundsätzlich hat das Wort des Gut-
achters Gewicht. Er ist unabhängig und weisungsfrei und soll, wie Vorgänger Wun-
der, der Bundesanwaltschaft die Expertise liefern. Die SPIEGEL-Affäre reiht er of-
fenbar immer noch unter „Spionagefälle und Verratsfälle“ ein, trotz der Einstellung des Verfahrens gegen Augstein 1965. Und die Freigabe von Akten zu Verratsfällen, so sein Argument, unterlägen weiterhin besonderen Bedingungen.

Dabei hatte die Bundesregierung vor einigen Jahren grundsätzlich beschlossen, möglichst viele bislang geheime Doku-
mente preiszugeben. Experten des Minis-
teriums prüfen daher inzwischen, welche Unterlagen unbedenklich sind. Beim Wun-
der-Gutachten kamen sie zu dem Schluss, dass „formelle und/oder materielle Hin-
derungsgründe“ nicht existierten.

Der Gutachter erfuhr davon allerdings erst letzte Woche; da hatte der SPIEGEL das Gutachten im Militärarchiv in Frei-
burg bereits eingesehen. Dessen Inhalt, teilte das Bundesverteidigungsministe-
rium am vergangenen Freitag mit, sei „nach Auffassung des Gutachters ... wei-
terhin schützenswert“. Ein wirklicher Anachronismus.

Der Gutachter spekuliert nun darüber, ob sich die Experten mit der Entschei-
dung zur Freigabe „möglicherweise der Gefahr eines strafrechtlichen Ermittlungs-
verfahrens wegen Geheimnisverrats“ aus-
gesetzt haben könnten – was als Mah-
nung gegenüber allen gedeutet werden kann, sie sollten die Archive doch nicht so weit öffnen, wie es politisch eigentlich gewollt ist.

Im Fall des Wunder-Gutachtens ist heu-
te nur noch geheim, wie der Autor über sein Gutachten denkt. Heinrich Wunder, der später als Ankläger im Stammheimer Baader-Meinhof-Prozess auftrat, will nicht darüber reden. Er sei, ließ der 87-
Jährige wissen, gesundheitlich dazu nicht in der Lage.

GEORG BÖNISCH, KLAUS WIEGREFE



Wie viel Sparpotenzial steckt in Ihrem Eigenheim?

Jetzt modernisieren.

Mit der Sparkassen-Baufinanzierung.



Senken Sie Ihre Energiekosten – zum Beispiel mit einer günstig finanzierten Modernisierung. Zusammen mit unserem Partner LBS beraten wir Sie gern und stehen Ihnen auch bei allen anderen Fragen rund um riestergefordertes Wohneigentum und Bausparen kompetent zur Seite. Mehr Infos in Ihrer Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse.de. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**



Seelsorger Ackermann: „Kein Guantanamo für kirchliche Täter“

UWE BELLHUSER / EPD

KATHOLIKEN

„Scham und Bestürzung“

Als Missbrauchsbeauftragter der Kirche predigt der Trierer Bischof Stephan Ackermann „null Toleranz“. Im eigenen Bistum geht er milde mit pädophilen Pfarrern um.

Der Mann mit den stechend blauen Augen ist gerade dabei, Blumen in die Balkonkästen des Altenheims zu pflanzen. Pfarrer V. richtet sich auf und streift vorsichtig seine mit Erde beschmutzten Plastikhandschuhe ab. „Viele sehen mich als den Gärtner hier“, sagt er.

1994 wurde er wegen 28fachen sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen im Bistum Trier zu einer zweijährigen Bewährungsstrafe verurteilt. Trotzdem blieb er im Kirchendienst, 1996 wurde er einfach in eine Auslandsgemeinde in die Ukraine versetzt. Dort, sagt er, habe er erneut Minderjährige missbraucht.

Heute ist V. 72 Jahre alt. „Ich kann es nur mit dem Alkoholismus vergleichen“, sagt er leise. Unter seinen verschränkten Armen zittert die Hand. „Es ist wie eine Sucht, eine Schizophrenie, wo Sie ganze Teile Ihres Bewusstseins ausschalten.“

Trotzdem ist ihm Kontakt zu Minderjährigen weiter möglich, regelmäßig besuchen Kinder seinen Arbeitsplatz, ein Altenheim und eine Klinik im Bistum Trier. Er sei abstinenter, sagt V. Aber geheilt? Der Seelsorger holt Luft. „Nein. Das bleibt in der Persönlichkeit.“ Seine

neue Stelle, sagt er, hätte er nicht annehmen sollen.

Mit dieser Einsicht ist der Täter weiter als sein Vorgesetzter, Stephan Ackermann. Der Trierer Bischof ist seit mehr als zwei Jahren Missbrauchsbeauftragter der katholischen Kirche. Seitdem verspricht er eine „rückhaltlose Aufklärung“ des Missbrauchsskandals, er predigt eine „Kultur der Achtsamkeit“ und eine „Null-Toleranz-Linie“ gegenüber Tätern, will glaubwürdiger Ansprechpartner geschundener Seelen sein.

Doch ausgerechnet im eigenen Bistum ist die Null-Toleranz-Politik offenbar nicht angekommen. Schon im Januar musste sich Ackermann öffentlich entschuldigen, weil er einen mutmaßlich pädophilen Priester noch 2011 nicht umgehend beurlaubte. Jetzt liegen dem SPIEGEL Informationen über sieben weitere Fälle von pädophil auffällig gewordenen Pfarrern vor, die im Dienst des Bischofs stehen.

Da gibt es einen Geistlichen, der als Lehrer eines Internats an der Saar über Jahre sexuelle Beziehungen zu einem seiner Schüler unterhalten haben soll und nun Gemeindepfarrer im Bistum ist. Zwei seiner Mitbrüder, die als Besitzer von Kin-

derpornografie verurteilt wurden, wirken als Gottesmänner in Krankenhäusern. Ein weiterer Kollege durfte Ende vorigen Jahres schon wieder Messen lesen, obwohl er erst im März 2011 suspendiert worden war – mehrere inzwischen verjährte Missbrauchsfälle gehen auf sein Konto.

Der Umgang mit problematischen Pfarrern ist in vielen Fällen ähnlich: Die mutmaßlichen Täter werden wegen sexueller Übergriffe angezeigt oder zur Selbstanzeige bewogen. Anschließend bekommen sie eine Bewährungsstrafe. Danach dürfen sie wieder zurück in den kirchlichen Dienst. Häufig werden sie in der Krankenhauseelsorge oder im Altersheim eingesetzt, außerdem dürfen sie in den umliegenden Gemeinden aushelfen.

So kann auch Pfarrer M. neben seiner Anstellung als Krankenhauseelsorger in den Kirchen einer saarländischen Kleinstadt als sogenannter „Kooperator“ arbeiten. 1995 war er wegen 40 sexueller Übergriffe verurteilt worden. Jetzt ist er wieder zuständig für Messfeiern, Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. „Ja, natürlich gibt es auch Kinder und Jugendliche bei solchen Veranstaltungen“, sagt sein Vorgesetzter, der Dechant. Pfarrer M. werde aber nicht in der Kinder- und Jugendseelsorge eingesetzt.

Die Kirche hat zahlreiche Möglichkeiten, wegen Missbrauchs verurteilte Seelsorger vor sich selbst zu schützen und die Ängste vieler Gläubiger ernst zu nehmen. Sie kann Täter des Amtes entheben oder ins Kloster schicken, auch ein Einsatz in katholischen Bibliotheken oder Verwaltungen ist denkbar.

Das Bistum Trier jedoch lässt größere Milde walten. Beispiel W.: Der heute 48-

jährige Pfarrer hatte sich vor einigen Jahren an mehreren Minderjährigen vergrieffen. „Wir holten unsere Kinder nach einem Betwochenende ab“, erinnert sich ein Vater. „Sie sollten im Missionshaus auf die Kommunion vorbereitet werden.“ Sein neunjähriger Sohn war verstört, zögerlich erzählte er, dass er sich die Hose habe ausziehen müssen. Pfarrer W. habe von ihm und anderen Kindern verlangt: „Alles runter!“ Dann habe er sie über sein Knie gelegt und aufs nackte Gesäß geschlagen. „Wut und Scham der Kinder waren immens“, sagt der Vater.

W. wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, durfte trotzdem in einer anderen Gemeinde weiterarbeiten. Pfarrer W.: „Es war ja kein sexueller Missbrauch.“ Nur aus der Kinder- und Jugendarbeit sollte er sich fernhalten – was offenbar nicht gelang. „Er hat sich schon ziemlich intensiv mit Ministranten beschäftigt“, sagt ein Geistlicher aus dem Dekanat. „Das war natürlich entgegen den Absprachen.“

Heute ist er Pfarrer einer Klinik im Saarland, wo Kinder als Patienten und Besucher anzutreffen sind. „Man kommt gegen den Vertuschungswillen der Kirche nicht an“, sagt der Vater des von W. misshandelten Jungen resigniert.

Aufgeschreckt von etlichen Hinweisen aus dem Bistum suchte Thomas Schnitzler, ein Historiker, der selbst als Kind missbraucht worden war, Kontakt zu anderen Betroffenen und baute im vorigen Jahr ein Recherche-Netzwerk mit Claudia Adams und Hermann Schell auf.

Die drei fingen mit ihren Recherchen da an, wo das Bistum aufgehört hatte. Sie suchten Zeugen in Gemeinden, verbrachten viele Stunden in Archiven, verglichen Daten, sprachen mit Opfern und deren Angehörigen. Ihre Ergebnisse publizieren sie im Internet auf „MissBiT“ und „Schafsbrief“. „In Trier wird Pseudo-Aufklärung betrieben, nichts weiter“, lautet Adams' Fazit. Weltliche Lehrer oder Sozialarbeiter müssten mit einem Berufsverbot rechnen, wenn sie wegen Miss-

brauchs verurteilt würden, sagt Schnitzler: „Aber Ackermann lässt ehemalige und potentielle Täter weiter Seelsorger sein.“ Das Risiko, dem er Kinder aussetze, sei „absolut nicht vertretbar“.

Als vor mehr als zwei Jahren immer mehr Missbrauchsfälle die Republik erschütterten, galt der Bischof von Trier als idealer Mann, um das Vertrauen in den Klerus wiederherzustellen. Er ist einer der jüngsten Hirten in der Deutschen Bischofskonferenz, einer, der für den Aufklärungswillen der Kirche stehen sollte.

Nun hagelt es Kritik. Bei einer emotional aufgewühlten Veranstaltung in Trier wandten sich kürzlich sogar Kirchenangestellte gegen ihren Bischof. Die geistliche Leiterin der Katholischen Studierenden Jugend Trier, Jutta Lehnert, stellte gegenüber Ackermann klar: „Die Machtstrukturen der Kirche gehören auf den Prüfstand“, denn sie bildeten „ein offenes Scheunentor für Sexualstraftäter“.

Eine Krankenhausseelsorgerin aus Saarbrücken, Ursula Kaspar, geißelte die Doppelmoral der Hirten. Während geschiedene Wiederverheiratete ihren Beschäftigungsanspruch verlor, behielten vorbestrafte pädophile Geistliche offenbar problemlos ihr Anrecht auf Weiterbeschäftigung. „Das ist unhaltbar“, sagte sie. Kaspar ist eine von mehr als 40 haupt- und ehrenamtlich Beschäftigten der katholischen Kirche im Bistum Trier, die sich zur „Saarbrücker Initiative“ zusammengeschlossen haben.

Er wisse nicht, was er mit den Tätern machen solle, wehrte sich Ackermann. Es werde kein „Guantanamo für kirchliche Täter“ geben können. Ihr „eingeschränkter Einsatz unter Auflagen ist möglich“,

teilt das Bistum nun mit, die Zahl der Betroffenen will es nicht nennen.

Besonders nachsichtig hatte sich der Bischof erst vor kurzem im saarländischen Teil seiner Diözese gezeigt. Im Januar 2011 bekamen seine Mitarbeiter von der Polizei den Hinweis, dass ein Pfarrer aus Saarbrücken Minderjährige sexuell missbraucht haben soll.

Nach den Leitlinien der Deutschen Bischofskonferenz ist in solchen Verdachtsfällen unverzüglich zu handeln, der betroffene Priester kann bis zur Aufklärung der Vorwürfe suspendiert werden. Trotzdem ließ der Missbrauchsbeauftragte Ackermann den mutmaßlichen Kinderschänder im Amt. Der Seelsorger zelebrierte weiterhin heilige Messen und konnte im Sommer gar einen katholischen Kindergarten einweihen. Im Herbst wurde er zum 70. Geburtstag mit einem Festakt gewürdigt.

„Uns hat der Fall entsetzt“, sagt Heiner Buchen, Pastoralreferent in Saarbrücken, „wieso schritt die Bistumsleitung nicht sofort ein?“ Nicht einmal der direkte Vorgesetzte wurde vom Bistum informiert. Nach einer „Schockstarke“, so Buchen, organisierte er ein Treffen, 35 niedergeschlagene Kirchenmitarbeiter erschienen. Sie schrieben dem Bischof einen Brief über ihre „tiefe emotionale und pastorale Irritation, den Zorn, die Scham und die Bestürzung“ wegen des Umgangs mit Missbrauch im Bistum.

Statt den Fall aufzugreifen, wies Ackermanns Generalvikariat erst mal die Kritiker zurecht. Es hieß, solche Aktionen sollten unterlassen werden. Die Folge: Viele Opfer, Gemeindemitglieder, aber auch die betreffenden Pfarrer fühlen sich von der Kirche alleingelassen, auch Pfarrer V.

Im Gespräch schweigt der Priester immer wieder lange, starrt vor sich auf die Blumen, die er vor dem Altersheim gepflanzt hat. „Diese Neigung ist etwas, das mich bis auf den tiefsten Grund meiner Seele zerstört“, sagt er plötzlich. „Wo ich schreien könnte, auch zu Gott: Wieso hast du das zugelassen?“ Es gebe für pädophil veranlagte Menschen wie ihn nur eine Lösung: radikale Distanz. Leider habe er sehr lange gebraucht, um dies einzusehen.

Seine Vorgesetzten hätten es gut gemeint, als sie versuchten, ihn in eine Auslandsgemeinde zu versetzen. Allerdings am Ende nur mit sich selbst. „Die Perspektive war einseitig nicht auf die Opfer, sondern auf die Interessen der Kirche gerichtet.“



Verurteilter M. 2009
40 sexuelle Übergriffe



Demonstration gegen Missbrauch in München 2010: „Tiefe emotionale Irritation“

ANNA LOLL



NPD-Aufmarsch in Gera: „Klarnamen unter keinen Umständen preisgeben“

PARTEIEN

Ans Ende denken

Die Innenminister wollen die rechtsextreme NPD verbieten.

Ein geheimer Kriterienkatalog jedoch zeigt: Die Hürden sind höher als öffentlich zugegeben.

Udo Holtmann verkörpert wie kein anderer die größte Schlappe der deutschen Innenpolitik des vergangenen Jahrzehnts. Der stämmige Drucker aus Oberhausen machte Karriere in der NPD, leitete den Landesverband Nordrhein-Westfalen und die Redaktion des Hetzblattes „Deutsche Stimme“ und stieg schließlich zur Nummer zwei im Bundesvorstand auf.

Holtmann diene auch dem Verfassungsschutz, er lieferte jahrzehntelang Interna und kassierte viel Geld. Am Ende allerdings schützte der 2006 verstorbene Spitzel damit nicht die Verfassung, sondern die eigene Partei. Weil der Staat die NPD bis in die Führung hinauf mit V-Leuten unterwandert hatte, stellte das Bundesverfassungsgericht 2003 das Verbotverfahren ein. Die Innenminister waren blamiert, die Rechtsextremen freuten sich.

Ein derartiges Fiasko darf es aus Sicht der Bundesregierung nicht noch einmal geben. Sämtliche Spitzel in den Vorständen sollen für ein neues NPD-Verbotverfahren abgeschaltet werden, darauf haben sich Bund und Länder geeinigt. Diese Woche werden die Innenminister über einen neuerlichen Anlauf beraten. Eine Woche später, am 29. März, wollen die Minister-

präsidenten eine Entscheidung treffen. Vieles spricht dafür, dass die Verfassungsorgane einen zweiten Versuch wagen werden, die Rechtsaußen-Partei – aktuelle Mitgliederzahl: 5900 – verbieten zu lassen.

Doch anders als von den Innenministern öffentlich behauptet, bleiben trotz des Abklemmens der Top-Spitzel diverse Risiken. Die Anforderungen in dem Verbotverfahren sind wesentlich höher als öffentlich zugegeben – womöglich zu hoch. Das belegt ein geheimer Kriterienkatalog der Minister („VS-Vertraulich“), erstellt auf Grundlage der Verfassungsgerichtsentscheidung von 2003 und eines Urteils des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, der im selben Jahr die Rechte von Parteien gestärkt hatte.

Der Staat könnte demnach zu einem Schritt gezwungen werden, der für Geheimdienste ein Sakrileg darstellt: die Klarnamen von Zuträgern preiszugeben. Das Gericht dürfe „die über die bloße Kenntlichmachung hinausgehende Offenlegung (bis hin zur namentlichen Nennung der Quelle) verlangen“, heißt es in der vertraulichen Einschätzung. Selbst die persönliche Vernehmung eines V-Manns in Karlsruhe könnte „durch das Bundesverfassungsgericht erzwungen werden“.

Die Preisgabe ihrer klandestinen Quellen ist unter den Innenministern umstritten. In einer Telefonkonferenz mit seinen Unions-Kollegen aus den Ländern machte Bundesminister Hans-Peter Friedrich (CSU) am Dienstag vergangener Woche deutlich, dass die Offenlegung der Klarnamen wohl die Scheidemarke sei. Man müsse „an das Ende denken“, mahnte Friedrich die Runde, erkennbar zurückhaltend gegenüber einem Verbotverfahren.

Der Protest der Unions-Minister aus den Ländern folgte prompt. Der Schutz der V-Leute habe Priorität, sagte der niedersächsische Innenminister Uwe Schünemann (CDU), „Klarnamen werden in Karlsruhe unter keinen Umständen preisgegeben“. So sieht es auch der Bayer Joachim Herrmann (CSU): „Verdeckte Quellen können wir nicht offenlegen.“

Er könne sich nicht vorstellen, dass „ein Verbot an den Quellen der Verfassungsschutzämter scheitert“, sagt dagegen der rheinland-pfälzische Innenminister Roger Lewentz. Notfalls würde der Sozialdemokrat dem Gericht auch mitteilen, von wem die Informationen stammen. Es müsse allerdings sichergestellt sein, dass „die Namen nicht öffentlich werden und es nicht zu einer persönlichen Gefährdung der Informanten kommen könne“.

Umstritten ist auch, wie weit die Abschaltung der Zuträger in die Niederungen der Partei hineinreichen muss. Es könne „die Abschaltung von Quellen im Einzelfall allein aufgrund ihres vergleichbaren Einflusses innerhalb der Partei geboten sein“, heißt es in dem Kriterienkatalog. Darunter fielen etwa Meinungsmacher oder die Vorsitzenden wichtiger Kreisverbände, sagt der sachsen-anhaltinische Innenminister Holger Stahlknecht (CDU), „das müssen wir noch klären“.

Insgesamt, davon gehen Verfassungsschützer aus, müsste wahrscheinlich mit mehr als 20 der insgesamt gut 130 V-Leute die Zusammenarbeit beendet werden. Unstrittig ist, dass neben der NPD die Vorstände und Präsidien der ihr nahestehenden Jungen Nationaldemokraten, der Kommunalpolitischen Vereinigung sowie des Rings nationaler Frauen betroffen sind.

Der unheilvolle Einfluss der V-Leute erstreckt sich auch auf jenes Material, das den Verfassungsrichtern beweisen soll, wie aggressiv-kämpferisch die NPD gegen die Grundordnung agitiert. Äußerungen von Verfassungsschutz-Informanten hätten „einen nur sehr eingeschränkten Beweiswert“ und sollten besser nicht eingereicht werden, warnen die Minister. Beim ersten Verbotsversuch hatte der Staat ausgerechnet mit einem Zitat seines damaligen V-Manns Holtmann versucht, die Haltung der NPD zu dokumentieren.

Dem Gericht solle die „Herkunft des vorgelegten Materials bekannt“ sein, heißt es jetzt in dem Kriterienkatalog. Nur: Wer kann bei anonymen Texten, unter Pseudonym veröffentlichten Internet-Beiträgen oder für den Parteivorstand geschriebenen Reden ausschließen, dass sie von einem vom Staat bezahlten Zuträger verfasst wurden – und somit der Staat den Kurs der Partei beeinflusst haben könnte, wie ein Teil der Richter 2003 monierte? Selbst wenn die Verfassungsschützer jedes Blatt Papier, das sie in Karlsruhe einreichen wollen, mit der Liste der V-Leute abgleichen, lässt sich kaum ausschließen, dass kontaminiertes Beweismaterial auf dem Richtertisch landet.

Anders als die meisten Ministerpräsidenten, die für ein neuerliches Verbotsverfahren plädieren, kennt Bundesinnenminister Friedrich diese Probleme, er hat sich den rund 40-seitigen Geheimbericht von seinen Leuten ausführlich erklären lassen. „Diese gemeinsam entwickelten Kriterien für einen erfolgreichen Verbotsantrag müssen eingehalten werden“, sagt er. Friedrich ist sich nicht sicher, ob die Auflagen zu erfüllen sind. Er will nicht wie der damalige Innenminister Otto Schily nach Karlsruhe ziehen und geschlagen zurückkehren. „Wir dürfen und werden bei einem Verbotsantrag kein Risiko eingehen“, sagt er. Ein Gang nach Karlsruhe ohne Risiko? Das ist kaum möglich.

Mitte der Woche wird sich Friedrich mit Kanzlerin Angela Merkel (CDU) in einem Vieraugengespräch beraten. Der Minister wird seine Bedenken vortragen, aber er wird sich der Linie der Kanzlerin beugen. Wenn Merkel dafür ist, kann es jetzt schnell gehen. „Wir wollen schon zum 1. April die führenden V-Leute abschalten und mit der Sammlung des Materials beginnen“, sagt der Magdeburger Minister Stahlknecht. „Im Oktober könnte das Beweismaterial vorliegen.“

Wie es nun weitergehen soll, ist ebenfalls in dem Bericht zu lesen. Es „bedarf einer politischen Entscheidung“, im Klartext: Nun müssen die Minister abwägen, welches Risiko sie eingehen wollen. Oder, wie Stahlknecht es ausdrückt: „Keine Begeisterung darf größer sein als die nüchterne Bereitschaft zur Vernunft.“

HUBERT GUDE, SVEN RÖBEL, HOLGER STARK

KERNKRAFT

Die verdrängte Gefahr

Der deutsche Katastrophenschutz ist für einen Unfall wie in Fukushima nicht gerüstet – nach neuen Berechnungen würde ein weit größeres Gebiet verseucht als bislang angenommen.

Die Strahlenschützer lassen die Katastrophe am 1. Dezember 2010 beginnen, einem kalten Wintertag. Im Kernkraftwerk Philippsburg 2 in Baden-Württemberg – so sieht es das Szenario der Wissenschaftler vor – schmelzen die Brennelemente. Die Ingenieure lassen Druck ab, damit der Meiler nicht in die Luft fliegt. Radioaktive Wolken ziehen 25 Tage lang nach Norden, in das Rheintal, über Speyer und Hockenheim, Richtung Mannheim und Heidelberg.

Das Szenario erinnert an den Bestseller „Die Wolke“, aber es stammt von Spezialisten des Bundesamts für Strahlenschutz (BfS). Sie kombinierten Wetterdaten aus dem Jahr 2010 für die Kraftwerke Philippsburg 2 und das mittlerweile stillgelegte AKW Unterweser mit Unfallverläufen, die denen von Fukushima ähneln. So errechneten sie, wie eine radioaktive Wolke sich ausbreiten würde. Die Wissenschaftler zeichneten Karten, die jenen aus Japan vor einem Jahr gleichen – nur dass die betroffenen Orte nicht Namie, Odaka oder Tomioka heißen, sondern Linkenheim-Hochstetten, Schwanewede oder Bremerhaven.

Das beunruhigende Fazit der Studie, die dem Bundesumweltministerium (BMU) seit dem vergangenen Herbst vorliegt: Die Behörden sind auf eine Katastrophe wie die von Fukushima kaum vorbereitet. Radioaktive Stoffe würden weit größere Räume verseuchen als bislang angenommen, ganze Städte müssten evaku-

iert werden – und das alles ist „nicht in der Notfallplanung vorgesehen“.

Ein Jahr nach der Atomkatastrophe in Japan haben die deutschen Katastrophenschutzler kaum Konsequenzen gezogen. Mit dem Atomausstieg und der Energiewende gab es eine politische Antwort auf den Unfall, sie fiel so deutlich aus wie nirgendwo sonst auf der Welt. In der Bundesregierung, so kritisieren Fachleute, mag sich aber niemand damit beschäftigen, dass neun deutsche Reaktoren noch bis zu zehn Jahre laufen und dass auch die Brennelemente der abgeschalteten Reaktoren gefährlich sind.

Natürlich sind die deutschen Kernkraftwerke nicht von einem Tsunami bedroht. Aber ein Jahrtausendhochwasser könnte die Kühlung eines Reaktors außer Gefecht setzen – ein Risiko, das in Deutschland als so unwahrscheinlich abgetan wird wie in Japan bis zum vergangenen Jahr die Gefahr durch Super-Tsunamis.

Seit Herbst tagen Fachleute aus Bundesumwelt- und Bundesinnenministerium, den Länderinnenministerien sowie Katastrophen- und Strahlenschützer; sie wenden das Problem nur hin und her. Die Erkenntnisse des BfS liegen Arbeitskreisen, Projektgruppen und Spezialisten vor; passiert ist wenig.

Kritiker sagen, das BMU habe die Ergebnisse unter Verschluss gehalten. Das BMU bestreitet das und kontert, es habe sich immer mit dem BfS abgestimmt. Nun sollten „Annahmen, die der Studie zu-



Flüchtlinge nach dem Reaktorunfall in Fukushima: „Ein Ereignis, das nicht eintreten kann“

SATOSHI OGA / AP

grunde liegen“, überprüft werden, sie werde später veröffentlicht.

Die Politik handelt bislang nach dem Motto: Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Die Vorbereitung auf den Ernstfall ist nur zu gewaltigen Kosten zu haben. Schon im vergangenen Jahr forderte BfS-Präsident Wolfram König: „Die Ereignisse von Fukushima fordern uns ernsthaft zu fragen, ob die in der Bundesrepublik existierende Verteilung von Zuständigkeiten und die Bereitstellung von Ressourcen den heutigen Anforderungen genügen.“

Jeder schiebt die Verantwortung von sich: Das Bundesinnenministerium zeigt auf die Länder, die formal für den Katastrophenschutz zuständig sind. Das Bundesumweltministerium berät sich mit der Strahlenschutzkommission, der Gesellschaft für Anlagen- und Reaktorsicherheit und ausländischen Behörden. „Eine abschließende Bewertung, ob die Notfallschutzplanungen geändert werden müssen, kann erst nach Abschluss dieser Überprüfungen und internationalen Konsultationen vorgenommen werden“, schreibt das BMU in einer Stellungnahme.

„Die Lahmarschigkeit der Bundesregierung ist ein Skandal“, sagt Sylvia Kotting-Uhl, die atompolitische Sprecherin der Grünen im Bundestag. Längst sei klar, dass es erheblicher Verbesserungen und Investitionen in die GAU-Vorsorge bedürfe. „Die Regierung“, meint die Grüne, „trantütet vor sich hin.“

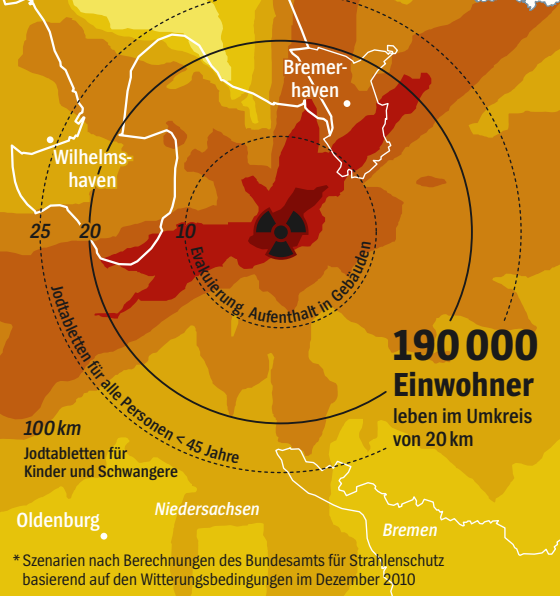
Im vergangenen März beobachtete die Welt schockiert, dass die Behörden der Technokratie Japan auf die Katastrophe hilflos reagierten. Menschen rund um den Globus schüttelten den Kopf über den Glauben der Japaner, ein so schwerer AKW-Unfall sei undenkbar.

Doch auch in der Notfallbroschüre des Atomkraftwerks Philippsburg ist zu lesen, ein schwerer Unfall sei ein Ereignis, „das nach menschlichem Ermessen nicht eintreten kann“. Die Behörde habe nichtsdestoweniger „Pläne für eine Evakuierung der Bevölkerung bis zu einer Entfernung von 8 bis 10 km um den Standort des Kernkraftwerks vorbereitet“. Dabei ist es bis heute geblieben – obwohl längst klar ist, dass wahrscheinlich weitaus größere Gebiete verstrahlt würden.

Bis zum GAU in Japan waren die Behörden immer vom selben Unfallszenario ausgegangen: eine längere Vorlaufzeit, dann pustet der Reaktor Strahlensstoffe „über mehrere Stunden oder Tage“ in die Atmosphäre. Tatsächlich blies das Kraftwerk Fukushima Daiichi aber wochen-

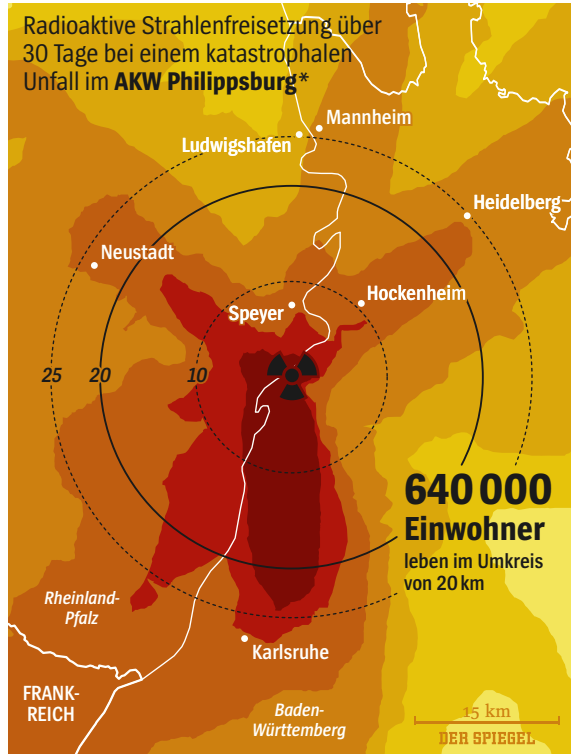
Atomare Planspiele

Radioaktive Strahlenfreisetzung der ersten 25 Tage nach dem Unglück in Fukushima, übertragen auf das AKW Unterweser* (abgeschaltet)



Strahlendosis in Millisievert im Untersuchungsmonat (effektive Dosis durch externe Strahlung und Inhalation)

bis 0,3 0,3 bis 1 1 bis 3 3 bis 10 10 bis 30 30 bis 100 über 100



lang radioaktive Stoffe in die Umwelt. „Es ist ein völlig neues Szenario“, sagt Wolfgang Weiss, Leiter des Uno-Strahlenkomitees UNSCEAR, „viele, was man sich überlegt hat, gilt nicht mehr.“

Die Fachleute vom BfS spielten Emissionsszenarien durch, über jeweils 15, 25 oder 30 Tage. Die Simulationen zeigten, dass die Windrichtungen häufig wechsel-

ten. Bisher sollen rund um deutsche Kernkraftwerke nur die am schlimmsten betroffenen Gebiete evakuiert werden. Dazu ist das Gebiet in Sektoren eingeteilt – weht die Wolke nach Westen, werden die

Sektoren im Westen evakuiert. Was aber, wenn der Wind dreht?

Es bestehe die Gefahr, dass Dekontaminationsteams dort tätig seien, wohin die radioaktive Wolke ziehe. Die Fachleute folgern: Die Notfallmaßnahmen kämen schnell an Grenzen, „da oftmals mehr als die Hälfte aller Sektoren, teilweise sogar alle Sektoren betroffen sind“.

Bei einem Unfall in Philippsburg könnten die Städte Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Ludwigshafen und Darmstadt verstrahlt werden. Jodtabletten müssten viel großflächiger verteilt werden. Nach den Simulationen dürften Menschen bis zu 100 Kilometer vom Kraftwerk entfernt ihre Häuser nicht mehr verlassen. Ungeklärt aber ist, wie lange Hunderttausende unversorgt zu Hause bleiben könnten und wie sie später das bereits verseuchte Gebiet verlassen sollten. Im schlimmsten Fall, so Experten des Bundesinnenministeriums, müssten eine Million Menschen evakuiert werden – und zwar schnell.

Um das AKW Philippsburg sind Sammelstellen vorgesehen, von dort sollen Busse bei einem GAU die Menschen abholen. Was aber passiert mit den Gebieten, für die es keine Pläne gibt? Wie evakuiert man so viele Krankenhäuser und Altenheime? Und wo bringt man anschließend eine Million Menschen unter? Diese Fragen seien ungelöst, heißt es aus dem Innenministerium.

Eine grundsätzliche Frage wurde erst gar nicht diskutiert. In deutschen Notfallplänen gelten sogenannte Eingreifrichtwerte – wenn sie überschritten werden, muss der Staat handeln. Die Internationale Strahlenschutzkommission ICRP empfiehlt, bei Werten zwischen 20 und 100 Millisievert im Jahr eine Umsiedlung. Japan entschied sich nach Fukushima für 20 Millisievert als Grenze, den vorsichtigsten Wert. Dieser wurde, auch in Deutschland, als viel zu hoch kritisiert.

Vielleicht haben die Kritiker nicht bedacht, dass die Menschen in Deutschland erst umgesiedelt würden, wenn 100 Millisievert im Jahr überschritten wären. Würden die vorsichtigen japanischen Kriterien in Deutschland eingeführt, vervielfachte sich die Zahl der betroffenen Menschen.

MICHAEL FRÖHLINGSdorf, CORDULA MEYER, HOLGER STARK



IMAGEBROKER / VARIO IMAGES

REGIERUNG

Wahre Träume

Mit Millionenbeträgen subventioniert der Staat den Urlaub seiner Bediensteten. Warum eigentlich?

Sylt muss nicht teuer sein. Die Wohnungen am Leuchtturm „Rotes Kliff“ zum Beispiel bieten einen herrlichen Blick auf die Nordsee, morgens sind es nur ein paar Schritte zum Strand, und auch abends muss sich niemand langweilen. Um die Ecke liegt das Promi-Dorf Kampen mit seinen schicken Restaurants. Das Beste aber ist der Preis: Ganze 6,60 Euro pro Person und Nacht kosten die Unterkünfte. Sie bieten gehobenen Urlaub zum Preis einer Jugendherberge.

Unmöglich? Nicht für Beamte des Bundesverkehrsministeriums. Sie gehören zwar nicht gerade zu den Menschen, denen der Eishauch der Armut ins Gesicht bläst, mehr als 8000 Euro monatlich verdient ein Ministerialdirigent. Trotzdem leistet sich das Ministerium ein sogenanntes Sozialwerk, das auch dazu da ist, Beamten billigen Urlaub zu verschaffen.

Im aktuellen Prospekt „Die Freizeit in Freiheit – Famose Ferienangebote“ brüstet sich Ressortchef Peter Ramsauer sogar damit, seinen Leuten mit Steuergeld bil-

lige Ferien zu ermöglichen. „Wir sind dankbar für die Förderung des Sozialwerks aus dem Konjunkturpaket II in Höhe von rund 3,9 Millionen Euro“, schreibt der CSU-Mann im Grußwort.

Jahrzehntelang war es Usus, dass gut-situierte Bundesbeamte staatlich subventionierten Urlaub machen konnten – jetzt werden ihre Reisen zum Fall für den Rechnungshof. Nach einer Vorprüfung gibt es offene Fragen, FDP-Haushälterin Claudia Winterstein drängt auf weitere Nachforschungen. „Ich gönne den Mitarbeitern der Ministerien ihren Urlaub. Aber ich sehe nicht ein, dass er vom Steuerzahler mitfinanziert wird“, sagt sie.

Denn das Sozialwerk des Verkehrsministeriums ist kein Einzelfall. Zwar kann Ramsauer seinen Leuten die größte Auswahl an Ferienwohnungen und Pensionen bieten. Aber auch die Mitarbeiter des Auswärtigen Amts müssen nicht darben. Einen Sportbootführerschein See etwa können Diplomaten zum Schnäppchenpreis machen, er kostet nur 629 Euro. Im Angebot inbegriffen sind acht Übernachtungen im „Haus Seeburg“ an der Ostsee sowie ein Begrüßungsdrink. Im Verteidigungsministerium ist das Schlosshotel Wedendorf beliebt. Inklusive Halbpension kostet der Urlaub in Mecklenburg nur 113 Euro pro Tag im Doppelzimmer – gewöhnliche Gäste zahlen das Doppelte. Das Hotelmotto „Wo Träume wahr werden“ gilt vor allem für Staatsdiener.

Auch Unternehmen und Großbanken unterhalten Urlaubsdomizile für verdiente Mitarbeiter. Nur muss dafür nicht der Steu-

Leuchtturm „Rotes Kliff“ auf Sylt
Promi-Insel zu Jugendherbergspreisen

erzahler aufkommen. Zwar verfolgen die Sozialwerke auch karitative Zwecke und organisieren zum Beispiel Freizeiten für behinderte Kinder. Aber eben auch den Billigurlaub für den Regierungsrat. „Wenn hochrangige Mitglieder durch Beitragszahlung zu ordentlichen Vereinsmitgliedern geworden sind, steht ihnen auch die Wahrnehmung der Urlaubsangebote zu“, so ein Sprecher des Bundesinnenministeriums. Der Beitrag zu den gemeinnützigen Sozialwerken allerdings ist sehr verträglich: Er bewegt sich je nach Ministerium zwischen einem und 7,50 Euro monatlich.

Die Unterstützung der Sozialwerke durch die Ministerien ist rechtlich gewagt. Wer dort arbeitet, müsste eigentlich ehrenamtlich tätig sein.

Davon allerdings kann keine Rede sein, und das macht den Beamtenurlaub auf Kosten des Steuerzahlers doppelt fragwürdig. So sind beim Sozialwerk Bund, das an das Innenministerium gekoppelt ist, 18 hauptamtliche Mitarbeiter tätig. Sie organisieren Reisen und betreuen die staatseigenen Ferienapartments. Bezahlte werden sie regulär vom Ministerium.

Auch beim auf Sparsamkeit bedachten Bundesfinanzminister kümmern sich mehrere Beamte um die Mitarbeiterurlaube, zwei davon im höheren Dienst. Ihre Arbeit bewegt sich in einer rechtlichen Grauzone, deswegen versteckt sie die Ministeriumsspitze. Die Urlaubsplaner sind in einer Unterbehörde tätig – dem Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen.

Besonders findig ist Verkehrsminister Ramsauer. Der Vorsitzende des hauseigenen Sozialwerks residiert in der Bonner Dependence des Ministeriums, Zimmer 5208. Wer jedoch im Organigramm nach ihm fahndet, sucht vergebens. Vielleicht soll niemand erfahren, dass Sozialwerkschef Franz-Georg Mosler fast nichts anderes tut, als Urlaubsplätze zu verteilen.

Prominente Juristen halten das für rechtswidrig. „Ein Reisebüro gehört nicht zur Kernaufgabe von Ministerien“, sagt der Berliner Staatsrechtler Ulrich Battis. Mehr noch: „Wenn die Sozialwerke als Verein organisiert sind, dürfen sie nicht von Ministeriumsräumen aus arbeiten.“

Aber wer mag sich von solch kleinen Einwänden schon den Urlaub vermiesen lassen? Bisher war es doch immer so schön, vor allem so schön billig. So schwärmte „maunzi69“ im Internet-Nordseeforum nach einem Urlaub im „bundes-eigenen Ferienhaus“ in Nordfriesland von den Schäfchen im Garten und der wunderbaren Ruhe. Der Tipp der Beamtengattin: „Wer irgendwas beruflich mit dem Bundesverkehrsministerium zu tun hat: Keine Sekunde mehr zögern, dem Sozialwerk beitreten!“

PETER MÜLLER, ANDREAS WASSERMANN

WIR MACHEN JACKEN WIE STAU- DÄMME



TEXAPORE – ALL THE PROOF YOU NEED. GUARANTEED.
Jetzt Katalog anfordern unter www.jack-wolfskin.com

DRAUSSEN ZU HAUSE



TEXAPORE HYPROOF O₃ führt Wetterschutz auf eine neue Stufe. Einem Druck von 40 Meter Wassersäule hält dieses unübertroffene Material stand und kann gleichzeitig über die gesamte Jacke ca. 3 Liter Wasser pro Stunde als Wasserdampf entweichen lassen (Atmungsaktivität: MVTR 30 000 g/m²/24 h). Unglaubliche Werte, die sicherstellen, dass Sie bei jedem Wetter draussen trocken bleiben. Und das auch unter rauesten Bedingungen und nach jahrelanger Beanspruchung.
Jacke: SCANDIUM JACKET

**Jack
Wolfskin** 

Was war da los, Herr McMurtry?

Remi McMurtry, 21, französischer Student, über Wolkenwandern: „Ich stand fast eine Stunde lang ganz allein auf dieser Spitze des Snæfellsjökull, eines Vulkangletschers im Westen Islands; kein sehr aktiver Vulkan, der letzte Ausbruch ist 1800 Jahre her. Will, der Fotograf, mit dem ich zusammen gewandert war, stand auf einer zweiten Gletscherspitze. Zwischen uns lagen etwa 120 Meter, für mich war er nur ein schwarzer Punkt. Es war kalt, so um die minus 20 Grad, schätze ich. Wir warteten darauf, dass der Himmel richtig aufklarte. Hier oben, auf 1446 Meter Höhe, ändert sich das Wetter ja schnell. Als es so weit war, stand ich plötzlich über den Wolken. Ich sah alles, die Bergkette im Osten und das weiße Meer unter mir, ich vergaß die Kälte und den Wind. Als wir mit dem Abstieg in die Wolkendecke begannen, konnte ich keine zehn Meter weit mehr sehen. Der Weg zu unserem Camp dauerte vier bis fünf Stunden, genug Zeit, um zurückzufinden in die Realität.“

WILL COPESTAKE / CATERS NEWS

McMurtry



GEHEIMDIENSTE

„Druck und Zwang: ja“

Der Ex-Spion Glenn L. Carle, 54, über Verhöre, Moral und die CIA

SPIEGEL: Herr Carle, Sie waren 20 Jahre lang bei der CIA. Was war Ihr Job?

Carle: Zum Schluss war ich stellvertretender Abteilungsleiter des National Intelligence Office for Transnational Threats, wo es um die Bedrohung der USA geht. Eine einflussreiche Stelle.

SPIEGEL: Wie ist das Leben als Spion – wie im Kino?

Carle: Die Arbeit findet oft in fensterlosen Kammern statt, Berichte schreiben, Berichte vergleichen, es ist manchmal befriedigend, aber oft nur mühsam und schwierig.

SPIEGEL: Ihr heikelster Auftrag?

Carle: Der bestand darin, einen der Top-Leute der Qaida zu verhören. Davon handelt mein jetzt erschienenes Buch.

SPIEGEL: Was für ein Mann war das?

Carle: Er war ungefähr in meinem Alter, also damals etwa Mitte vierzig. Er war sogar sympathisch. Man hatte ihn in ei-

nem Land im Nahen Osten von der Straße weg gekidnappt, im Frühherbst 2002.

SPIEGEL: „Man“ hatte ihn gekidnappt?

Carle: Nein, wir, die CIA. Aber wir arbeiteten mit einem anderen Geheimdienst zusammen. Dort war unser Mann „Gast“. Und ich verfüge über Sprachkenntnisse, die für ein Verhör wichtig waren. Welche, darf ich nicht sagen. Ich sollte ihn verhören.

SPIEGEL: Um was herauszufinden?

Carle: Das Übliche: Welche Pläne gibt es gegen die USA, welche Gruppen bilden sich?



Carle

SPIEGEL: Verhör heißt – Zwang, Folter?

Carle: Druck und Zwang: ja. Aber nicht Folter, das Wort wurde jedenfalls nie gebraucht. Wir sollten aggressiv und kreativ sein. Allerdings sind die Grenzen fließend, das gebe ich zu. Ich selbst habe tatsächlich nur geredet. Ich war aggressiv, aber ohne körperliche Zwangsmaßnahmen. Bei meinen Verhören zumindest war er davor sicher.

SPIEGEL: Haben Sie aus Ihrem Mann etwas herausbekommen?

Carle: Ja, es stellte sich heraus, er konnte zwar irgendwelche Qaida-Leute, war aber nicht Teil der Organisation.

SPIEGEL: Wurde er entlassen?

Carle: Nach acht Jahren.

SPIEGEL: So spät?

Carle: Ja. Ohne klare Vorwürfe. Unglaublich. Acht Jahre sind ein Siebtel seines Lebens.

SPIEGEL: Wo ist er jetzt?

Carle: In Afghanistan.

SPIEGEL: Denken Sie an ihn?

Carle: Täglich.

Glenn L. Carle: „Interrogator“. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg; 448 Seiten; 22,95 Euro.

STEPHEN CROWLEY / NYT / REDUX / LAIF

Falscher Mann

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie Jack Nicholson einem Betrüger zum Verhängnis wurde

Hoffentlich würde es keine Toten geben, dachte er. Und hoffentlich war es keine Geiselnahme. Und bloß keine Anfänger. Die hasste er am meisten, Kriminalkommissar Erivaldo Guerra aus Recife, Brasilien, die Anfänger waren nervös, sie ballerten um sich, beim geringsten Anlass.

Sie standen vor der Bank, in der Avenida Conselheiro Aguiar, im Stadtteil Boa Viagem, keine so üble Gegend, sie waren zu viert. Sie öffneten ihre Pistolentaschen, der Kommissar gab ein Zeichen.

Und sie gingen rein.

Als am 28. Februar 2012 die Karriere des Fälschers Ricardo Sérgio de Barros ein jähes Ende nahm, hatte dieser die volle Meisterschaft in seinem Metier noch nicht erreicht. Handwerklich war er nicht schlecht; aber das genügte nicht. Ein Fälscher muss eine Vorstellung davon haben, was er seinem Publikum zumuten kann, er muss die Welt kennen, die er belügt. So sieht es jedenfalls Kommissar Erivaldo Guerra, und er musste es wissen, denn er hat den Fälscher in der Bank von Boa Viagem geschnappt, ins Gefängnis gesteckt, berühmt gemacht.

Der 28. Februar war ein Dienstag. Erivaldo Guerra, 46 Jahre alt, unverheiratet, kinderlos, Chef der *Policia Civil* für Boa Viagem, war wie jeden Morgen um sechs Uhr aufgestanden, der Tag würde warm werden, 27 Grad. Recife liegt im Nordosten Brasiliens, hier ist das Wetter das ganze Jahr hindurch wundervoll. Guerra hatte Maniokbrei gefrühstückt, zwei Tassen Nescafé getrunken. Um acht Uhr saß er am Schreibtisch. Verhörprotokolle lesen, Dienstpläne entwerfen, er liebe seine Arbeit, sagt er, auch wenn sie bisweilen frustrierend sein kann. Ein Sprichwort sagt, dass in Recife die Kinder töten, um den Platz zu verteidigen, von dem aus sie Autos überfallen können. Um kurz nach elf klingelte das Telefon, ein Notruf. Um kurz vor zwölf Uhr standen sie vor der Bank, Guerra und drei seiner Leute.

Brasilien, siebtgrößte Volkswirtschaft der Welt, verzeichnet seit Jahren Rekorde

bei Wachstum, Außenhandel, Verbrechen. Und Recife, eine Stadt von eineinhalb Millionen Einwohnern, gilt als eine der gefährlichsten Städte Brasiliens, Mord, Geiselnahmen, Entführungen. Das Fälscherhandwerk nimmt sich dagegen altmodisch und harmlos aus. Verglichen mit den narbigen Burschen, mit denen er im *Bairro* aufwuchs, war Ricardo de Barros eher der nette, pummelige Junge von nebenan. Er hatte es, so kann man

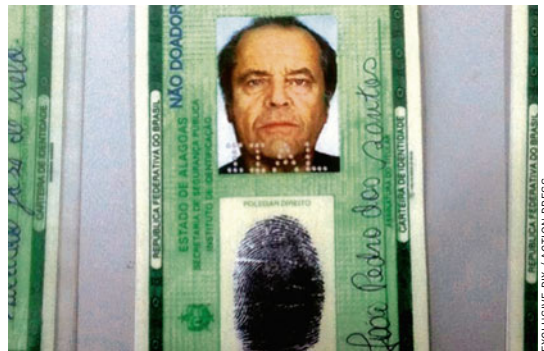
John Joseph „Jack“ Nicholson: drei Oscars, Hauptrollen oder tragende Parts bei einem Dutzend der großartigsten Hollywood-Filme, nicht unbedingt ein schönes Gesicht, doch unvergesslich; als viriler Teufel in „Die Hexen von Eastwick“, als zähnefletschender Irrer in „Shining“, als charmanter Schuft in „Was das Herz begehrt“. Nicholson: einer, der sich nicht aufgibt, nie. Warum de Barros ausgerechnet dieses hochberühmte Gesicht in seinen Ausweis gepappt hat, weiß nur er selbst, und vielleicht weiß nicht mal er es.

Er hatte das Bild in einer Zeitschrift gefunden, so gestand er später, und keinen besonderen Wert auf Ähnlichkeit gelegt, Pech. Jetzt saß er auf einem braunen Holzstuhl in der Bank, der Kassierer hatte ihn unter Vorwänden festgehalten, es traten vier Männer auf ihn zu, sie blickten unheimlich, *merda*, Mist.

Es gab keine Schießerei, de Barros war nicht mal bewaffnet. Fünf gefälschte Ausweise wurden bei ihm gefunden, 36 Schecks, vier Kreditkarten. Das Bild auf seinem Ausweis zeigte tatsächlich Jack Nicholson, wie es der Schalterbeamte gesagt hatte, die Ähnlichkeit lag bei nullkommanull.

Damit begann die zweite Karriere des Ricardo Sérgio de Barros: als globaler Depp. Seine Dusseligkeit machte ihn über Nacht berühmt, kaum ein Blatt, ein Blog, ein Sender ließ die Chance zum Spotten ungenutzt.

Zu diesem Zeitpunkt befand sich de Barros schon in Unter-



Gefälschter Ausweis

Jack Nicholson betrügt in Brasilien

Die Polizei in der brasilianischen Stadt Recife hat einen Mann festgenommen, der Bankkonten einrichtete und Briefkastenfirmen eröffnete – mit einem gefälschten Ausweis, in dem das Foto von Hollywood-

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“

vom Kommissar erfahren, offenbar sogar mal mit ehrlicher Arbeit versucht. Man kann sagen, dass de Barros den Beruf des Verbrechens weniger ergriff, er scheiterte hinein.

Bei allem war er ein Fälscher modernen Zuschnitts, einer, der mit Kopierer, Scanner, Photoshop arbeitete. Seine Spezialität war der Firmentrick: mit falschem Personalausweis zur Bank marschieren, ein Geschäftskonto eröffnen, das Konto sofort überziehen, verschwinden.

Man brauchte nur eine solide Identität, einen guten Ausweis. Gut und falsch.

Man brauchte nur eine solide Identität, einen guten Ausweis. Gut und falsch. Es gab keine Schießerei, de Barros war nicht mal bewaffnet. Fünf gefälschte Ausweise wurden bei ihm gefunden, 36 Schecks, vier Kreditkarten. Das Bild auf seinem Ausweis zeigte tatsächlich Jack Nicholson, wie es der Schalterbeamte gesagt hatte, die Ähnlichkeit lag bei nullkommanull. Damit begann die zweite Karriere des Ricardo Sérgio de Barros: als globaler Depp. Seine Dusseligkeit machte ihn über Nacht berühmt, kaum ein Blatt, ein Blog, ein Sender ließ die Chance zum Spotten ungenutzt. Zu diesem Zeitpunkt befand sich de Barros schon in Unter-

RALF HOPPE

Jyoti, weiblich, 62,8 Zentimeter

Ratten sind für sie wie Ferkel, Kühe so groß wie Lastwagen: Die Inderin Jyoti Amge ist die kleinste Frau der Welt, bestaunt, bemitleidet, gefürchtet. Aber sie will mehr als das sein – sie ist dabei, ein globaler Star zu werden. *Von Ralf Hoppe*

Das Haus, in dem sie schläft, Jyoti Amge, die Frau mit dem seltsamsten Schicksal der Welt, dieses Haus liegt in der Kalkutta Road, in einem der Armenviertel von Nagpur, mittendrin in Indien. Das Haus ist umgeben von einer weißen Mauer, nicht sehr hoch. Dahinter ein enger Innenhof. Rechts im Hof befindet sich ein ummauertes Loch im Boden, die Außentoilette, zum Hin- und Hergehen. Die Tür zum Haus ist abgeschlossen, die Vorhänge sind zugezogen. Ihr Vater und Manager kommt aus dem Seiteneingang.

Er ist barfuß, im Unterhemd, er tritt vors Haus, Kishen Narayan Amge, oder Mister Amge, wie er sich nennen lässt, rundes Gesicht, runder Bauch, die Füße sind breit und groß, mit rissigen Fersen. Er zündet sich eine Bristol-Zigarette an, blinzelt in die Sonne, kratzt sich am Bauch. Zwei Jungs laufen vorbei, die Haare stehen ihnen starr ab vom Staub. Sie haben einen Plastikfußball, den sie auf-titschen lassen – als sie Mister Amge sehen, grüßen sie ehrerbietig. Amge nickt ihnen grimmig zu.

„Die Nachbarn – erst hatten alle Angst vor meiner Tochter, vor dem bösen Blick. Sie hielten sie für einen Dämon.“

Und heute?

„Manche fürchten sie, aber die meisten sehen in ihr eine Göttin, sie kommen, verneigen sich vor ihr, wollen ihre Füße berühren, ihr *dharna*, ihren Segen. Aber sie ist keine Göttin.“

Was ist sie denn, Mister Amge?

Er schnippt die Zigarette auf die Straße.

„Kommen Sie“, sagt er.

Das Zimmer, in dem Jyoti Amge schläft, ist eigentlich der schönste Raum im Haus, mit Sofa, Fernseher, Computer. Gleichzeitig ist es Jyotis Schlafzimmer, und sie hat sich in letzter Zeit angewöhnt, morgens lange auszuschlafen, also bleiben die Vorhänge jetzt zugezogen, und alle flüstern und schleichen auf Zehenspitzen durchs Haus und geben sich Mühe, den Teekessel leise abzustellen.

Das Bett, in dem Jyoti Amge schläft, steht auf kleinen, gedrechselten Füßen, es misst 40 mal 80 Zentimeter, kaum größer als ein Teetablett, aber sie kann sich

bequem ausstrecken – Jyoti Amge, 18 Jahre alt, 62,8 Zentimeter groß, kleinste Frau der Welt.

„Ich weck sie jetzt“, sagt ihr Vater.

62,8 Zentimeter: ein Urteilspruch. Die Ratten, die an den Ufersäumen des Nag-Kanals in ausgedehnten Kolonien leben, sind für Jyoti so groß wie Ferkel, und die Kühe, die heilig und unbehelligt durch die Straßen trotten, ragen vor ihr auf wie Lastwagen – nur, dass die Lastwagen scharfe Hufe haben und hintrampeln und -scheißen, wie es ihnen passt. Ein Plastikball, von einem Nachbarjungen mit Schwung geschossen, könnte Jyoti zerschmettern. Ihre Knochen heilen langsam. Vor sechs Jahren hatte sie einen Beinbruch, die Beinschiene, die Dr. Jhunjhunwala ihr anlegte, muss sie heute noch tragen.

Sie ist in eine Welt gesetzt, die nicht für sie gemacht ist. Es ist ein Leben wie unter einem Verhängnis. Sicherlich kann man eine Behinderung meistern, kann „damit leben“, wie es oft heißt; aber Jyoti Amge hat mehr geleistet als das. Sie musste sich neu erfinden. Sie wird jetzt zu einem Wesen, das es so noch nie gab.

Ihr Vater hat sie geweckt, sehr behutsam. Sie sitzt auf dem Bett, gähnt, die Decke um ihre schmalen Schultern gelegt.

Der Vater holt ein Fotoalbum aus dem Regal, Jyotis Leben von Geburt an.

Die ersten Fotos zeigen ein erschrockenes Kind, voller Angst vor seiner Andersartigkeit. Da ist das Klassenzimmer, ein karger Raum. Sie ist etwa zehn oder zwölf Jahre alt. Die anderen Mädchen sitzen in den Bänken, für Jyoti haben sie ein winziges Pult in den Mittelgang gestellt. Dann aber, Jahr für Jahr, hat sie mehr Freundinnen, sieht man sie frecher, selbstbewusster in die Kamera lächeln.

Schließlich, dritter Teil: Sie wird zum Star.

Inzwischen nimmt sie Songs auf mit einem der berühmtesten indischen Popstars, sie zeigt sich mit Politikern, und sie tourt um die Welt. Im Frühjahr nach Rom, Mailand, Mumbai, Tokio, wo Fernsehsender sie einladen, sie hat jetzt schon mehr von der Welt gesehen als irgendein

anderes Mädchen aus ihrer Klasse. Sie spricht an Schulen, besucht Universitäten. Die Leute wollen sie bestaunen, berühren, mit einer Mischung aus Verzücktheit und Grusel. Jyoti Amge, die Mutantin, der Freak der Herzen.

Sie hustet. Hält sich wohlherzogen die Hand vor den Mund. Ihre Finger sind sehr kurz, aber kräftig, die Haut runzlig.

Jyoti, wir müssen am Nachmittag noch zum Arzt, sagt ihr Vater. Und dass er schon in der Praxis angerufen habe.

Ich will aber nicht.

Als hätte sie Helium geatmet, so klingt ihre Stimme, fiepend, man denkt unwillkürlich an ein Tierchen aus einem Zeichentrickfilm. Ihre Stimmbänder müssen sehr kurz sein.

Ich will dort nicht hin.

Ihre Mutter kommt hinzu, stämmig, energisch, mit schweren Ohrhingen, in einem golddurchwirkten Sari, Schatten unter den Augen. Die ersten Jahre nach Jyotis Geburt waren nicht leicht für die Eltern, sie hatten vier Kinder, drei Mädchen, einen Jungen, alles war normal, und dann kam plötzlich dieses seltsame Kind auf die Welt, eineinhalb Kilogramm schwer, war abergläubischen Vermutungen ausgesetzt. Wo kam dieses Kind oder Wesen her?

Schließlich gibt Jyoti nach. Sie seufzt, bückt sich nach ihren weißen Schuhen, Schuhgröße 21. Der Vater schlurft hinaus und ruft die Schwester.

Ihre Morgentoilette kann Jyoti Amge nicht allein bewältigen. Zwar geht sie allein aufs Klo, aber am Waschbecken im Hof muss Rupali, ihre drei Jahre ältere Schwester, ihr helfen, sie muss sie hochheben, halten. Jyoti wäscht sich Gesicht, Arme, Hände. Die Proportionen der Glieder zum Rumpf sind beinahe normal, ihr Gesicht ist von einer puppenhaften, zerknautschten Anmut.

Sie kämmt sich vor dem fleckigen Spiegel das Haar, flicht sich Bänder hinein. Greift dann zu der grünen Zahnbürste. Ihre Zähne sind zu groß für den schmalen Kiefer, als hätten sie von der Wachstumsverweigerung, die im Embryonalstadium den Organismus überkam, nichts mitbekommen. Ihre Zähne wuchsen, während ihr Körper stehenblieb, sie wuchsen



Jyoti Amge, Mutter

PABLO BARTHLOMEW / NETPHOTOGRAPH.COM / DER SPIEGEL



Schülerin Jyoti 2009: Klassenunterschied zwischen ihr und allen anderen

schief, quer und schoben sich übereinander, vor allem auf der linken Seite. Wenn sie lächelt, lächelt sie schief.

Sie setzt sich an ihr Frühstück. An jedem Finger blitzt ein Ring. Dazu glitzern die Armreifen, dazu ein *Bindi*, ein aufgeklebtes Schönheitsmal, auf der Stirn.

Es war mal wieder tief in der Nacht, erzählt sie, als sie den Rechner ausschaltete – ihr Vater hat ihr für den Computer einen Barhocker mit einer Lehne besorgt, dazu eine kleine Trittleiter. Wenn die anderen schlafen, kostet sie die Stille der Nacht aus, klettert auf ihr Stühlchen, telefoniertispernd, chattet mit Freunden in Rom oder Tokio, lernt englische Wörter – es ist ein zweites Leben, in dem sie ihre Berühmtheit vermehrt, verwaltet. Seit ihre Winzigkeit offiziell ist, habe die Zahl der Angebote für Auftritte sich verdreifacht, erzählt ihr Vater.

Am 16. Dezember 2011 nahmen am Wockhardt-Hospital in Nagpur der Orthopäde Dr. Manoj Pahukar und der angereiste Guinness-Lizenzchef Rob Molloy an Jyoti drei Messungen vor. Dann verkündeten sie vor Kameras eine Zahl. Es war Jyotis 18. Geburtstag, und diese 62,8 Zentimeter waren ihr Geschenk: In der Liga der Erwachsenen löste Jyoti die US-Amerikanerin Bridgette Jordan ab, abgeschlagen mit 69 Zentimetern. Jyoti ging als etwa vierzigtausendster Rekord in die Guinness-Datenbank ein, dieses Füllhorn der schrägen Taten und Typen.

Die Guinness-Offiziellen unterscheiden Rekorde von Rekorden. Sie haben ihre abgestuften A-, B-, C- und D-Kategorien, und wenn es sich eher um Alberheiten handelt, muss man die Anreise der Guinness-

Offiziellen aus eigener Tasche bezahlen. Das schreckt jedoch keinen Aspiranten ab – alle wollen ins Buch, sie streben nach Ruhm und Ewigkeit, die Pfahlsitzer, Dauerduscher und jene, die sich ihre Fingernägel sechs Meter lang wachsen ließen.

Jyoti Amges Kleinheit war spektakulär genug, um die Guinness-Offiziellen auf eigene Kosten nach Indien zu locken, Jyoti sollte unbedingt ins nächste Buch. Das Foto dieses Tages ging um die Welt, für Jyoti war die Ruhmmaschine angeworfen.

Sie frühstückt jetzt in der Küche: einen Teelöffel süßen Käse mit etwas Zucker,

Ihr Frühstück: ein Teelöffel Käse mit etwas Zucker, dazu zwei oder drei Cashewnüsse.

zwei oder drei Cashewnüsse. Das *Dal Ka Pani*, das Linsenwasser, und die *Panipuri*, Brötchen mit Chilisauce, lässt sie stehen. Trinkt Tee aus einem normal großen Becher, für sie wie ein Maßkrug.

Dann hört man den Vater hupen. Er hat den Wagen vorgefahren, einen neuen, roten Tata Indica GLS.

Wer zu Dr. Jhunjhunwala kommt, der sollte Geduld mitbringen. Er hat seine Praxis im Erdgeschoss eines Ärztehauses an der Gandhibagh Road, in der Innenstadt von Nagpur. An der Eingangstür ein wilder Haufen von Halbschuhen, Sandalen, Gummilatschen, daneben ein hagerer Alter, der *Chappal-Guard-Valla*, der auf-

passt, dass die Straßenkinder die Schuhe nicht klauen. Das Wartezimmer ist überfüllt, Dr. Jhunjhunwala sei kurz weg, sagen die Arzthelferinnen, die am Empfang hinter einem kleinen Blechschreibtisch sitzen. Jyoti will umkehren, aber ihre Eltern setzen sich durch.

Die Luft ist stickig, säuerlich, die Leute sitzen zusammengesackt auf den Sofas, Plastikstühlen. Jene, die nicht ständig husten, sind eingeschlafen. Auch Jyotis Mutter schnarcht bald, mit offenem Mund, auch ihrer Schwester, auf deren Knie Jyoti sitzt, fallen die Augen zu. Die anderen Patienten schauen neugierig herüber, halten sich aber zurück. Jyoti hält sich den Zipfel ihres *Pallu*, ihres Tuches, vor den Mund. Ihr Vater steht draußen, redet mit dem Schuhwächter und raucht.

Früher hat er Bidis geraucht, jene harzigen Zigaretten, die man hier in Nagpur noch lose und einzeln kaufen kann, Tabak, eingerollt in ein Ebenholz-Blatt. Aber die Bristols sind vornehmer, sind aufstrebende Mittelklasse. Auch den Tata Indica fährt er noch nicht lange; den neuen Wohlstand verdanken sie Jyotis Berühmtheit. Ihre Reisen nach Italien oder Japan, ihre Fernsehauftritte bringen mehr Geld als der Vater je verdient hat – mal bleiben 1000 Dollar, mal 2000 Dollar übrig. Jyotis Vater hat mit einer kleinen Ziegelbrennerei begonnen, zuletzt hatte er eine Spedition, die aber pleiteging. Jyotis Karriere bewahrte die Familie vor der Armut.

Abstürze, Aufstiege, die indische Gesellschaft boomt und ist schneller geworden. Familie Amge lebt in einem Schwellenland, sie spüren den Ehrgeiz, die Gier, die die Gesellschaft umkrepelt. Indien,

einst das Land der Gurus, augenrollenden Mystiker und billigen Drogen, ist inzwischen drittgrößte Wirtschaftsmacht in Asien, es gibt Callcenter, Software-Labors und blitzende Restaurants. Die Globalisierung legt Schranken nieder, erschafft neue Phänotypen. Für Jyoti Amge liegt darin die Chance ihres Lebens.

Jetzt wird sie zum Wiegen gerufen. Sie rutscht vom Knie ihrer Schwester, trippelt steifhüftig zu einer Digitalwaage, dem offenbar modernsten Ding in der Praxis, prominent aufgestellt, direkt im Wartezimmer. Jyoti zankt sich mit der Arzthelferin, weil sie Schuhe und Tuch unter den Augen aller nicht ablegen will. Die Arzthelferin zuckt schließlich die Achseln, Jyoti klettert auf die Waage: die Ziffern glühen rot auf, 6,33 Kilo. Jyoti steigt von der Waage, macht ein paar Schritte durchs Wartezimmer, die Beine zu vertreten.

Das ist ein Fehler.

Die Kinder, vor allem die Mütter, die bis eben nur herüberschielen, rücken näher, grieseln, stellen Fragen, Jyoti antwortet ausweichend, ihr ist unwohl in dem Gedränge, und sie späht nach ihrer Schwester, aber schnell ist sie umringt, man betastet sie, lacht, streicht ihr übers Haar, zieht an ihrem Zopf. Bitte nicht anfassen, sagt Jyoti.

Bitte nicht anfassen!

Jyoti windet sich, diese großen, grapschenden Hände, die lauten Stimmen.

Nicht anfassen!

Und da, plötzlich, schreit sie, Panik in ihrer Zeichentrickfilmstimme, und ihre Mutter schreckt hoch, ihre Schwester rappelt sich auf, sie retten Jyoti aus dem Gewühl, wütender Wortwechsel, die Arzthelferin hastet dazu, um zu schlichten – und sie verfrachtet schließlich Jyoti und Familie ins erstbeste Behandlungszimmer, Tür zu. An Jyotis Stirn pulsiert eine Ader. Und irgendwann, endlich, ist dann auch der Arzt da.

Mit Situationen wie dieser hat Jyoti oft zu kämpfen. Sie hasst diese Distanzlosigkeit, die in der indischen Kultur angelegt scheint, diese Bereitschaft zur Tuchföhlung, die jederzeit ins Ekstatische umschlagen kann – zweimal hat sie Frauen, die zudringlich wurden, gehorft, ist zischend und fauchend auf sie losgegangen, einmal auf einem Markt in Nagpur, einmal in einer Mall in Mumbai. Die Ohrfeige war ganz schön heftig, daran erinnert sich ihre Schwester. Die Frauen seien verduzt gewesen, und Jyotis Händchen habe auf der Wange der erwachsenen Frau rote Striemen hinterlassen.

Das Publikum kann eben ein *gaandu* sein, sagt der Vater, ein Monster. Andererseits braucht Jyoti dieses Monster. Ihr Leben ist aufgebaut auf Zustimmung, auf das Bestauntwerden.

Die Untersuchung wegen ihres Hustens geht schnell vonstatten. Dr. Jhunjhunwala

ist ein junger Mann, der die Praxis seines Vater weiterführt. Er hält Jyoti zur Begrüßung einen dicken Finger hin, dann horcht er sie ab, verschreibt ihr ein leichtes Hustenmittel, das war's.

Sein Vater nahm sich vor 18 Jahren viel Zeit, um das Unbegreifliche zu verstehen. Er war der erste Arzt, dem Schrecken einen Namen zu geben: Achondroplasie. Er hatte den Begriff in einem Fachbuch nachgeschlagen und erzählte den verstörten Eltern Dinge, die sie nicht verstanden. Gene, Mutationen, Vererbung, man könne nichts machen. Nur eine Sache vielleicht.

Sie könnten ihre Tochter lieben. Denn sie sei etwas Besonderes.

Die Eltern Amge nahmen ihr Kind heim, sie hielten eine *puja* ab, eine Zeremonie, um ein paar Gottheiten günstig zu stimmen. Das Mantra, der gesungene

„Nicht die Mutation an sich ist verblüffend“, sagt Pfäffle.

„Sondern die Tatsache, dass so viel unfallfrei abläuft“, sagt sein Kollege.

„Wenn man bedenkt“, sagt Pfäffle, „wie komplex dieser Prozess ist.“

Der Prozess begann, als eine Samenzelle des Kishen Rao Amge, Jyotis Vater, mutierte. Diese Samenzelle traf irgendwann im März 1993 auf eine Eizelle seiner Frau. Die Informationen von Vater und Mutter wurden neu kombiniert und von nun an, ein Leben lang, an jede Zelle des neuen Organismus weitergegeben. Im Fall von Jyoti Amge, meinen die Leipziger Forscher, spricht vieles dafür, dass die Erbinformation des Vaters in einem einzigen Buchstaben falsch abgelesen war – ein Buchstabe von etwa drei Milliarden, man nennt das eine Punktmutation. Ein beinahe unmerklicher Austausch: als ob man in einem sehr,



Mutter Amge, Tochter Jyoti, Geschwister: Ein Buchstabe im Erbgut, der falsch gelesen wurde

Segensspruch, den sie dazu auswählten, handelt von Licht, und so nannten sie ihre Tochter auch: Jyoti, die Fackel. Von da an nahmen sie es hin. Jyoti war eben so, wie sie war.

Aber warum war sie so?

Ein paar tausend Flugmeilen von Nagpur entfernt, im Osten Deutschlands, im ersten Stock in Haus 20 a an der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig, sitzen zwei freundliche Herren. Zwei Herren, die sich sehr für Jyoti interessieren und sie gern mal untersuchen würden. Seit acht Jahren erforschen die Professoren Roland Pfäffle und Wieland Kiess in einer Kooperation zwischen den Unis in Leipzig und Chicago Formen von Kleinwuchs. Besonders die Rezeptoren der Wachstumsfaktoren IGF1 und IGF2 interessieren sie. Sie tauchen tief ein in die Welt des mutierten Erbguts, sie denken und sehen die Welt im Nanometerbereich. Und sagen überraschende Dinge.

sehr dicken Buch einen einzigen Buchstaben vertauschen würde – und die Geschichte nähme eine ganz andere Wendung. Plötzlich wird man als Jyoti Amge geboren.

Aber warum? Wieso kann so was passieren? Warum vermeidet die Natur solche Lesefehler nicht?

„Weil Mutationen wichtig sind“, sagt Pfäffle. „Wir alle sind Mutanten, jeder scheinbar normale Mensch geht durchs Leben mit Hunderten von Abweichungen, von denen er nichts merkt, weil sie ausgeschaltet sind.“

„Die Natur ist alles andere als pedantisch, sie spielt, probiert Abweichungen aus“, sagt der Forscher in Leipzig, während in Nagpur, Indien, Jyoti Amge, als Abweichung geboren, um ein möglichst normales Leben kämpft.

Aber dieses Leben kriegt sie nur, wenn sie an die Spitze gelangt.

Der nächste Tag, ein Sonntag, in Nagpur wird der „Tag des Kindes“ gefeiert. In



Prominente Jyoti: Sie hasst und braucht das Publikum

der Marana Pratab Hall in der Innenstadt von Nagpur wird am Nachmittag eine Art Messe eröffnet. NGOs und Firmen, Schulen und Stiftungen stellen ihre Projekte vor, Broschüren liegen auf Klapptischen, Hilfe für Straßenkinder, sauberes Trinkwasser, Solarenergie, Lehrerausbildung – Projekte für ein besseres Indien. Und Jyoti ist auch schon da.

Sie hält die Rede, sie ist die Schirmherrin. Es ist ihr nächster Karriereschritt.

Begonnen hat es vor etwa einem Jahr. Damals wurde Jyoti erstmals von einem Politiker angesprochen. Der Mann hieß Ram Kadam, Abgeordneter in Mumbai. Überraschend kam Kadam eines Tages zu ihnen, saß eine Weile im Wohnzimmer, trank höflich Tee, drehte an seinen goldenen Ringen, schließlich fragte er, ob Jyoti sich vorstellen könne, für ihn Wahlwerbung zu machen? Sich mit ihm zu zeigen? Gutmütig ging.

Bald sprach sich herum, wie publikumswirksam die Auftritte der kleinen Frau als Polit-Maskottchen waren, und immer mehr Politiker riefen an, boten Geld, wollten sie am liebsten exklusiv. Oder baten, wenigstens nicht für diese oder jene Partei Werbung zu machen. Jyoti musste sich jetzt mit den Parteien beschäftigen, schon um sie unterscheiden zu können. Bald begriff sie, dass Politik eine Art Spiel war, dass man bluffen, schlau sein musste, wie beim *Teen Patti*, beim indischen Poker, und sie begriff, dass es um Macht ging.

Und wenn sie so gut darin war, für Politiker zu werben, warum nicht für sich selbst werben?

Warum nicht in die Politik gehen?

Ihr Vater trägt sie von Stand zu Stand, gefolgt von einem Tross von Fotografen, Reportern, Organisatoren. An jedem Tag petentisch betrachtet Jyoti artig die Schaulbilder, macht Small Talk, wie sie es bei den Politikern abgeschaut hat.

Aha, dieser Wasserfilter könnte in kleinen Dörfern eingesetzt werden, wie interessant.

Aha, dieser Wirkstoff dient zur Vorsorge gegen Tollwut, das ist natürlich gut.

Aha, diese Bilder haben die Kinder selbst gemalt, wie wunderwunderschön.

Dann in den Saal. Es gibt eine Bühne, sie bekommt ein Mikro, und dann hält

Ob sie Wahlwerbung machen würde, fragte der Politiker. Für gutes Geld.

sie vor ein paar hundert Menschen eine kleine Rede, die sie selbst vorbereitet hat: dass es sie freue, hier zu sein, und wie wichtig solch ein Tag für Indien sei. Aber das Publikum ist hingerissen.

Dann verziehen sich ein paar von den Journalisten, Organisatoren und Fotografen nach draußen, um im Freien eine Zigarette zu rauchen. Sie unterhalten sich, das Gespräch kreist um Jyoti. Ob sie Chancen hätte in der Politik.

Die Rede war nicht schlecht, sagt einer mit einem gepflegten Schnurrbart. Und die Leute mögen sie.

Das stimmt, sagt ein anderer, der polierte Cowboystiefel trägt, außerdem ent-

stamme sie einer Kaste der Niedriggestellten, das könnte ein Vorteil sein, sie steht für die Unterdrückten.

Jyotis Generation ist in ein System geboren, das sich in Auflösung befindet, ein Kastensystem, das zuvor seit Jahrhunderten existierte, mit vier Hauptkasten und Tausenden von Unterkasten. Und vor allem mit ewigen Regelkatalogen – warum dieser Mann weniger wert sei als jener, warum dieses Mädchen nicht aus dem Dorfbrunnen trinken dürfe, weil sie nämlich unrein sei.

Auch die Familie Amge gehört zu einer der unteren Kasten. Das bedeutete über Generationen Demütigungen, Nachteile. Plötzlich aber liegt darin eine Chance für Jyoti. Wollte sie in die Politik gehen, hier wären ihre potentiellen Wähler. Es gibt in Indien etwa 200 Millionen Dalits, Benachteiligte aus den unteren Kasten. Und sie haben inzwischen gesehen, wie es der Mittelschicht ergeht, sie sehen im Fernsehen, wie die Reichen leben, sie wollen ihren Anteil.

Ihre Winzigkeit gereicht Jyoti möglicherweise sogar zum Vorteil, dank der indischen Kultur, die noch greller und exotischer ist, als man es vermutet, mit ihren 22 000 Dialekten, 330 Millionen Göttern und 300 Arten, Kartoffeln zuzubereiten. In Indien gehört das Unglaubliche zur Grundausstattung; je schräger jemand, desto besser. Und Jyoti Amge steht für die, die zu kurz gekommen sind.

Wer könnte das, schon durch ihre Existenz, besser ausdrücken?

Jyoti, würden Sie, wenn Sie einen Wunsch hätten, am liebsten normal sein?

„Früher war das ein Gedanke – warum bin ich nicht so wie die anderen? Man will dazugehören. Aber inzwischen will ich vor allem ich selbst sein.“

Der Auftritt beim „Tag des Kindes“, ihre Rede dort, war eine erste Fingerübung im politischen Geschäft, um ihre Bekanntheit auszubauen. Es war ein Erfolg. Trotzdem ist sie erschöpft und froh, wieder im Auto zu sitzen, nach Hause zu fahren. Es dunkelt. Vorbei am Kanal, wo es Stände mit *Gur* gibt, billigem Schnaps, wo Straßenkinder an den Kreuzungen bettelnd ihre verstümmelten Hände ans Autofenster halten oder Kränze mit Ringelblumen verkaufen. Jyotis Vater, am Steuer, blickt durch sie hindurch.

Dort hinten liegt der Slum, eine Hüttenstadt im Schlamm. Jeden Tag kommen stinkende Lastwagen und laden Tonnen von Müll ab. Die Frauen und Kinder dort durchwühlen den Abfall mit Stäben, an die sie Magnete gebunden haben, auf der Suche nach Metallstückchen.

Jyoti sitzt auf dem Schoß ihrer Schwester, der die Augen zufallen. Jyoti schaut aus dem Fenster, sieht die Welt, in die sie geboren ist, eine grobe, schmutzige und ziemlich mitleidlose Welt, und so viel größer als sie. ♦

Sie denken, Sie kennen Hyundai?



**Der neue Hyundai i30.
Bringt Sie auf neue Gedanken.**

Erfahren Sie den neuen i30 jetzt
bei Ihrem Hyundai Händler auf dem
Frühjahrsfest vom 23. bis 25. März.

In Deutschland entwickelt. In Europa gebaut. Für höchsten Qualitätsanspruch in seiner Klasse. Der neue i30 überzeugt nicht nur in punkto Design und Komfort, sondern er bietet auch technologische Innovationen. Zum Beispiel die in drei Stufen schaltbare FLEX STEER Lenkunterstützung. Mit dem i30 fahren Sie serienmäßig sorgenfrei, und das 5 Jahre lang.*

Vereinbaren Sie gleich einen Probefahrtstermin bei Ihrem Hyundai Händler.
Mehr unter www.hyundai.de

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 6,7–3,7 l/100 km; CO₂-Emission kombiniert: 157–97 g/km; Effizienzklasse: D–A+.

Abbildung ähnlich. Fahrzeug enthält z. T. aufpreispflichtige Sonderausstattung.

* 5 Jahre Fahrzeug- und Lack-Garantie ohne Kilometerbegrenzung sowie 5 Jahre Mobilitäts-Garantie mit kostenlosem Pannen- und Abschleppdienst (gemäß den jeweiligen Bedingungen); 5 kostenlose Sicherheits-Checks in den ersten 5 Jahren gemäß Hyundai Sicherheits-Check-Heft. Taxen und Mietfahrzeuge: 3 Jahre Fahrzeug-Garantie und 2 Jahre Lack-Garantie, jeweils bis 100.000 km Fahrleistung (gemäß den jeweiligen Bedingungen).



Ohne Kilometerbegrenzung



Bundespolizisten bei Kontrolle in Jonsdorf, Bahnhofsvorplatz in Seiffhennersdorf: „Erst wird fusioniert, dann ruiniert“

SICHERHEIT

„Zum Plündern freigegeben“

In der Oberlausitz in Sachsen wird so oft eingebrochen wie in kaum einer anderen ländlichen Region Deutschlands. Die Polizei baut Stellen ab, die Bürger verlieren das Vertrauen in den Staat.

Polizeihauptkommissar Michael Lutter betritt den Besprechungsraum der Inspektion Ebersbach an der deutsch-tschechischen Grenze, er wedelt mit einem Zettel. „Heute sind es 15“, sagt er, „ein Minibagger ist auch dabei.“

Es ist die Liste der gestohlenen Autos, die zur Fahndung ausgeschrieben sind, hauptsächlich Modelle von VW, Škoda und Seat. „Pass auf, dass euch der Bagger nicht überholt“, frozelt ein Kollege. „Lass dir mal 'nen neuen Witz einfallen“, antwortet Lutter, zieht die blaue Dienstjacke an und tritt in den Hof. Sein Kollege wartet im VW-Bus, es geht auf Streife.

Lutter und seine Kollegen sind Bundespolizisten, eigentlich sollen sie verhindern, dass Flüchtlinge ohne Pass über die Ostgrenze nach Deutschland kommen. Tatsächlich versuchen sie nun zu verhindern, dass alles Wertvolle über diese Grenze nach Osten verschwindet. In der Oberlausitz, wo Sachsen an Tschechien und Polen grenzt, wird so viel gestohlen wie kaum irgendwo sonst im Land: Autos, Kupfer, Werkzeug, selbst Schuhe aus Hausfluren.

Zuständig für die Jagd auf Diebe ist eigentlich die Landespolizei. Doch in den nächsten Jahren wird Sachsens CDU-Innenminister Markus Ulbig wohl rund ein Fünftel der Stellen im Land streichen.

Nachts sind in den Dörfern und Kleinstädten die Straßen menschenleer. Nachbarn besuchen einander nicht mehr, weil

niemand sein Haus unbeaufsichtigt zurücklassen möchte. Fremde werden misstrauisch beäugt. „Die Politik lässt uns im Stich“, klagen Einwohner.

Hauptkommissar Lutter und sein Kollege rollen kurz nach 14 Uhr durchs Tor des Reviers. Nur für ein paar Meter geht es die abschüssige Straße hinunter, dann fahren sie an der Autowerkstatt von Wolfgang Liebscher vorbei. Der Kraftfahrzeugmeister musste Lutters Kollegen schon öfter rufen. „Fünfmal haben sie bei mir eingebrochen“, sagt er.

Ein schwerer Metallzaunriegelt seinen Hof ab, Bewegungsmelder, Kameras und eine Alarmanlage sichern das Gelände. Geld, das er lieber in den Betrieb stecken würde, muss er in Sicherheit investieren. Bislang habe seine Versicherung bezahlt, sagt Liebscher. Aber wie lange noch? Nachts liegt der Kleinunternehmer mit dem Telefon in der Hand im Bett und wartet, dass die Alarmanlage losgeht. „So kann das nicht weitergehen“, sagt er.

Der Kfz-Meister ist Vorsitzender des Gewerbevereins Oberland, die Selbständigen beklagen sich bei ihm. Es geht um die Einbrüche, die Diebstähle und darum, wie hilflos sich alle fühlen. Die Unternehmer gründeten eine Bürgerwehr, sie liefen Streife, sie schoben Wache vor ihren Geschäften, jede Nacht. Sie haben aufgegeben. Lange halte das keiner aus. Aber die Angst sei geblieben. „Die Leute

gehen kaputt“, sagt Liebscher. Er selbst konnte nicht mehr schlafen, verlor acht Kilo Gewicht. Liebscher brauchte einen Psychiater, der ihm beibringen musste, mit dem Stress zu leben.

Die Kriminalität wuchs für die Grenzgemeinden zum alles überlagernden Problem, als Tschechien und Polen Ende 2007 dem Schengen-Raum beitraten. Mit dem Wegfall der Grenzkontrollen stieg die Zahl der Delikte an der sächsischen Außengrenze, von 2009 auf 2010 etwa um 7,9 Prozent auf 22 117 Fälle, darunter Diebstähle, Einbrüche, Raubüberfälle.

Die sogenannte Häufigkeitszahl misst die Anzahl der Delikte pro 100 000 Einwohner. Beim Autodiebstahl hat sie sich an den sächsischen Ostgrenzen in fünf Jahren mehr als verdoppelt, von 72 im Jahr 2006 auf 186 im Jahr 2010. In einigen Grenzgemeinden werden rund 6-mal so viele Autos gestohlen wie in Chemnitz und rund 60-mal so viele wie im Bundesdurchschnitt.

Es ist 15.10 Uhr, als Lutter und sein Kollege an einer Kreuzung in Jonsdorf ihren ersten FÜP einrichten, den sogenannten Fahndungsüberprüfungspunkt. Die Sonne scheint hell vom wolkenlosen Himmel, aber sie wärmt nicht. Ein Škoda biegt um die Ecke, am Steuer eine Frau. Lutter zückt die Kelle: „Guten Tag, die Bundespolizei, Ihre Papiere bitte.“

„Ihr hättet mal letzte Woche hier sein sollen, als die beiden Busse geklaut wurden“, meckert die Beifahrerin. „Wär schön gewesen“, sagt Lutter, „vielen Dank und auf Wiedersehen.“

Lutter stammt aus Westerstede in Niedersachsen, 1992 hatte er sich zum Dienst an der neuen Grenze im Osten gemeldet. Wilde Zeiten waren das damals, der Job war spannend, eine Kollegin auch, und so blieb er. „Früher hatten wir es viel mit Schleusern und Flüchtlingen zu tun, heute sind es immer mehr Eigentumsdelikte“, sagt der Hauptkommissar.



Deutsch-tschechische Grenze bei Ebersbach, Einbruchsoffer Wünsche: Früher kamen Flüchtlinge, heute kommen Diebe

Die Grenze ist hier oft nur eine Wiese, ein schmaler Waldstreifen, manchmal ist es auch die Mitte der Straße. Linke Fahrspur Deutschland, rechte Fahrspur Tschechien. Linke Seite reich, rechte Seite arm. Ein Mittagessen im Restaurant kostet drüben nicht einmal die Hälfte, auch Sprit ist viel billiger. Die Deutschen fahren deshalb gern rüber.

Nur nicht am Wochenende. Dann finden in den Orten jenseits der Grenze Demos gegen Roma statt, die dort für den Anstieg der Kriminalität verantwortlich gemacht werden. Sie sind die Sündenböcke. Viele Roma sind neu zugezogen, manche leben schon seit Jahrzehnten dort. Rechtsradikale mischen sich unter die Demonstranten und skandieren Nazi-Parolen. Das tschechische Innenministerium schickte 200 Polizisten, um den Mob zu stoppen.

Er wolle die Lage nicht dramatisieren, sagt Christian Kretschmar aus Ebersbach, er wolle weder Tschechen, Roma, Polen noch Deutschen die Schuld geben. Aber wegzuschauen bringe auch nichts. „Man hat nicht überall so viel Kriminalität, deshalb muss man hier in Ostsachsen was tun“, sagt er. Politiker wie Sachsens CDU-Generalsekretär Mi-

chael Kretschmer versuchten bislang, die Probleme als „gefühlte Kriminalität“ zu verharmlosen.

Christian Kretschmar ist Ehrenbürger der Stadt Ebersbach-Neugersdorf, er trägt ein graues Tweedsakko mit Weste, dazu ein weißes Hemd mit Krawatte, er ist 81 Jahre alt. Einst war er Chefarzt im Ebersbacher Krankenhaus, dessen Kreißsaal angeblich auf tschechischem Boden steht.

Als die Mauer zum Westen fiel, zogen die Menschen weg. Der Ortsteil Ebersbach hat seit der Wende ein Drittel seiner Bewohner verloren. Mit der offenen Ostgrenze kamen dann die Diebe. „Patienten begannen über Schlafstörungen und Angstzustände zu klagen“, sagt Kretschmar. 1991 gründete er die Bürgerinitiative Grenzsicherheit. Tagsüber debattierte Kretschmar mit Polizisten und Politikern, nachts ging er auf Streife, erst mit Trillerpfeife und CB-Funk, später mit Handy.

Erreicht habe er in all den Jahren nichts. Das dokumentiert ein Stapel Zeitungsausschnitte, den der Arzt im Ruhestand mitgebracht hat. Meldungen über Diebstähle, Einbrüche, Überfälle, jeden Tag. Wer sich den Tätern in den Weg stellt, riskiert, zusammengeschlagen zu werden. Die Tipps der Polizei, wie die Einwohner sich und ihr Eigentum besser schützen können, sind dagegen banal. „Die Politik reißt die Grenzen ein, und wir sollen Zäune bauen“, sagt Kretschmar, „das passt doch nicht zusammen.“

Die Menschen versuchen es mit selbstgemalten Warnschildern. Damit die vermeintliche Zielgruppe sie versteht, sicherheitshalber auch auf Tschechisch. „Hier wurde dreimal Buntmetall gestohlen. Alles fort. Erneuter Versuch wäre erfolglos, aber lebensgefährlich“, heißt es an einem Haus an der Rosa-Luxemburg-Straße in Seifhennersdorf. Selbst Bronzeblumen von Grabsteinen werden geklaut.

Mehr als zehnmals brachen Diebe in das historische Umgebendehaus von Her-

bert Wünsche ein. Die Versicherung hat ihm längst gekündigt. „Am liebsten würde ich alles verkaufen und wegziehen“, sagt der Rentner. Einen Käufer fand er noch nicht.

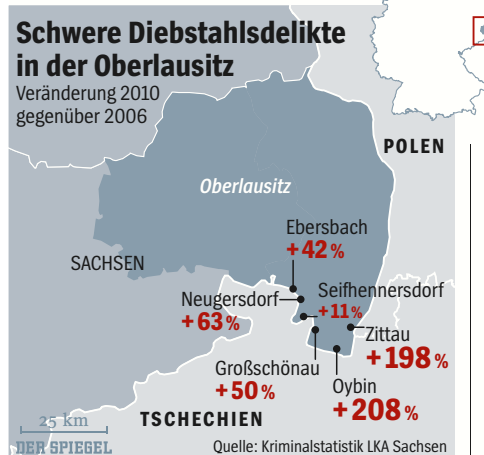
Am Hochwald des Zittauer Gebirges wirbt der Kurort Oybin um Touristen, aber es wäre nach Ansicht von Knut Popken geradezu leichtfertig, mit einem ordentlichen Wagen anzureisen. Es müssen keine Limousinen von BMW oder Mercedes sein, Kleinbusse sind begehrt. „Besonders ein VW Bulli T4 ist sofort weg“, sagt Popken. Er betreibt die „Kammbaude“, eine Gaststätte mit Pension am Ortsrand. Wenn er Gäste mit teuren Autos hat, blockiert er die Straßen Richtung Grenze mit schweren Feldsteinen.

Auch Sachsens Innenminister Ulbig hat die Sicherheitsmaßnahmen des Gastwirts zur Kenntnis genommen. Auf einer lokalen Sicherheitskonferenz des Kfz-Gewerbes in Löbau hat er sie als „gute Idee“ gepriesen. Die Bauhöfe der Gemeinden, sagte er, würden bestimmt gern mit schwerem Gerät helfen. Erst kürzlich baten die Führungskräfte der Polizei wieder die Bürgermeister um Unterstützung gegen die Diebe. In der Oberlausitz ist es normal geworden, dass die Polizei die Bürger um Hilfe bitten muss und nicht andersherum.

Zwei Phänomene treffen hier am Rand von Sachsen zusammen: die offene Grenze nach Osten und die Verödung der Region, weil Menschen wegziehen, Theater, Schulen, Kneipen und auch Polizeiwachen dichtmachen.

Das sei der Vorbote dessen, was auch andernorts auf dem Land kommen werde, glaubt Christian Pfeiffer vom Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen: „Wir werden dieses Phänomen in Zukunft öfter erleben.“ Mancherorts drohe „der Zusammenbruch der Zivilisation“.

Das Gefühl, dass die Oberlausitz abgeschrieben sei, haben deren Bewohner



EDITION DEUTSCHER FILM

50 MEISTERWERKE DES DEUTSCHEN KINOS



01 DER LETZTE MANN 02 METROPOLIS 03 M - EINE STADT SUCHT EINEN MÖRDER 04 DIE MÖRDER SIND UNTER UNS 05 DIE SÜNDERIN 06 DER UNTERTAN 07 DER VERLORENE 08 DES TEUFELS GENERAL 09 DIE HALBSTARKEN 11 ES GESCHAH AM HELLICHTEN TAG 10 DAS MÄDCHEN ROSEMARIE 12 DIE BRÜCKE 13 DER JUNGE TÖRLESS 14 SPUR DER STEINE 15 ROTE SONNE 16 KATZELMACHER 17 AGUIRRE, DER ZORN GOTTES 18 DIE LEGENDE VON PAUL UND PAULA 19 LINA BRAAKE 20 DIE VERLORENE EHRE DER KATHARINA BLUM 21 IM LAUF DER ZEIT 22 NORDSEE IST MORDSEE 23 DEUTSCHLAND IM HERBST 24 DIE EHE DER MARIA BRAUN 25 DIE BLECHTROMMEL 26 DAVID 27 LILI MARLEEN 28 THEO GEGEN DEN REST DER WELT 29 DIE BLEIERNE ZEIT 30 DAS BOOT - DIRECTOR'S CUT 31 CHRISTIANE F. - WIR KINDER VOM BAHNHOF ZOO 32 DIE WEISSE ROSE 33 FITZCARRALDO 34 STAMMHEIM 35 DER HIMMEL ÜBER BERLIN 36 OUT OF ROSENHEIM 37 JENSEITS DER STILLE 38 DIE INNERE SICHERHEIT 39 DIE STILLE NACH DEM SCHUSS 40 DIE UNBERÜHRBARE 41 GOOD BYE, LENIN! 42 GEGEN DIE WAND 43 ALLES AUF ZUCKER! 44 DER FREIE WILLE 45 SEHNSUCHT 46 VIER MINUTEN 47 WER FRÜHER STIRBT, IST LÄNGER TOT 48 AUF DER ANDEREN SEITE 49 YELLA 50 SO GLÜCKLICH WAR ICH NOCH NIE

ARTHAUS
BESONDERE FILME

WWW.EDITION-DEUTSCHER-FILM.DE

KulturSPIEGEL
Deutschlands größtes Kultur-Magazin

Investieren Sie in einen aussichtsreichen Wert: HYMERMOBILien.

Heutzutage kann man sich nur noch auf wenige Wertanlagen verlassen. Mobiles Wohneigentum von HYMER ist eine sichere Alternative.



Mit einem HYMER Reisemobil fahren Sie immer gut: Werterhalt und Langlebigkeit machen es zur lohnenden Investition. Die Rendite: Urlaubserlebnisse, wo Sie möchten. Mehr dazu bei Ihrem HYMER-Handelspartner oder auf www.hymermobilen.de.



Für mehr Infos einfach QR-Code mit dem Smartphone scannen!

HYMER

schon lange. Viele haben das Vertrauen in die Institutionen verloren. Ihre Region sei „zum Plündern freigegeben“, sagt Werkstattbetreiber Liebscher.

Bei der jüngsten Landtagswahl lag die Beteiligung nur noch knapp über 50 Prozent. Die Kommunalwahl 2009 brachte der NPD 74 Mandate in 63 Städten und Gemeinden. Den etablierten Parteien traut niemand Lösungen zu, sie regieren nur in einem Viertel der Gemeinden.

Und Sachsens Innenminister wird in den kommenden Jahren knapp 3000 der rund 14000 Stellen bei der Polizei streichen, von 72 Revieren sollen 31 dichtmachen. Ohne die Bundespolizei wären in der Oberlausitz wohl Recht und Ordnung längst zusammengebrochen.

„Wir haben oft Aufgaben der Landespolizei übernommen“, sagt Wolfgang Schmidt, der für die Gewerkschaft der Polizei im Personalrat sitzt. Die Landespolizisten mussten 2009 laut der Gewerkschaft fast doppelt so oft um Unterstützung durch die Bundespolizei bitten wie 2005. Aber die Bundespolizisten haben keine Kapazitäten mehr. Einst waren in Ebersbach 574 Bundesbeamte stationiert. Heute sind es 326, es sollen noch weniger werden.

Für Karin Berndt, 54, Bürgermeisterin von Seiffenndorf, ist das eine Horrorgeschichte. Seit 2002 ist sie im Amt, seitdem versucht sie, den Verfall des Ortes aufzuhalten. „Weil im örtlichen Revier niemand ans Telefon gegangen ist, bin ich schon persönlich zur Wache gefahren“, sagt sie. Sie stand vor verschlossenen Türen, niemand da. Bereits ein Verkehrsunfall kann dazu führen, dass kein Streifenwagen zur Verfügung steht.

Mehrere Polizeireformen hat Berndt schon erlebt, Umstrukturierungen, bei denen am Ende immer weniger Polizisten übrig waren. Von mehreren Wachen ist nur die in Seiffenndorf geblieben. „Die Aufgaben werden auf uns abgewälzt, und wir haben Streit untereinander“, sagt die Bürgermeisterin. Mit der Polizei sei das so wie mit der Schule und mit dem Theater, sagt Berndt: „Erst wird fusioniert, dann ruiniert.“

Kurz vor 16 Uhr klingelt Lutters Telefon. Es ist ein Diensttelefon, weil der Polizeifunk hier kaum funktioniert. „Im Kaufland Ebersbach wurde ein Ladendieb wiedererkannt“, sagt der Bundespolizist. „Wir sind zu weit weg, aber unsere Kollegen sind schon unterwegs.“ Um Ladendiebe müsste sich eigentlich die sächsische Polizei kümmern. Aber die hat nicht genug Leute für den Dieb im Kaufland, nicht genug für die Oberlausitz.

ANDREAS ULRICH



Video: Andreas Ulrich an der tschechischen Grenze
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

GESUNDHEIT

Vertröstet und abgewimmelt

Psychisch Schwerkranke finden kaum Hilfe, weil Therapeuten lieber leichte Fälle behandeln – echte oder vermeintliche Burnout-Opfer blockieren die Praxen.

Die junge Frau wusste schon lange, dass sie Hilfe braucht. Normal ist es ja nicht, sich regelmäßig mit einem Cuttermesser in die Unterarme zu schneiden. Den Schmerz herbeizusehnen, um endlich wieder anderes zu fühlen als Leere und Einsamkeit.

Eine wie sie, dachte die Frau, bekommen sicher schnell einen Termin bei einem Psychotherapeuten. Nürnberg, ihre Heimatstadt, ist gut versorgt mit Praxen. Doch egal wo die junge Frau anrief, überall hieß es: leider komplett ausgebucht. Nach langer Suche gab sie vor einigen Tagen auf. Sie packte einen Koffer und fuhr zu einer psychiatrischen Klinik. Zu groß war ihre Angst, sich beim „Ritzen“ die Pulsadern aufzuschneiden.

Was die junge Frau erlebte, ist trauriger Alltag. Menschen, die unter einer Borderline-Störung, Psychose oder einer anderen schweren psychischen Erkrankung leiden, hatten zwar immer schon Probleme, einen ambulanten Behandlungsplatz zu finden. Derzeit sei die Situation aber „schlimm wie nie“, sagt Anja Link vom Verein Borderline-Trialog in Nürnberg, der die junge Frau und viele andere Borderline-Kranke berät. Betroffene würden

von den Therapeuten trotz guter Behandlungschancen regelmäßig vertröstet, manche sogar abgewimmelt.

Die mehr als 18000 niedergelassenen Psychotherapeuten in Deutschland werden überrannt von Menschen, die zum Beispiel an einem Burnout zu leiden glauben. Patienten mit weitaus gravierenderen Störungen hätten so noch weniger Chancen, im System der ambulanten psychotherapeutischen Versorgung einen Behandlungsplatz zu finden, sagt Heiner Melchinger aus Hannover, Experte für psychiatrische Versorgung.

„Je kränker jemand ist“, resümiert Thomas Bock, Leiter der Psychose-Ambulanz am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, „desto geringer sind seine Chancen auf qualifizierte ambulante Hilfe – in der übrigen Medizin wäre das undenkbar.“

Experten beobachten, dass in den Praxen gutausgebildete Patienten mit Erschöpfungssyndrom, depressiven Episoden oder anderen vergleichsweise leichten psychischen Problemen dominieren. Die Arbeit mit ihnen ist deutlich weniger belastend für den Therapeuten, bringt aber dasselbe ein: rund 81 Euro pro Stunde.

Dass Akademiker und Wohlhabende besonders viele Behandlungsplätze belegen, hat weitere Gründe. Sie haben seltener Schwellenangst – und häufig kürzere Wege. In bürgerlichen Vierteln gibt es viele Praxen, in ärmeren Vierteln sieht es düster aus. So haben sich in der Universitätsstadt Heidelberg fast 200 Psychotherapeuten niedergelassen, mehr als im gesamten Land Brandenburg.

Während man im piekfeinen Stadtteil Hamburg-Eppendorf fast in jeder Straße einen Seelendoktor findet und nur 6 Wochen auf einen ersten Termin warten muss, haben sich die Bewohner der Hoch-

häuser im armen Hamburg-Wilhelmsburg laut Landespsychotherapeutenkammer fast 25 Wochen lang zu gedulden – doppelt so lange wie im deutschen Durchschnitt.

Dabei leiden Menschen aus niedrigeren sozialen Schichten häufiger unter behandlungsbedürftigen psychischen Erkrankungen. Vielen bleibt nur die Einweisung in die Klinik. Auch deshalb ist die Zahl psychisch Kranker, die stationär behandelt werden, stark gestiegen, seit 1990 um mehr als das Doppelte.

Nach dem Willen der Bundespsychotherapeutenkammer soll der Bund mehr Psychotherapeuten zulassen, um das Versorgungsproblem zu lösen. Etliche Experten bezweifeln allerdings, dass dies die Situation für Schwerkranke spürbar verbessern würde.

Es müssten auch Anreize für die Therapeuten geschaffen werden, sich fortzubilden und auf diese Weise die Berührungsängste vor Patienten mit gravierenden Störungen zu verlieren, meint der Borderline-Experte Martin Bohus vom Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim. Die Arbeit mit Borderline-Patienten sollte seiner Ansicht nach besser entlohnt werden als die mit Menschen, die mit einem Erschöpfungssyndrom kommen.

Um Freiräume für Schwerkranke zu schaffen, muss laut Versorgungsforscher Melchinger ein weiterer Missstand behoben werden: Es gebe bislang kein funktionierendes Gutachtersystem, 96 Prozent aller Anträge auf Psychotherapie würden von den Kassen bewilligt.

Viele vergleichsweise leichte Probleme, die in den Praxen manchmal über Jahre aufgearbeitet würden, ließen sich nach Melchingers Meinung anders lösen – durch Selbsthilfegruppen, Sport oder autogenes Training.

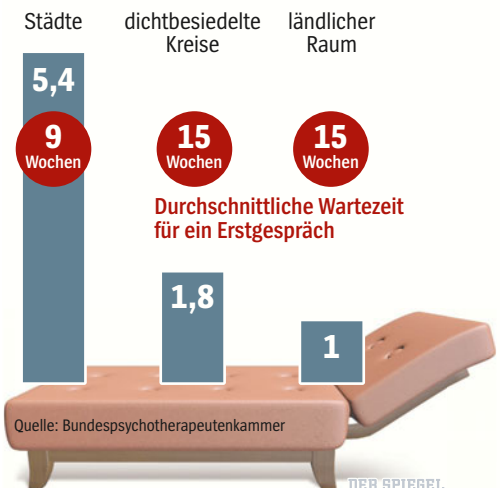
GUIDO KLEINHUBBERT



Psychologe Bock: „Je kränker jemand ist, desto geringer sind seine Chancen“

Geduld, bitte!

Niedergelassene Psychotherapeuten je 10000 Einwohner



DER SPIEGEL



Unfallstelle auf der Landesstraße 300 im Westerwald: Während Autos in Deutschland regelmäßig vom TÜV überprüft werden, bleiben ihre

DEMOGRAFIE

Freie Fahrt für freie Rentner

Die Zahl der Autofahrer über 75 steigt stark und damit die Unfallgefahr für alle Verkehrsteilnehmer. Experten fordern regelmäßige Tests für Senioren – und mehr Rücksicht von allen.

An einem Februartag gegen halb fünf verlor der Rentner plötzlich das Bewusstsein, vermutlich ein Schwächeanfall. Im heimischen Wohnzimmer hätte sich der 78-Jährige aus dem Westerwald vielleicht rasch wieder erholt. Unglücklicherweise saß er am Steuer seines silberfarbenen Mercedes und fuhr wohl etwa 100 Stundenkilometer schnell, als es dunkel um ihn wurde.

Das Auto driftete, wie Zeugen berichten, auf einem geraden Abschnitt der Landesstraße 300 nach links und geriet auf die Gegenfahrbahn. Eine 24-jährige Frau wollte mit ihrem Kleinwagen noch ausweichen, doch es war zu spät. Die beiden Fahrzeuge krachten gegeneinander und standen kurz darauf in Flammen. Die junge Frau und der alte Mann verbrannten in ihren Autos.

Kriminalhauptkommissar Dieter Püsch, der als einer der Ersten am Unfallort war und die Leichen zu bergen half, ahnte, dass noch viel Schlimmeres hätte passieren können. „Dass keine Familie im entgegenkommenden Auto saß, war Glück im Unglück“, sagt er. Und er weiß auch, wie viele solcher Unfälle zu vermeiden wären: „Der Gesetzgeber muss endlich handeln und sollte Fahr- und Gesundheitstests für Senioren einführen.“

Während Autos in Deutschland regelmäßig vom TÜV überprüft werden, blei-

ben ihre Fahrer unbehelligt. Jeder, der irgendwann einen Führerschein gemacht hat, darf sich hinters Steuer setzen. Auf den vielbefahrenen Autobahnen und in den wuseligen Innenstädten sind daher zunehmend Pkw-Fahrer unterwegs, die unter Herzproblemen, Kreislaufschwäche und anderen altersbedingten Einschränkungen leiden: trüben Augen, tauben Ohren, beginnender Demenz.

Schon jetzt besitzen laut ADAC 1,7 Millionen Menschen zwischen 75 Jahren und 84 Jahren ein Auto – und fahren oft unter dem Einfluss starker Medikamente, die das Reaktionsvermögen erheblich beeinträchtigen können. Bezogen auf die zurückgelegten Fahrtstrecken geht von den Senioren eine ähnlich große Gefahr aus wie von den Fahranfängern zwischen 18 und 21. Die Zahl der Unfälle, die sie verursachen, wird in den kommenden Jahren mit großer Wahrscheinlichkeit stark steigen.

Kaum eine andere Bevölkerungsgruppe wächst so sehr wie die der über 75-Jährigen – und zum ersten Mal in der deutschen Geschichte wird bald die Mehrheit der Menschen, die dieses Alter erreichen, einen Führerschein besitzen. „Straßenverkehr und Unfallgeschehen werden sich in den kommenden Jahren deswegen stark verändern“, sagt der

Dresdner Verkehrspsychologe Bernhard Schlag.

Die Unfallstatistik zeigt, dass Senioren auch 2011 überdurchschnittlich oft an Crashes beteiligt waren, besonders schwer zu Schaden kamen und an etwa 70 Prozent aller Autounfälle, in die sie verwickelt wurden, die Hauptschuld trugen. „Während die Entwicklung bei anderen Altersgruppen eher positiv ist, ist sie bei Senioren eher ungünstig verlaufen“, bilanziert Schlag.

Wird in den Medien über alte Menschen am Steuer berichtet, geht es meist um Greise, die über viele Kilometer als Geisterfahrer unterwegs sind, Wochenmärkte und Bushäuschen niedermähen oder beim Rangieren zehn Autos rammen. Kürzlich sorgte eine Seniorin für Schlagzeilen, die beim Einparken ums Leben kam: Sie verwechselte Gas- und Bremspedal, schlug das Lenkrad stark ein und wurde bei einer Fahrt im Kreis aus ihrem Fahrzeug geschleudert. Solche kuriosen Fälle sorgen für Schlagzeilen, sind aber äußerst selten.

Die meisten Unfälle bauen Senioren dort, wo auch junge Menschen aufpassen müssen, an engen Autobahnbaustellen, beim Spurwechsel oder auf stark befahrenen Kreuzungen – besonders beim Linksabbiegen, wenn es Gegenverkehr, Fußgänger und Ampel gleichzeitig im Blick zu halten gilt. „Ältere Menschen erfassen komplexe Situationen nicht so schnell wie jüngere“, sagt Siegfried Brockmann, Unfallforscher beim Gesamtverband der Deutschen Versicherungswirtschaft (GdV), „und sie schätzen die Geschwindigkeit des Gegenverkehrs oft falsch ein.“

In fast allen anderen europäischen Ländern müssen Senioren regelmäßig beweisen, dass sie noch fit genug sind, um Auto



Fahrer unbehelligt

zu fahren. Die Niederländer treten ab dem 70. Lebensjahr alle fünf Jahre zum Gesundheitscheck an, die Briten und Schweden alle drei Jahre. Spanien ist noch strenger: Dort müssen Autofahrer schon mit 45 Jahren das erste Mal einen Hör- und Sehtest absolvieren, danach alle zehn Jahre, ab 75 dann gar alle zwei.

Auch die EU-Führerscheinrichtlinie räumt die Möglichkeit ein, die Fahrtauglichkeit ab dem 50. Lebensjahr regelmäßig zu überprüfen. Die Mitgliedstaaten dürfen demnach die Gültigkeitsdauer der Führerscheine beschränken, „um häufigere ärztliche Kontrollen oder sonstige besondere Maßnahmen wie Auffrischkurse vorschreiben“ zu können.

Deutschland aber scheut eine strenge Regel und hält an dem Grundsatz fest: freie Fahrt für freie Rentner. Hinters Steuer darf jeder, der irgendwann einmal die Fahrprüfung bestanden hat – auch wenn er inzwischen 95 ist, zu Hause schon seit Jahren den Treppenlift benutzt und seine Nachbarn nicht mehr erkennt. Das Einzige, was Behörden, Hausärzte oder Verwandte mit einem Gebrechlichen tun können, ist, ihm gut zuzureden.

Besonders der mächtige ADAC, der viele Mitglieder über sechzig hat, äußert immer wieder Vorbehalte gegen verpflichtende Mobilitätstests, kritisiert diese gar als eine Form der Altersdiskriminierung. Das Bundesverkehrsministerium will lediglich „werben, auf freiwilliger Basis Gesundheitschecks durchführen zu lassen“.

Hannelore Hoffmann-Born, Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Verkehrsmedizin, kritisiert diese Zurückhaltung: Die Politiker kniffen aus „Angst vor Stimmenverlusten“ in der älteren Wählerschaft. Unfallforscher Brockmann macht sich für einen Kompromiss stark:

Regelmäßige Tests sollten nicht nur für Menschen über 70, sondern für Autofahrer aller Altersklassen eingeführt werden. „Dann könnte sich ein Senior nicht ungerecht behandelt fühlen“, sagt er.

Der GdV hat einen Verdacht, wie die Prüfungen bei alten Autofahrern ausfallen würden. Bei einer laufenden Untersuchung rasselten bislang 44 Prozent der über 75-jährigen Probanden durch den Sehtest. Zudem zeigten Untersuchungen der Technischen Universität Dresden, dass Senioren ihre Fahrkünste in der Regel überschätzen.

Kein Wunder, dass viele Anbieter von Fahrtrainings für Senioren über mangelndes Interesse klagen. Die Deutsche Verkehrswacht stellte ein entsprechendes Angebot kürzlich ein, die meisten Fahrschulen bieten solche Schulungen nur noch auf Nachfrage an. Dabei bewies eine vom GdV mitfinanzierte Studie, dass der Verkehrssicherheit durch Trainingseinheiten für Senioren sehr gedient ist.

„Vielen fällt es schwer, sich einzugestehen, dass sie sich eigentlich nicht mehr hinters Steuer setzen sollten“, sagt die 74-jährige Ilse Timm, die sich in ihrer Heimatstadt Geesthacht ehrenamtlich für Senioren engagiert und mit ihrem schwarzen Mercedes SL Cabrio jedes Jahr mehr als 5000 Kilometer zurücklegt. Allerdings sei es auch nicht so einfach, aufs Auto zu verzichten, gerade in kleinen Städten. „Früher gab es überall kleine Lebensmittelläden, heute muss man immer raus auf die grüne Wiese“, sagt die Seniorin. „Was soll denn ein alter Mensch da tun, wenn er allein lebt und kein Bus in der Nähe abfährt?“ Timm wirbt daher um „mehr Verständnis für die alten Verkehrsteilnehmer, gerade von den Jüngeren“.

Dass es daran oft mangelt, offenbart die Unfallstatistik. So war etwa die Hälfte aller Radfahrer und Fußgänger, die 2010 ums Leben kamen, über 65 Jahre alt. Das liegt auch daran, dass ein alter Körper verletzlicher ist und viele Straßen und Wege nicht seniorengerecht ausgebaut sind. Es lässt aber auch vermuten, dass sich andere Verkehrsteilnehmer nicht einstellen auf Menschen, die mit dem Rollator die Straße queren müssen oder auf dem Radweg nicht mehr die Spur halten können.

Auch als Autofahrer müssen sich Menschen jenseits der 70 oft einiges gefallen lassen: Sie werden bedrängt, wenn sie es wagen, auf Landstraßen statt 100 nur 70 Stundenkilometer zu fahren, und sie werden angehupt, wenn sie zur Sicherheit ein bisschen länger warten, bevor sie abbiegen. Verkehrsforscher Schlag fordert daher „mehr Geduld und Anpassungsvermögen“. Jüngere Autofahrer müssten einsehen, dass künftig nicht mehr sie es sind, die die Spielregeln und den Takt auf deutschen Straßen bestimmen: „Es sind die Senioren.“

GUIDO KLEINHUBBERT

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Jetzt für
iPad/iPhone,
Android und
Mac/PC



Früher lesen:

Sonntag schon ab 8 Uhr auf iPad, iPhone®, Android-Tablets und -Smartphones sowie auf Mac und PC: einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal wo Sie gerade sind.

Mehr sehen:

Nutzen Sie Videos, Fotostrecken und interaktive Grafiken.

Mehr hören:

Lauschen Sie Interviews, neuen Songs oder historischen Tondokumenten.

Mehr wissen:

Lesen Sie weiter auf den Themenseiten. Lassen Sie sich vom Reporter erklären, wie er recherchiert hat.

Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- Futuristische Medizin – **SPIEGEL-TV-Dokumentation** über neue Methoden der Radiochirurgie
- Politische Taktik – **Video** über die mögliche Neuordnung der Euro-Gruppe
- Modernisierte Legende – **Video** über den neuen Mercedes SL

Eine Top-Prämie für Ihre Empfehlung!



ODYS ECCO 22 LED-Fernseher mit DVD-Player und DVB-T-Tuner

Full-HD-LED-Fernseher mit integriertem Slot-In-DVD-Player und DVB-T-Tuner. 21,5"-Bildschirm im Format 16:9. Mit integrierten Stereo-Lautsprechern, USB-Anschluss und HDMI-Eingang. Fernbedienung inkl. Batterie im Lieferumfang enthalten. Maße ohne Standfuß (B x H x T): ca. 526 x 392 x 165 mm.
Zuzahlung: nur € 85,-



SAMSUNG S5260 Star II – ohne Vertrag

Kompaktes Touchscreen-Phone mit 3"-Display und edel glänzender Oberfläche. Schnelles WLAN, 3,2-Mpixel-Kamera, Quicktype by t9-Trace™. Mit integrierten Social-Networking- und Instant-Messaging-Diensten. Wahlweise in den Farben Schwarz oder Weiß. Maße (B x H x T): ca. 54 x 108 x 12,4 mm.
Ohne Zuzahlung



TomTom Start Classic CE TMC

Der ideale Reisebegleiter: Das handliche Navigationsgerät mit 3,5"-Touchscreen ist sofort einsatzbereit. Karten von Zentraleuropa (bis zu 19 Länder), TMC-Verkehrsinformationsempfänger, tageszeitabhängige Routenberechnung, IQ-Routes, Fahrspurassistent, gesprochene Straßennamen, MapShare, Hilfe!-Menü und praktische EasyPort-Halterung. Maße (B x H x T): ca. 94 x 81 x 20 mm.
Ohne Zuzahlung



Geldprämie € 75,-

Sie suchen sich Ihre Prämie lieber selbst aus? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 75,- direkt auf Ihr Konto!



Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-115



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet



Das gewisse Etwas: ungleichmäßiger Anhänger aus mattiertem 925er Sterlingsilber mit asymmetrisch eingesetzter weißer Zuchtperle. Inkl. bronzefarbenen Satinbandes mit Silberklappen.

Die international erfolgreiche Bremer Designmanufaktur bastian
inverun steht seit 1974 für aufwendig verarbeiteten Silberschmuck.



Zwei Schmuckstücke in einem: teilvergoldeter Wende-Anhänger in Herzform aus 925er Sterlingsilber mit kratzmatter Oberfläche. Dazu: eine 45 cm lange Kette aus Sterlingsilber.



☐ Geldprämie € 75,- (1684)
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

BIZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort

☐ ODYS ECCO 22 LED-Fernseher mit DVD-Player und DVB-T-Tuner (4029) Zuzahlung: € 85,-

☐ Schmuck-Set 1 (4088)

☐ SAMSUNG S5260 Star II – ohne Vertrag

- ☒ Schwarz (4081)
- ☐ Weiß (4082)

☐ Schmuck-Set 2 (4089)

☐ TomTom Start Classic CE TMC (3920)

☐ Schmuck-Set 3 (4090)

☐

☐ Schmuck-Set 4 (4091)



Stresstest

ORTSTERMIN: In Hamburg versucht der harte Kern der Occupy-Bewegung, ein Leben ohne Geld zu führen.

Ein junger Mann sitzt in einem Zelt ein paar Schritte von dem Eingang einer Bank entfernt. Er hat seit November fast jede Nacht und jeden Tag draußen verbracht, meist vor der Bank, aus Protest gegen die Übermacht des Geldes. Ein flattriges Zelt vor einem dunklen Gebäude aus Beton, das mitten in Hamburg steht.

Der junge Mann in dem Zelt heißt Alejandro, er ist 20 Jahre alt. Er will von einem Stoff loskommen, der sehr schnell süchtig machen kann. Er unternimmt den Versuch, einen neuen, glücklicheren Menschen zu erschaffen, einen Menschen ohne Geld.

Alejandro ist einer der wenigen, die hier von der Occupy-Bewegung übrig sind. Die meisten flohen vor dem Winter in ihre gutgeheizten Wohnungen und sind seither nicht wieder aufgetaucht. Alejandro aber blieb. Er hat eine lange Reise hinter sich, von Spanien über Paris, Brüssel bis Hamburg. Alejandro besitzt einen deutschen Pass, sein Vater ist Spanier, seine Mutter Deutsche. Er hat auf dem Platz vor der Bank zusammen mit einem Dutzend anderer Aktivisten überwintert, abends spielen sie oft Gitarre.

In dem Haus, vor dem die Zelte stehen, sind die Büros der HSH Nordbank untergebracht. Die Bank hatte sich in einem riskanten Deal um 400 Millionen Euro schwer verzockt und ihren früheren Chef Dirk Jens Nonnenmacher trotzdem mit Abfindung und Tantieme von fast vier Millionen Euro weggeschickt.

Alejandro sagt, man könne auch mit wenig Geld ein glückliches Leben führen. Warum soll man das, was man dringend braucht, nicht selbst herstellen oder durch Tauschhandel erwerben? Die vergangenen Monate waren wie eine Entziehungskur für ihn. Sein Leben war bis dahin nicht unbedingt harmonisch verlaufen. Alejandros Eltern leben getrennt, er wohnte mal bei seinem Vater in Spanien, mal bei Freunden in Hamburg. Mit 16 brach er die Schule ab und verdiente Geld als Maurergehilfe und als Tellerwäscher, mal in Spa-

nien, mal in Deutschland. Sein Entzugsexperiment begann im Mai 2011 in dem spanischen Ort Motril am Mittelmeer.

Ein Freund hatte erzählt, dass Leute, die sich „indignados“ nannten, die Empöerten, im ganzen Land für ein besseres Leben kämpften. Alejandro packte einen Schlafsack ein, sein Zelt, eine Isomatte und 70 Euro. Er konnte ein besseres Leben gut gebrauchen. Zu sechst liefen sie los, von Stadt zu Stadt durch Spanien. Mit jeder Stadt, die sie erreichten, wurde ihre Gruppe größer.



Demonstrant Alejandro: Das Böse lauert im Dispo

In Spanien, sagt er, da also, wo viele Menschen mit wenig Geld leben, sei er manchmal bejubelt worden, in Deutschland, sagt er, sei es kalt. Alejandro nippt am Tee und schaut einer Frau hinterher, die mit Einkaufstüten in beiden Händen an seinem Zelt vorbeistockelt. Der Schaden entstehe dadurch, dass es verführerisch einfach sei, einen Kredit für Dinge aufzunehmen, die man eigentlich nicht bezahlen könne, sagt Alejandro. Es sei das Wesen des Geldes, Bedürfnisse zu schaffen, die gar nicht vorhanden seien. Dadurch würde das Geld gefährlich.

Die Matratze im Zelt bekam er geschenkt, der Strom für die Glühbirnen in der Küche kommt vom Thalia Theater gegenüber, und das Essen kochen Alejandro und seine Freunde im Camp aus gespendeten Zutaten. Hilfe ist jetzt die

Währung in Alejandros neuem Leben, sie ist wichtiger als Geld.

Als sie vorigen Sommer Madrid erreichten, war ihre Gruppe auf 400 Leute angewachsen. In New York hielten Aktivisten einen Platz in der Nähe der Wall Street besetzt, es war der Sommer der Proteste. Mit ein paar Freunden beschloss Alejandro, nach Brüssel weiterzuziehen, einen großen Teil zu Fuß, zum Hauptquartier der EU.

Es ist nicht so, dass er Banker hasst. Die Sicherheitsleute in der Bank, die so viel Geld verzockte, lassen ihn tagsüber

aufs Klo. Wenn er duschen wollte, ist er immer zu Kumpels von früher gegangen, zu Leuten, die Geld haben und warmes Wasser.

Alejandro hat Angst, dass er schwach werden könnte, wenn er die Gelegenheit bekäme, sein Konto zu überziehen und Schulden zu machen. Er hat selbst Angst vor der Verführungskraft des Geldes. Das Böse lauert im Dispo. „Der Mensch ist von Natur aus gierig“, sagt Alejandro. Bis jetzt hat er es nicht gewagt, ein Konto zu eröffnen. Er brauchte es nicht.

Er läuft an den Zelten vorbei zur Küche. Wenn es wärmer wird, müssen sie ihr Camp verkleinern, weil ein Cafébesitzer einen Teil des

Platzes will. Auf einem Sofa sitzen zwei Jungs in Decken eingehüllt. Alejandro tritt in die Küche. Sie begannen als Aufständische, jetzt leben sie wie Flüchtlinge.

Alejandro kam bis Paris, dann jagte ein Schmerz durch sein rechtes Knie. Er fuhr mit dem Zug nach Brüssel, man kommt da auch ohne Fahrkarte hin. Von seinen 70 Euro hatte er noch 40, er war monatelang mit nur 30 Euro ausgekommen. Die allerdings hat er dann schon gebraucht, für Tabak und Alkohol.

Vor kurzem hat er ein Mädchen kennengelernt. Er fragt sich, wie es wäre, wenn er statt in einem Zelt in einem Haus wohnte. Er wolle nur so viel Geld verdienen, wie zum Leben nötig sei. Kellner wäre ein guter Beruf. Er ist optimistisch.

Er wird dann aber ein Konto brauchen.

CHRISTOPH SCHEUERMANN

Strategien für einen smarten Planeten

Wie 3,8 Millionen maßgeschneiderte Nachrichten dafür sorgen, dass auch die Verkaufszahlen fantastisch aussehen.

Der japanische Modehändler Start Today hat den Jahresumsatz auf seiner Webseite Zozotown mit Hilfe von IBM Smarter Commerce um 54,2 % gesteigert. Da Start Today den Fokus auf die Kundenorientierung legt, nutzt es Netezza und Unica®, um große Datenmengen schnell zu analysieren und für jeden der 3,8 Millionen Kunden personalisierte Nachrichten zu erstellen. Dank dieser Lösung verbesserte sich die Öffnungsrate der E-Mails um das Fünffache und die Konversionsrate stieg um fast 1.000 %. Smarter Commerce kombiniert intelligente Software, Systeme und Services.

Machen wir den Planeten ein bisschen smarter. ibm.com/personalize/de



Think Big!
Information Management Forum
26. und 27. April 2012 in Berlin
ibm.com/de/events/im-forum

IBM, das IBM Logo, ibm.com, Machen wir den Planeten ein bisschen smarter, Netezza, Smarter Planet, Unica und das Bildzeichen des Planeten sind Marken oder eingetragene Marken der International Business Machines Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Andere Namen von Firmen, Produkten und Dienstleistungen können Marken oder eingetragene Marken ihrer jeweiligen Inhaber sein. Eine aktuelle Liste der IBM Warenzeichen finden Sie im Internet unter www.ibm.com/legal/copytrade.shtml. © 2012 IBM Corporation.

KRANKENKASSEN

Gesundheitsfonds droht Defizit

Die goldenen Zeiten der gesetzlichen Krankenversicherung werden wohl nicht mehr lange anhalten. Berechnungen der Interessenvertretung der Innungskassen (IKK e. V.) haben ergeben, dass dem Gesundheitsfonds bereits im kommenden Jahr ein Defizit von 760 Millionen Euro droht. 2014 könnte daraus ein Minus von 6,81 Milliarden werden – und das bei einem „Positiv-Szenario“. Das „Negativ-Szenario“ ergäbe ein Defizit von 5,22 Milliarden in 2013, im Folgejahr stünde ein Minus von 15,06 Milliarden. Man erwarte, dass sich die Konjunktur abschwäche, zudem würden einige Spar-



Hightech-Medizin

JOCHEN TACK

gesetze auslaufen, wie etwa der Zwangsrabatt bei Arzneimitteln. Die Ausgaben für Medikamente, Arztgehonorare oder Klinikbehandlungen könnten deshalb in den kommenden Jahren um bis zu sechs Prozent steigen. Derzeit betragen die Reserven im Fonds knapp zehn Milliarden Euro. Viele Kassen warnen jedoch vor künftigen Defiziten, weil sie nicht wollen, dass die Politik den Beitragssatz senkt.

ZITAT

„Es macht mich krank, wie kaltschnäuzig die Leute darüber reden, ihre Kunden abzuzocken.“

Greg Smith, Ex-Manager von Goldman Sachs, in seinem in der „New York Times“ veröffentlichten Abschiedsbrief



Flughafen Frankfurt am Main

KRÄMER / BILDAGENTUR-ONLINE

LUFTFAHRT

„Wir lassen uns nicht erpressen“

Im Streit um die europaweite CO₂-Abgabe für Fluglinien geht Wirtschaftsminister Philipp Rösler auf Distanz zu Brüssel. Die internationale Kritik an der Steuer müsse „ernst genommen“ und „ein Handelskrieg vermieden werden“, heißt es in einem Ministeriumspapier. Andernfalls könne dies „schwere Wettbewerbsnachteile für die Luftfahrtindustrie nach sich ziehen“. EU-Klimakommissarin Connie Hedegaard, 51, will dagegen an dem Emissionshandel festhalten.



SEPP SPIEGEL

Hedegaard: Der Europäische Gerichtshof hat im vergangenen Dezember geurteilt, dass unser System weder Souveränitätsrechte berührt noch gegen das Chicagoer Abkommen über die internationale zivile Luftfahrt verstößt. Wenn wir nur die Teilstrecken im europäischen Luftraum erfassen würden, flögen viele Airlines Umwege. Auch würden die Abgase über internationalen Gewässern nicht eingerechnet.

SPIEGEL: Der deutsche Wirtschaftsminister teilt die Position vieler Kritiker, dass „ein regionales System der falsche Ansatz ist“. Was spricht gegen eine internationale Lösung?

Hedegaard: Wir fordern seit 1997 ein globales Abkommen, aber viele andere Staaten waren dagegen. Jetzt, wo wir mit einem regionalen System vorangehen, wollen die anderen plötzlich ein internationales Abkommen. Wenn alle zu einem ernsthaften Klimaschutz bereit sind, würde das EU-Gesetz überflüssig.

SPIEGEL: Die Chinesen haben beim europäischen Flugzeugbauer Airbus Aufträge in Höhe von zwölf Milliarden US-Dollar auf Eis gelegt. Geht der Klimaschutz auf Kosten von Arbeitsplätzen?

Hedegaard: Ein chinesischer Regierungsvertreter hat dementiert, dass Peking seine Fluggesellschaften dazu aufforderte, Airbus keinerlei Aufträge mehr zu erteilen. Alle wissen: Es ist einfach, einen Handelskrieg zu beginnen, aber viel schwieriger, ihn wieder zu beenden. Wir sollten die Proportionen wahren: Die Verschmutzungsrechte für einen durchschnittlichen Flug kosten pro Person weniger als eine Tasse Kaffee. Das ist fairer Klimaschutz.

SPIEGEL: Frau Hedegaard, China und etwa zwei Dutzend weitere Staaten drohen mit einem Handelskrieg, wenn die EU ausländische Fluggesellschaften bei der Luftverschmutzung zur Kasse bittet. Wann geben Sie nach?

Hedegaard: Wir lassen uns nicht erpressen. Die EU kann doch nicht einfach ihre Gesetze ändern, nur weil uns jemand droht. Das ist nicht die Art, wie wir in der Weltgemeinschaft im 21. Jahrhundert miteinander umgehen können.

SPIEGEL: Die Kritik richtet sich vor allem dagegen, dass ausländische Fluggesellschaften, die in der EU zwischenlanden, nicht nur für die Route über dem europäischen Luftraum, sondern für die Strecke davor oder danach Emissionsrechte erwerben sollen. Verletzt das nicht die Hoheitsrechte von Drittstaaten?

SCHLECKER

Minister blockiert

Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) gerät im Fall Schlecker in die Kritik. Insolvenzverwalter, die Gewerkschaft Ver.di, das Bundesarbeits- und -finanzministerium samt Landesregierung Baden-Württemberg versuchen derzeit, die Finanzierung für eine Transfergesellschaft für die 12 000 Schlecker-Beschäftigten zu sichern, die nach der Insolvenz entlassen werden müssen. Zwar signalisiert das Wirtschaftsministerium, einen Kredit der staatlichen Förderbank KfW in Höhe von etwa 71 Millionen Euro möglich zu machen. Aber nur, „wenn Baden-Württem-

berg zusammen mit den anderen betroffenen Ländern die volle Haftung übernimmt“, sagt Rösler. Das sei „zumutbar“ und „überfordert mit Sicherheit kein Land“. Normalerweise trägt der Bund das Risiko bei KfW-Krediten. Mit seiner Einschränkung riskiert Rösler Mehrkosten in Millionenhöhe: Sollten sich die Länder nicht auf eine Haftung einigen, dürfte die Transfergesellschaft scheitern. Stattdessen müssten die Beschäftigten ab April direkt Arbeitslosengeld beantragen. Das würde den Staat rund 130 Millionen Euro pro Jahr kosten – der Schaden wäre fast doppelt so hoch wie ein möglicher Kreditausfall. Rösler teilt aber „die Sorge um die Beschäftigten bei Schlecker, unter denen viele alleinerziehende Mütter und ältere Frauen“ seien.

ENERGIE

Neuer Rückschlag für Kraftwerk in Datteln

Das milliardenteure E.on-Kohlekraftwerk in Datteln steht offenbar vor dem endgültigen Aus. Seit über zwei Jahren ruhen die Baumaßnahmen wegen einer gerichtlichen Anordnung; E.on hatte gegen Planungs- und Bau-recht verstoßen. Nun fällt auch noch die wohl wichtigste Begründung für das Kraftwerk weg. Der Düsseldorfer Stromriese hatte in der Vergangenheit argumentiert, dass Datteln speziellen Strom für die Deutsche Bahn AG liefere und die Versorgungssicherheit des Zugverkehrs ohne das Kraftwerk gefährdet sei. Wie aus Unterlagen des

nordrhein-westfälischen Wirtschaftsministeriums hervorgeht, scheint dieses Problem jedoch weitaus geringer als bislang angenommen. So hat der E.on-Konkurrent Steag in einem Schreiben an das Ministerium angeboten, die mögliche Versorgungslücke kurzfristig mit eigenen Kraftwerksleistungen aus der näheren Umgebung schließen zu können. Die aufwendige Technik zur Einspeisung in das eigenständige Hochspannungsstromnetz der Bahn, heißt es in dem Steag-Schreiben, könne entweder aus Datteln übernommen oder kurzfristig beschafft werden. Genügend Kapazitäten stünden zur Verfügung. Das E.on-Kohlekraftwerk in Datteln gehört zu den modernsten Meilern Europas. Bis zum Baustopp im September 2009 hatte der Konzern bereits rund 1,2 Milliarden Euro investiert.



E.on-Standort Datteln

PHOTOWEB / ACTION PRESS

ABFALL

Zwangsabgabe auf Plastiktüten

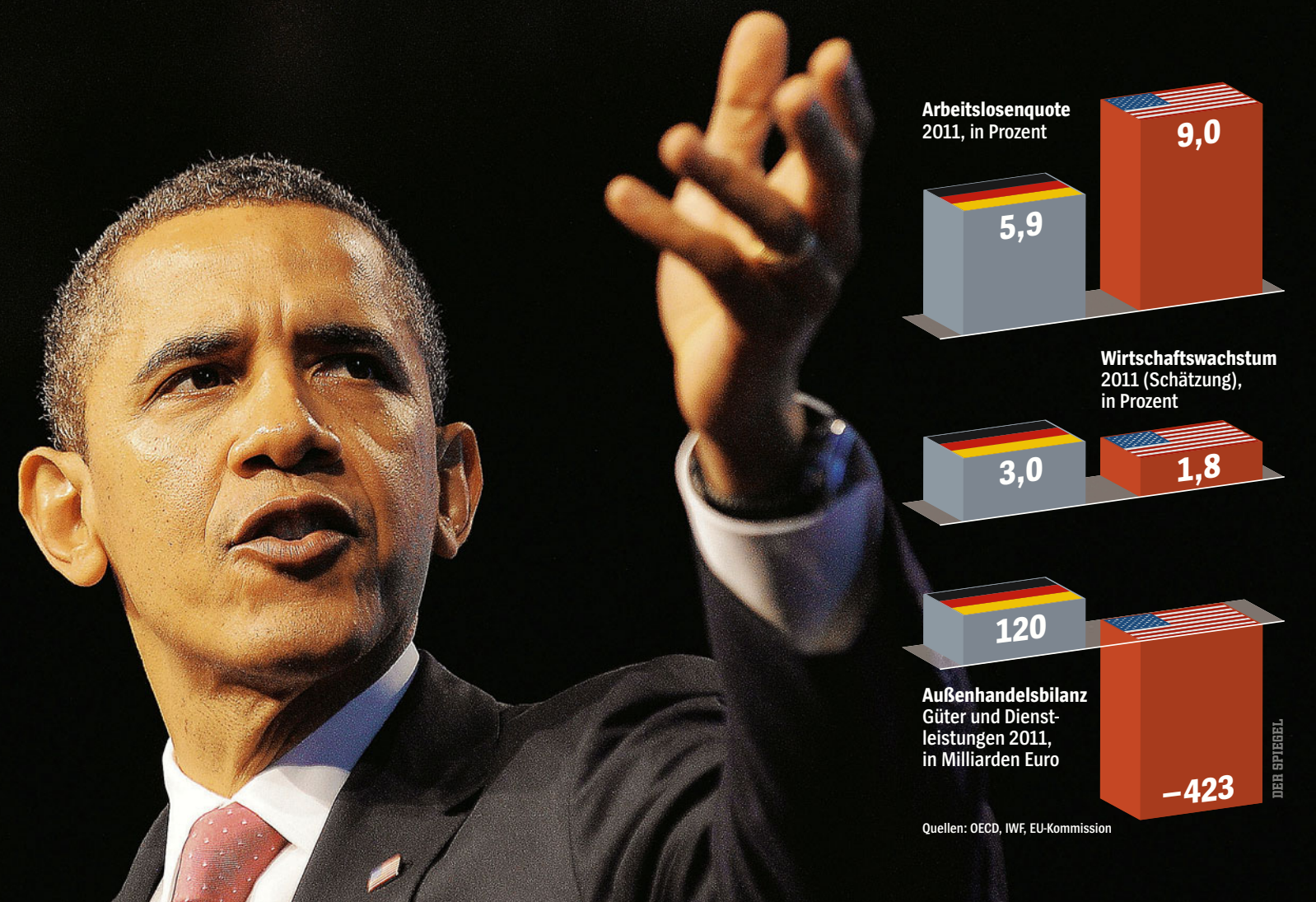
Die Idee der EU-Kommission, Plastiktüten europaweit zu verbieten, hat einen Rückschlag erlitten. Eine interne Studie der Brüsseler Behörde kommt zu dem Ergebnis, dass Verbote sich zwar positiv auf den Umweltschutz auswirken würden, wohl aber „schwierige juristische Fragen aufwerfen“. Tragetaschen aus Plastik europaweit zu



Passanten beim Shoppen

HECHTENBERG / CARO

verbannen stehe im Konflikt mit den Regeln des EU-Binnenmarkts und dem internationalen Handelsrecht, heißt es in dem 133-seitigen Gutachten. Auch ein nationales Verbot einzelner Mitgliedstaaten sei nicht mit EU-Recht vereinbar, weil es „eine ungesetzliche Verzerrung des Markts“ darstelle. Zudem würde ein Verbot viele der rund 275 Produzenten von Plastiktüten mit ihren etwa 17 500 Beschäftigten in ihrer Existenz gefährden. Stattdessen sprechen sich die Autoren der Studie dafür aus, die unentgeltliche Abgabe der Tüten zu verbieten. Der Preis sollte so hoch sein, dass er die Arbeits- und Umweltkosten trägt. Zudem müsse er immer wieder erhöht werden, damit sich die Verbraucher nicht daran gewöhnten. Die Umweltexperten schlagen vor, ein europaweites Ziel zur Reduzierung von Plastiktüten festzulegen – ähnlich wie bei der Absenkung des Kohlendioxid-ausstoßes. So soll im Jahr 2020 jeder EU-Bürger im Durchschnitt nur noch 39 Plastiktüten im Jahr verbrauchen, das wären 80 Prozent weniger als 2010.



Präsident Obama: „Made in USA“ wieder groß machen

JEWEL SAMAD / AFP

WACHSTUM

Vorbild Deutschland

Noch vor wenigen Jahren als Auslaufmodell verschrien, wird die hiesige Wirtschaft nun sogar von den Amerikanern bewundert – für ihren Mittelstand, die Erfolge des Industriestandorts, aber auch für die Vorzüge des Sozialstaats.

Der Eingang der neoklassizistischen Villa in der New Yorker Upper East Side verrät nicht einmal den Namen seines Bewohners. Hinter der schweren Metalltür wartet eine Sicherheitsschleuse. Drinnen: dunkles Holz, Marmor, kostbare Ölgemälde. Von hier aus verwaltet Steven Rattner den privaten Reichtum des Bürgermeisters von New York. Michael Bloomberg hat Rattner sei-

ne Milliarden anvertraut, weil es wenige gibt, die sich so gut mit dem Vermehren von Geld auskennen wie er.

Früher hat Rattner den damaligen Präsidenten Bill Clinton in wirtschaftlichen Fragen beraten. Barack Obama wollte ihn zum Minister machen, beauftragte ihn dann aber mit der Rettung der US-Autoindustrie während der Finanzkrise. Rattners Wort wird in Washington gehört,

wenn es nun darum geht, wie es mit dem Rest der darbenenden Wirtschaft Amerikas weitergehen soll. Und Rattner sagt: „Wir müssen uns Deutschland zum Vorbild nehmen.“

Er kennt sich mittlerweile gut aus: Die Idee der hiesigen Kurzarbeit sei „modellhaft“. Die Facharbeiterausbildung „sollten nicht nur wir uns, sondern alle anderen Länder sich abschauen“. Die „intelli-

gente Industriepolitik“ sei auch für die USA nachahmenswert. Ausdrücklich lobt er die „kreative“ Agenda 2010 und die Leistungen von Ex-Kanzler Gerhard Schröder: Der habe Deutschland auf den richtigen Weg gebracht, so „dass eine entwickelte Wirtschaft auch in einer Welt neuer Giganten wie China und Indien wettbewerbsfähig bleiben kann“.

Rattner ist nicht allein mit seiner Meinung. „Weitsichtig“ sei die Vielzahl der deutschen Wirtschafts- und Sozialreformen gewesen und das Ergebnis aus heutiger Perspektive „spannend“, schreibt etwa das US-Nachrichten-Magazin „Time“. Die „New York Times“ nennt den guten Lauf der hiesigen Wirtschaft „eines der Weltwunder“.

Noch vor wenigen Jahren hätte wohl niemand erwartet – vielleicht am wenigstens Schröder selbst –, dass seine Reformen heute ausgerechnet in angelsächsischen Medien gefeiert werden. Hatten doch vor allem amerikanische und britische Ökonomen und Politiker die deutsche Wirtschaft als Auslaufmodell in Zeiten der Globalisierung abgetan: zu schwerfällig und unflexibel, belastet mit Kündigungsschutz, Sozialausgleich und Gewerkschaften. Deutschland, so hieß es aus den Finanzzentren New York und London, sei der „kranke Mann Europas“.

Und nun? Amerika ächzt unter den Nachwirkungen von Finanzkrise und Rezession, während die deutsche Wirtschaft rundläuft – und zum Studienobjekt wird. „Wir Amerikaner, und das gilt auch für die Politiker, sind zunehmend interessiert an den deutschen Reformen und den Leistungen des Landes in den vergangenen zehn Jahren“, sagt der Wirtschafts-Nobelpreisträger Michael Spence.

„Wir müssen mehr wie Deutschland werden“, sagt auch Jeffrey Immelt, Chef von General Electric. Deutschland habe auf die Krise richtig reagiert, lobte Ex-Präsident Clinton. Als vorbildlich gilt vor allem der Industriestandort mit seinen Exporterfolgen. Während Deutschlands Außenhandelsbilanz ein Plus von 120 Milliarden Euro aufweist, haben die USA ein Minus von 423 Milliarden (siehe Grafik).

In den Jahren vor der Finanzkrise haben sich die Amerikaner an diesem Ungleichgewicht kaum gestört. Auch nicht daran, dass die USA als Produktionsstandort immer mehr an Bedeutung verloren. Maschinenbau, Chemie, Schwerindustrie – allesamt klassische deutsche Stärken – galten den Amerikanern als Wirtschaftsfelder von gestern, die man mittelfristig ohnehin den aufsteigenden Mächten in Asien überlassen müsse.

Seit Beginn der achtziger Jahre gingen in den USA jährlich im Schnitt über 200 000 Arbeitsplätze im verarbeitenden Gewerbe verloren, nur noch knapp neun Prozent arbeiten heute in einer Fabrik. Der Anteil der Produktion am Brutto-

inlandsprodukt fiel auf rund 12 Prozent; in Deutschland sind es 26 Prozent. Stattdessen gewannen das Dienstleistungsgewerbe und vor allem die Finanzindustrie zunehmend an Macht und Gewicht: Die Geldbranche sorgte zeitweilig für über 40 Prozent der Gewinne der gesamten US-Wirtschaft. Das hat sich seit der Lehman-Pleite 2008 stark geändert.

Schon vor gut zwei Jahren forderte Paul Volcker, der damalige Chef-Wirtschaftsberater von Präsident Obama, im SPIEGEL-Interview einen „Kulturbruch“: „Ich wünschte, wir hätten weniger Finanzingenieure und dafür mehr echte Ingenieure, beispielsweise im Maschinenbau. Ich frage mich: Warum ist das in Ihrem Land möglich und nicht bei uns?“

Und Jennifer Granholm, die Ex-Gouverneurin des Bundesstaats Michigan, der

bis 2015 zu verdoppeln: „Made in USA“ müsse wieder groß gemacht, mehr Industrieproduktion zurück ins Land geholt werden.

Aber taugt die deutsche Wirtschaft wirklich zum Vorbild, und sind ihre Erfolge überhaupt übertragbar? Oder beruht das deutsche Wunder zu guten Teilen auf dem Glück, genau das zu produzieren, was die aufstrebenden asiatischen Nationen besonders gern haben wollen, wie es manche Kritiker sehen? Hinter dem deutschen Modell steckt ja nicht wirklich ein Masterplan, sondern auch eine gehörige Portion Zufall.

„Ich glaube, dass es tatsächlich viel von Deutschland zu lernen gibt“, sagt Nobelpreisträger Spence. Der an der New York University lehrende Globalisierungsexperte vermutet, dass die globale wirtschaftli-



US-Finanzminister Timothy Geithner (M.): Anhaltende Expansion

als Sitz der amerikanischen Autobranche besonders unter dem rasanten Niedergang der Industrieproduktion leidet, fragt: „Wie hat Deutschland es geschafft, den Code zu knacken, damit die Industrie erhalten bleibt in diesen Zeiten?“

Relativ schnell stoßen die Amerikaner bei ihrer Ursachenforschung auf den Mittelstand, der anders operiert als die oft börsennotierten US-Konzerne: „Es sind Unternehmen, die familiengeführt sind, einen langen Zeithorizont haben, nicht auf den nächsten Quartalsprofit schauen müssen und sich so Wettbewerbsvorteile erarbeiten“, resümiert Rattner, der die deutsche Wirtschaftsstruktur noch aus seiner Zeit als Investor in den Fernsehkonzern ProSieben-Sat.1 kennt. „Und die Mittelständler stellen genau die hochentwickelten Produkte her, die von den aufstrebenden Wirtschaftsnationen nicht kopiert werden können.“

Inzwischen hat Obama als Ziel ausgegeben, die amerikanischen Exporte

che Evolution die Industrienationen geradezu zwingt, regelmäßig „ihre Wirtschaft mit Hilfe politischer Entscheidungen umzustrukturieren und neu auszurichten“. Deutschland habe dies bereits sehr erfolgreich getan, mit Arbeitsmarkt- und Sozialreformen sowie der passenden Industriepolitik. „Amerika wird einen ähnlichen Prozess durchlaufen müssen“, sagt Spence.

Besonders ins Blickfeld rückt dabei auch die deutsche Facharbeiterausbildung. „Deutschland sollte für uns ein absolutes Vorbild sein, was die technische und wissenschaftliche Ausbildung, die Wertschätzung für Ingenieure und technische Berufe angeht“, sagt Steven Rattner.

Ein Äquivalent zum deutschen Ausbildungssystem gibt es in den USA nicht, ebenso wenig existieren vergleichbare Umschulungs- und Fortbildungsprogramme. Trotz der hohen Arbeitslosenquote fehlt es in Amerika deswegen gerade in der produzierenden Industrie an qualifizierten Kräften. Aus der angelsächsischen Aktionärsperspektive gilt die deutsche Neigung, im Zweifel Arbeitsplätze zu si-

* Am 25. Januar bei der Besichtigung einer Siemens-Fabrik in Charlotte, North Carolina.

chern, als Wettbewerbsnachteil: In den USA werden deswegen im Abschwung Jobs schneller und drastischer gestrichen als in Deutschland, um kurzfristige Profite zu sichern. Die vorherrschende „Hire and fire“-Mentalität hält Unternehmen aber davon ab, in die Aus- und Weiterbildung ihrer Angestellten zu investieren.

Obama will dies nun ändern, auch mit staatlicher Förderung. Bei seiner Rede zur Lage der Nation vor wenigen Wochen verwies er ausführlich auf den Vorbildcharakter einer Gasturbinenfabrik in North Carolina. Neue Mitarbeiter wurden in Zusammenarbeit mit dem örtlichen College in einer Art Volkshochschulkurs in Laser- oder Robotertechnik geschult, dafür gab es staatliche Unterstützung. Die Gasturbinenfabrik gehört Siemens.

Der deutsche Konzern hatte rund 30 Headhunter eingesetzt, um Personal für

„Das menschliche Kapital ist äußerst wertvoll und muss erhalten werden.“

Trotzdem wird es wohl so schnell kaum ein ähnliches Programm in den USA geben. Im aktuellen politischen Klima ist alles tabu, was mit staatlichen Finanzhilfen verbunden ist. Die republikanische Mehrheit im Kongress stemmte sich sogar gegen eine zeitweilige Verlängerung des Arbeitslosengeldes. Deswegen wird wohl auch ein weiterer Vorteil, den Ökonomen in der deutschen Wirtschaft sehen, kaum beispielgebend: die starke Unterstützung des Staats bei Forschung und Entwicklung.

Gemessen am jeweiligen Bruttoinlandsprodukt investiert die Bundesrepublik inzwischen 20-mal mehr in kleine und mittelständische Unternehmen als die USA in industrierelevante Forschung, sagt Rob Atkinson, Präsident der Information Technology and Innovation Foundation,

barn gewachsen, weil seine Währung im Vergleich zum Rest Europas und den anderen Industriestaaten stark unterbewertet sei. Hätte Deutschland dagegen noch die D-Mark, wäre die wohl derzeit die härteste Währung der Welt und damit ein großer Nachteil für den Außenhandel. „Das ist ein sehr starker Rückenwind und so etwas wie das kleine, schmutzige Geheimnis des Erfolgs“, sagt Rattner.

Auch Globalisierungsexperte Spence hält die Euro-Schwäche für einen Vorteil, schränkt aber ein: „Der Währungsvorteil allein hätte nicht gereicht, um Deutschland auf seine jetzige Bahn zu lenken.“

Unsicher ist dabei allerdings, wie lange die deutsche Wirtschaft noch Kurs halten kann. Wenn die Weltwirtschaft wankt, wenn die europäischen Nachbarn immer tiefer in die Rezession rutschen, wenn die Geldspritzen der Zentralbanken enden –



> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²

Deutschlands Beste Bank
Gesamtsieger 2011
Ausgabe 5/2011
euro

04106 - 70 88
www.comdirect.de .comdirect

¹Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie.
²Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Cash Group.

seine anhaltende Expansion in den USA zu finden. „Es fehlt an Arbeitern mit den richtigen Fähigkeiten“, sagt der Siemens-USA-Chef Eric Spiegel.

Besonders aufmerksam verfolgen die Amerikaner deswegen auch das deutsche Kurzarbeitskonzept, das dazu dient, die wertvollen Fachkräfte in wirtschaftlich schweren Zeiten ans Unternehmen zu binden. „Das ist ein sehr interessanter Weg, den Abschwung nicht allein von den Arbeitnehmern tragen zu lassen, sondern mit Staat und Unternehmen zu teilen“, meint Rattner. Allerdings fehle es in den USA dazu wohl an der nötigen Konsenskultur: „Hier teilt keiner etwas, wenn er nicht unbedingt muss.“

Auch aus der Sicht von Nobelpreisträger Spence ergibt die deutsche Kurzarbeit „eine Menge Sinn“. Arbeitskraft müsse mehr als Gut betrachtet werden:

einer der führenden Ideenschmiedern in Washington.

„Amerika muss dabei von Deutschland lernen, bevor es zu spät ist“, warnt Atkinson. Deutschland habe die Disziplin aufgebracht, langfristig und nicht nur an das nächste Quartal zu denken – und sei deswegen auch besser durch die Rezession gekommen. Vor allem die Fraunhofer-Gesellschaft mit ihren über 60 Forschungsinstituten und einem Milliardenbudget wird auf US-Seite oft gelobt. Doch es gibt auch Unmut über das deutsche Modell: Die Exporterfolge seien unter anderem mit stagnierenden Löhnen erkaufte worden, betonen Kritiker auf der anderen Seite des Atlantiks. Vor allem sei das Wachstum der vergangenen Jahre letztlich dem relativ schwachen Euro zu verdanken.

Deutschland sei in den vergangenen Jahren vor allem auf Kosten seiner Nach-

dann wird wohl auch das neueste deutsche Wirtschaftswunder ein zumindest vorläufiges Ende finden. Und dann könnte es mit der Bewunderung wieder vorbei sein.

Ohnehin sind die Amerikaner ganz gewiss nicht plötzlich kleinlaut geworden, was ihre eigenen Leistungen angeht: „Das alles heißt bestimmt nicht, dass die USA wie Deutschland werden sollen. Die Amerikaner sind reicher. Unsere innovativen Unternehmen wie Apple und Google lassen andere Länder ohnmächtig werden“, kommentiert die „New York Times“.

Und der Mittelstand bringe auch seine ganz eigenen Probleme mit sich, betont Vermögensverwalter Rattner: „Für jedes stabile Familienunternehmen gibt es ein anderes mit einem Idioten als Sohn.“ Vor allem, sagt Rattner, „haben wir den flexibelsten Arbeitsmarkt der Welt.“

THOMAS SCHULZ



ROBERTO PIEL / DAPD

Douglas-Chef Kreke: „Wozu sind wir eigentlich noch an der Börse?“

HANDEL

Dicke Luft im Duftparadies

Die Geschäfte des Handelskonzerns Douglas liefen schon mal besser. Nun drängt der am Unternehmen beteiligte Drogerie-König Erwin Müller auf mehr Einfluss.

Wenn Douglas-Boss Henning Kreke, 46, sein Reich in wenigen Minuten abschreiten will, muss er nur ein größeres Einkaufszentrum besuchen. So eines wie das Centro in Oberhausen, das Alstertal Einkaufs-Zentrum in Hamburg oder das Loop5 bei Darmstadt. Im Erdgeschoss gibt es da eine kleine Hussel-Confiserie-Filiale, 300 Meter weiter eine Douglas-Parfümerie, schräg gegenüber den Juwelier Christ und im ersten Stock den Buchladen Thalia. All das gehört zu Douglas.

Krekes Imperium ist eines des kleinen Luxus. Er verkauft die Dinge, die sich andere gegenseitig schenken. Ein bisschen Schokolade, ein Buch, einen Duft, vielleicht auch mal eine Uhr – auf Wunsch gern verpackt, mit Schleifchen und Aufkleber „Alles Liebe!“.

Doch hinter den glitzernden Fassaden herrschen neuerdings Chaos und Zwietracht: Der Konzern der schönen Dinge schlingert ohne klare Strategie in die Zukunft. Es ist noch nicht einmal klar, wer in dem gewaltigen Gemischtwarenladen künftig überhaupt das Sagen haben wird.

Seit ein paar Jahren nämlich hat der schwäbische Drogerie-Multi Erwin Müller

bei Douglas mit gut zehn Prozent der Aktien einen Fuß in der Tür. Müller ist bei Douglas eher unwillkommen. In einem früheren Interview dekretierte Kreke: „Müller passt nicht zu Douglas.“ Nun muss er aufpassen, denn Müller will seinen Einfluss ausbauen.

Der gelernte Friseur, der sein Drogerie-Imperium aus dem Nichts schuf, könnte seinen Douglas-Anteil über Optionen demnächst auf über 25 Prozent steigern. Wie hoch der Preis ist, zu dem er kauft, weiß niemand außer Müller. Auch was er mit seinem Anteil machen möchte, ist sein Geheimnis.

Müller ist eine ebenso schillernde wie schweigsame Figur. Zu den wenigen Interviews, die er gewogenen Medien bisweilen gibt, erscheint er gern mit seinen zwei Hunden Gordi und Tapsi. Dabei registriert er angeblich genau, wie die Viecher auf Besucher reagieren. Wen Gordi und Tapsi ablehnen, den mag auch der Patriarch nicht.

Müller sorgt für ordentlich Unruhe bei Douglas. Zwar ist es einigermaßen unwahrscheinlich, dass er mehr als 25 Prozent übernimmt. Da hätte vermutlich das Kartellamt etwas dagegen. Aber nerven könnte er gehörig. Und Douglas kommen solche Störfeuer von außen gerade ungelegen. Der Konzern hat mit seinen Problemen im eigenen Haus schon genug zu tun. Richtig rund laufen nur die Duft- und Schmuckgeschäfte.

Da sind die Hussel-Lädchen, die mit ihrem schmalen Süßwarensortiment kaum mehr Geld verdienen (siehe Grafik). Da ist die Damenbekleidungssparte Appelrath-Cüpper, deren Image zu trutschig ist. Und da sind vor allem die knapp 300 Thalia-



Drogerie-Unternehmer Müller: Schillernde Figur

Buchhandlungen, die eine schwere nächste Runde gegen E-Book, Amazon und Co. kämpfen.

Der Konzern der kleinen Geschenke hat große Baustellen. Firmenchef Kreke weiß das, und er würde gern einiges umbauen. Aber er tut sich schwer. Nicht nur wegen Müller. Auch die Börse setzt ihn unter Druck.

In den vergangenen Jahren schwankte der Kurs der Douglas-Aktie zwischen 25 und 50 Euro. Jedes Auf und vor allem jedes Ab bringt Unruhe in den Konzern.

Douglas ist eine kuriose Mischung aus Großkonzern und Familienfirma. Aufgebaut hat das Unternehmen einst Henning Krekes Vater Jörn, der heute Chef des Aufsichtsrats ist.

Aus einer überschaubaren Anzahl von Hüssel-Filialen schuf er einen Milliardenkonzern. Er baute die Douglas-Par-

nicht mehr an der Börse notiert wäre, könnte das Management in aller Ruhe tun, was es für richtig hält, ohne sich davor fürchten zu müssen, wie denn die Aktionäre reagieren.

Bisher, so heißt es in der Familie, habe man ja Investitionen fast immer ins vierte Quartal schieben müssen, weil nur da im Weihnachtsgeschäft wirklich Geld verdient wird. Durchaus erwünschter Nebeneffekt der Aktion Borsen-Abgang wäre, dass die Krekes auch den rüden Angreifer Müller loswürden.

Doch dazu sind größere Operationen nötig. Familie Kreke gehört nämlich nur ein kleiner Teil der Aktien. Gemeinsam mit der freundschaftlich gesinnten Bielefelder Pudding-Dynastie Oetker kommt man zwar auf 38,5 Prozent. Aber das reicht nicht, um den Konzern von der Börse zu nehmen.

Müller soll die Eigenart haben, mit Devisen zu spekulieren. Und er war dabei in den vergangenen Jahren nicht nur erfolgreich. Bereits in der letzten veröffentlichten Konzernbilanz von 2009/10 musste er Buchverluste von vielen Millionen ausweisen. Er selbst gibt keine Auskunft dazu, ob ihn das noch immer belastet.

Doch das drängendste Problem für Kreke ist nicht einmal Müller. Es ist Thalia. Die Buchhandelskette gilt bei den Finanzinvestoren als unsexy. Sie sähen es am liebsten, wenn Kreke die rund 300 Filialen schon verkauft hat, bevor sie überhaupt einsteigen. Für sie ist Buchhandel ein Geschäft der Vergangenheit.

In der Aufsichtsratsitzung vergangene Woche hat Kreke ein neues Konzept vorgelegt, wie Thalia noch zu retten ist. Er arbeitet haben es Unternehmensberater von McKinsey. Die Analyse schlägt vor, dass 15 der rund 300 Filialen geschlossen werden sollen. Bei den anderen sollen lediglich die Verkaufsflächen reduziert werden.

Offenbar schwebt Kreke eine Art Bücher-Edelboutique vor. Künftig, so der neue Plan, sollen hochpreisige Titel im Mittelpunkt stehen, die ein „haptisches Erlebnis“ böten. Extravagante Bildbände etwa. Drum herum sollen dann irgendwie passende Waren stehen – und den Umsatz steigern.

Dabei ist es nicht mal drei Jahre her, dass im Einkaufszentrum Loop5 großspurig der „Multichannel-Buchhandel“ von morgen eröffnet wurde. Auf gigantischen 2000 Quadratmetern Verkaufsfläche sollte diese Zukunft beginnen. Wer den Laden heute besucht, steht schnell in Kulissen des Scheiterns: Die Reihe von Barhockern vor den Computerbildschirmen ist verwaist. Niemand wirft 2,40 Euro pro Stunde Internetkonsum in die Hartgeldschlitze unter den Rechnern. Die Idee, dass sich die Kunden hier mitten in den Laden setzen und ihre Buchrezensionen online eintippen, war so miserabel von Amazon kopiert, dass es offenbar auch die Kunden merkten.

Heute ist die Thalia-Community eine Internetwüste. Nichts wächst. Nur wenige schreiben überhaupt noch, was sie von den Büchern halten.

Auch andere Versuche, das Buchgeschäft neu zu erfinden, dürfen als gescheitert gelten. An der Playstation im Multimedialebereich klebt der Zettel „defekt“. Und unter den „Hörduschen“, riesigen Hauben, die wie Lampenschirme aussehen und unter denen der Kunde Hörbücher testen kann, steht auch niemand.

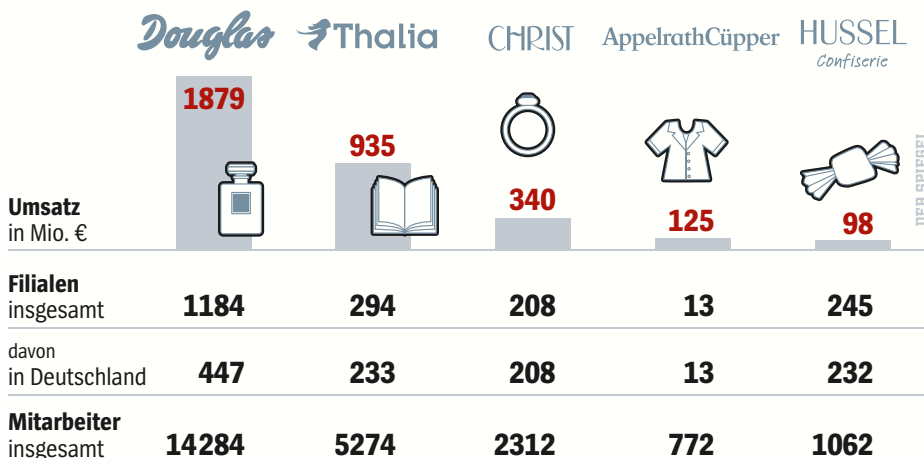
Lediglich in der Wellness- und Esoterik-Ecke, wo goldene Frösche an einem Brunnen wachen, ist Betrieb.

Im Internet brennen eben keine Duftlampen.

MARKUS BRAUCK

DOUGLAS HOLDING

Unternehmenszahlen 2010/2011



fürierkette auf, übernahm den Juwelier Christ, machte Thalia zum größten Buchhändler Deutschlands. „Die Douglas-Story“ – so der Titel eines Interviewbuchs mit Jörn Kreke – ist der Stolz der Familie.

Doch die Börse hat nicht allzu viel Familiensinn. Sie beurteilte den Konzern immer wieder negativ. Zu negativ, wie die Krekes meinen. Sie fühlten sich immer stärker in eine „Verteidigungshaltung“ gedrängt, wie ein Vertrauter der Familie sagt. Und schließlich habe man sich im kleinen Kreis die Frage gestellt: „Wozu sind wir eigentlich noch an der Börse?“

Eine Kapitalerhöhung gab es seit über 40 Jahren nicht mehr. Der Konzern ist schuldenfrei. Wofür also der ganze Aufwand, die anstrengenden Quartalsberichte, Ad-hoc-Meldungen, Hauptversammlungen, das Transparenz-Gedöns?

So entstand am Douglas-Sitz in Hagen eine diffuse Vision: Wenn der Konzern

Krekes Leute sind deswegen schon länger mit Finanzinvestoren im Gespräch. Mit Apax, BC Partners und Permira. Die sollen das Geld auftreiben, um verkaufswillige Aktionäre auszuzahlen, und Kreke so die Macht sichern.

Krekes Ideen seien im Grunde nicht schlecht, heißt es bei den Finanzprofis. Andererseits seien sie sich nicht sicher, was der Firmenchef letzten Endes wirklich vorhat. Sollen Oetker und Müller einfach ausbezahlt werden? Und: Lassen die das überhaupt zu?

Müller ist 79. Eigentlich hatte er mal angekündigt, mit 65 auszuscheiden, sonst dürfe man ihn einen Lügner nennen. Aber dann waren ihm die Nachfolger, die antraten, unter anderem sein Sohn, offenbar doch nicht gut genug.

Auf der Douglas-Hauptversammlung am Mittwoch dieser Woche wird sich entscheiden, ob Müller zur Attacke bläst. Fraglich ist allerdings, ob er sich den großen Coup überhaupt leisten kann.

„Brücken ins Nirgendwo“

Mohamed El-Erian, Chef des weltgrößten Anleihe-Investors Pimco, warnt vor einem Auseinanderbrechen der Europäischen Währungsunion. Portugal werde zu einem zweiten Griechenland.

El-Erian, 53, führt die Fondsgesellschaft Pimco vom kalifornischen Newport Beach aus und verwaltet über 1,3 Billionen Dollar. Ein großer Teil des Geldes steckt in Staatsanleihen. Äußerungen des in Oxford promovierten Ökonomen können die globalen Finanzmärkte bewegen, Regierungen suchen seinen Rat. Der Sohn eines ägyptischen Diplomaten begann seine Karriere beim Internationalen Währungsfonds (IWF). Seit dem Jahr 2000 gehört Pimco zum Münchner Allianz-Konzern.

SPIEGEL: Herr El-Erian, kriegt Europa endlich die Kurve?

El-Erian: Europa war bereits viel zu nah dran, die Kontrolle zu verlieren, viel zu nah. Zuletzt haben es die europäischen Regierungen zumindest geschafft zu akzeptieren, dass auch eine entwickelte Volkswirtschaft zahlungsunfähig werden kann. Das war schon einmal ein Fortschritt zur vorherigen totalen Verleugnung der Situation. Aber dieses Jahr wird entscheidend, es wird der Moment der Wahrheit sein für Europa.

SPIEGEL: Inwiefern?

El-Erian: Europa wird sich in seiner neuen Form herauschälen. Es gibt zwei Möglichkeiten: Es wird sich geschlagen geben und in Fragmente zerfallen. Das ist die unwahrscheinlichere Variante, aber keinesfalls auszuschließen. Oder die Euro-Zone wird stärker und zukunftsfähiger, aber kleiner sein. Dorthin scheint es derzeit zu gehen, denn wir sehen immer mehr eine klare Unterscheidung zwischen Italien und Spanien auf der einen Seite und Griechenland und Portugal auf der anderen.

SPIEGEL: Glauben Sie also, dass Portugal am Ende des Jahres unvermeidlich ein zweites Griechenland sein wird?

El-Erian: Ja. Unglücklicherweise wird das so sein.

SPIEGEL: Was macht Sie so sicher?

El-Erian: Es wird folgendermaßen ablaufen: Das erste Rettungspaket wird sich als unzureichend herausstellen. Portugal wird seine europäischen Nachbarn und den IWF erneut um Geld bitten. Dann gibt es eine große Debatte, wie die Lasten zwischen EU, Kreditgebern, IWF und der Europäischen Zentralbank (EZB) aufgeteilt werden sollen. Und dann werden die

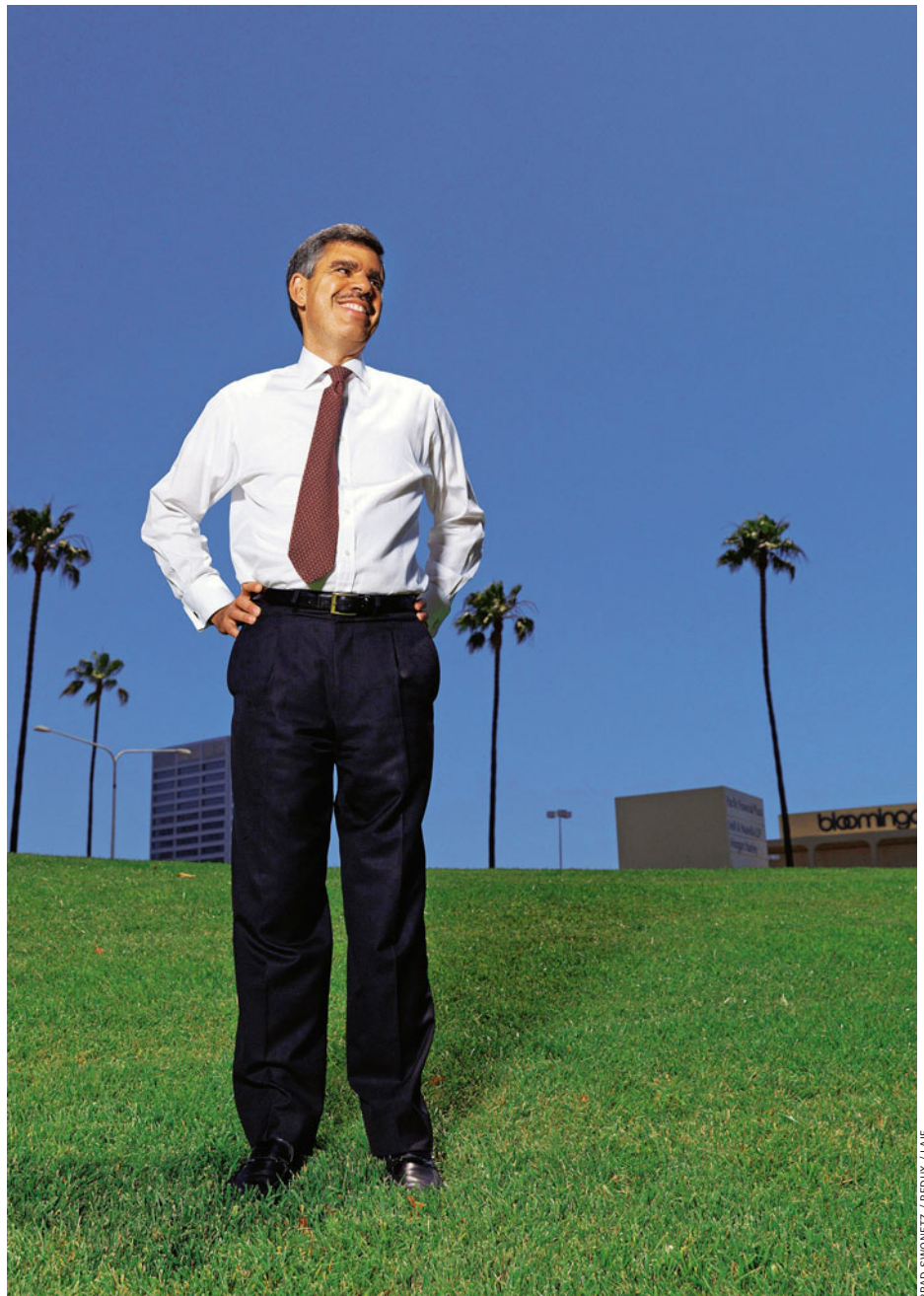
Finanzmärkte nervös, weil sie sich um die Beteiligung des Privatsektors sorgen.

SPIEGEL: Sie waren 15 Jahre beim IWF. Soll der Währungsfonds weiterhin eine prominente Rolle bei den Rettungsmaßnahmen spielen?

El-Erian: IWF-Hilfen dürfen nicht einfach als Ersatz für wirkliche Lösungen genutzt werden. Europa hat anscheinend einige der Grundregeln des IWF aus den Augen verloren. Zum Beispiel, dass es Finanzspritzen nur bei gleichzeitigen Reformen gibt. Im Falle von Griechenland gab es Finanzhilfen statt Reformen. Das heißt, das Geld wurde verschwendet. Zweitens hat der IWF bereits zu viele Ausnahmen für Europa gemacht. Damit wurde eine Institution untergraben, die wir eigentlich auch für den Rest der Welt benötigen.

SPIEGEL: Diskussionswürdig ist allerdings auch die Rolle der Europäischen Zentralbank.

El-Erian: Ja, wir verfolgen das sehr, sehr aufmerksam. Zentralbanken sind ein unpolitisches Element und leben deshalb



Fondsmanager El-Erian in Newport Beach: „Ich halte die Lage für dramatisch“

BRAD SWONETZ / REDUX / LAIF

FinnComfort®

Der Schuh zum Wohlfühlen.

Damen-Clog
» STANFORD



- » Superbequem-Fußbett
- » Vitalisierendes Reflexzonen-Bett
- » Optimale Auftrittsdämpfung
- » Geeignet für individuelle Einlagen
- » In Deutschland gefertigt

Jetzt Katalog anfordern unter
www.finncomfort.de



Wirtschaft

von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich bin sehr besorgt, dass diese Glaubwürdigkeit in Gefahr ist.

SPIEGEL: In Deutschland, vor allem bei der Bundesbank, sieht man den Aktionismus der EZB sehr kritisch, die Banken mit billigem Geld zu versorgen. Zu Recht?

El-Erian: Die deutsche Auffassung ist, dass eine Zentralbank sich nicht wie ein Finanzministerium verhalten darf. Andere dagegen sagen: Im Vergleich zu den Amerikanern hat die EZB gar nicht so viel unternommen, sie müsste finanzpolitisch noch viel aktiver werden. Ich dagegen habe eine ganz andere Meinung: Zentralbanken können nur eine Brücke sein zu anderen staatlichen Institutionen, die die eigentliche Arbeit leisten. Im Falle von Italien oder Spanien scheint das zu klappen. Griechenland dagegen ist ein riesiges Fragezeichen. Ich glaube, das griechische Paket wird schnell auseinanderfallen. Brücken, die ins Nirgendwo gebaut werden, kollabieren irgendwann.

SPIEGEL: Durch die lockere Geldpolitik könnten Inflation und neue Spekulationsblasen drohen.

El-Erian: Die Bedenken sind angebracht. Ich glaube aber, der größte Fehler ist, dass wir uns zu wenig mit den langfristigen Problemen befassen, die von den Zentralbanken nicht gelöst werden.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

El-Erian: Als Erstes ist die staatliche Überschuldung zu nennen. Das Problem wird verschleppt, nicht nur in den europäischen Problemländern, sondern auch in den USA und Japan. Zweitens wird einfach schlechte Politik gemacht, in den USA genauso wie in der Euro-Zone. Und dann ist da noch die geopolitische Lage.

SPIEGEL: Was sorgt Sie dabei?

El-Erian: Iran und Syrien. Diese Länder implodieren nicht wie Tunesien oder Ägypten. Sie explodieren und können dabei die Weltwirtschaft verwüsten. Die ganze Region ist systemrelevant wegen ihres Öls. Und steigende Ölpreise könnten am Ende zu einem sehr hässlichen globalen Problem führen: Stagflation.

SPIEGEL: Das alles klingt so, als stünde die Weltwirtschaft noch genauso nah am Abgrund wie zu Beginn der Finanzkrise vor über vier Jahren.

El-Erian: Ich halte die Lage in der Tat für dramatisch. Die gute Nachricht ist: Es gibt durchaus Lösungen. Wenn die Euro-Länder etwa endlich die Initiative ergreifen würden, wären sie sehr schnell über den Berg. Davon bin ich fest überzeugt.

SPIEGEL: Wie das?

El-Erian: Der Grund ist einfach: Sehr viel Geld wartet am Spielfeldrand darauf, was passiert. Sehr viel Geld! Da draußen sitzen Unternehmen auf Tonnen von Bargeld bei fast null Prozent Zinsen. Warum sollten Vorstandsvorsitzende so was tun, vor allem wenn es börsennotierte Unternehmen sind? Sie warten auf Überschau-

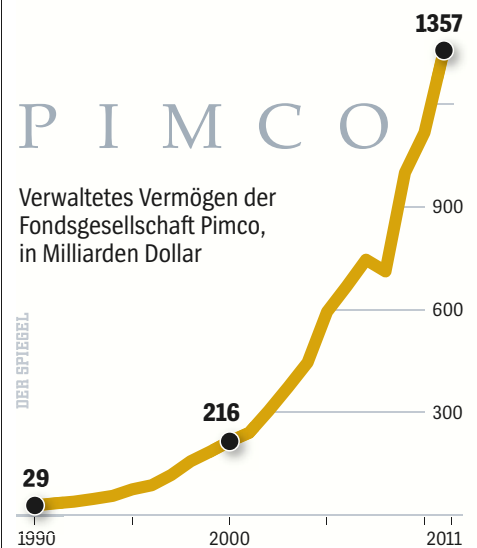
barkeit, auf Klarheit. Solange die fehlt, horten sie Geld. Aber sobald die Klarheit, wie es weitergeht, zurückkehrt, kommt auch das Geld. Und dann wird die Weltwirtschaft reagieren.

SPIEGEL: In Deutschland brummt die Wirtschaft auch jetzt schon.

El-Erian: Man kann das wohl nur als ironisch bezeichnen: Deutschland hat jahrelang sehr hart an Reformen gearbeitet und all das geleistet, was die anderen, darunter auch Frankreich, noch tun müssen. Der Exportsektor ist unglaublich, die finanzielle Situation sehr stark. Und nun findet sich das Land in der unglücklichen Lage wieder, für seinen Erfolg nicht belohnt, sondern angefeindet zu werden.

SPIEGEL: Wird Deutschland sich auch weiter gegen die globale Wirtschaftsschwäche stemmen können?

El-Erian: Leider nicht. Jetzt ist gerade der Höhepunkt erreicht, vor allem durch die Unmengen an Geld, das die Zentralban-



ken in die Welt gepumpt haben. Das deutsche Wirtschaftswachstum wird sich aber wohl verlangsamen, parallel zur Entwicklung im Rest der Welt.

SPIEGEL: Sind die schlechten Zeiten gute Zeiten für Pimco?

El-Erian: Unsere Zahlen sind sehr stark. Im vergangenen Jahr sind uns 110 Milliarden Dollar an zu verwaltenden Geldern neu zugeflossen. Unsere Kunden vertrauen uns. Außerdem haben wir das Glück, einen sehr, sehr soliden Besitzer zu haben.

SPIEGEL: Zuletzt gab es allerdings Gerüchte, Allianz und Pimco könnten bald getrennte Wege gehen.

El-Erian: Das ist absoluter Quatsch! Ich verstehe nicht, wie solche Gerüchte entstehen. Wir fühlen uns extrem wohl unter dem Dach der Allianz. Andere Unternehmen müssen sich in schwierigen Zeiten Sorgen über ihr Verhältnis zum Mutterkonzern machen. Wir haben da keine Unsicherheit.

INTERVIEW: THOMAS SCHULZ

**Als Selbstständiger
hat man es manchmal
ziemlich schwer.
Und manchmal über-
raschend einfach.**

DATEV Mittelstand pro ist die Software, die alle kaufmännischen Aufgaben einfach macht. Auch durch die engere Verbindung mit Ihrem Steuerberater. Das erleichtert die gemeinsame Arbeit und bietet eine perfekte Basis für Ihren unternehmerischen Erfolg. Mehr Infos bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/mittelstand



Zukunft gestalten. Gemeinsam.



Händler an der Börse in Frankfurt am Main: Böswillige Kalkulationen

FISKALPOLITIK

Aufmarsch der Lobby

Die Bankenbranche stemmt sich gegen eine europäische Steuer auf Finanzgeschäfte, doch Brüssel hält an den Plänen fest: Die Abgabe würde die Risiken auf den Kapitalmärkten abschwächen.

Wenn EU-Kommissar Algirdas Šemeta Vertreter der Finanzbranche empfängt, konfrontiert er sie gern mit starken Zahlen. Zwei Drittel aller Europäer seien dafür, die Verursacher der Finanzkrise endlich mit einer Steuer zur Kasse zu bitten, sagt er dann. „Wir sind es unseren Bürgern schuldig, Resultate zu liefern.“

Doch am Dienstag vergangener Woche fielen seine Pläne auf der Sitzung der 27 EU-Finanzminister erst einmal durch. Vergebens hatte der deutsche Ressortchef Wolfgang Schäuble, ein starker Befürworter der Transaktionsteuer, seine Kollegen gewarnt: „Wir riskieren die Legitimität des europäischen Modells der Demokratie.“

Direkt nach Schäuble sprach der Luxemburger Finanzminister Luc Frieden und zeigte, weshalb an diesem Tag nicht die Demokratie, sondern die Lobbyisten triumphieren würden. „Wir müssen an die Wettbewerbsfähigkeit der Finanzindustrie denken“, sagte er. Das kleine Land zwischen Mosel und Sauer erwirt-

Kleine Steuer, große Wirkung

Geplantes Modell einer Finanztransaktionssteuer der EU-Kommission

Durch eine **europaweite Besteuerung von Börsengeschäften** soll die Finanzindustrie an den Kosten zukünftiger Krisen beteiligt und riskante Spekulationen sollen eingedämmt werden.

Steuer auf Wertpapiere
0,2 %

Steuer auf Derivate
0,02 %

Erwartete Einnahmen
19,4 Mrd. €

Erwartete Einnahmen
37,7 Mrd. €

schaftet 24 Prozent seines Bruttoinlandsprodukts mit Bankprodukten.

„Es gibt viele gute Gründe, um die Anlageindustrie bei einer Besteuerung des Finanzsektors auszusparen“, hatte die Vereinigung der Luxemburgischen Fondsindustrie ihrem Finanzminister zuvor mit auf den Weg gegeben. Neben Luxemburg meldete auch der maltesische Finanzminister Bedenken an. Das Banksystem sei die Blutader der Weltwirtschaft, da müsse man vorsichtig zu Werke gehen.

Der scheidende Chef der Deutschen Bank, Josef Ackermann, bedankte sich vor kurzem demonstrativ beim britischen Premier David Cameron, der eine Finanztransaktionssteuer als „Wahnsinn“ bezeichnet und vor dem Verlust von bis zu 500 000 Arbeitsplätzen gewarnt hatte. Die Banken brauchten den Widerstand Londons, um eine solche Steuer zu verhindern, applaudierte Ackermann.

Dabei haben sich die Geldinstitute intern längst darauf eingestellt, dass ihre Geschäfte an den Finanzmärkten in Zukunft besteuert werden. Spätestens seit der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy innerhalb weniger Wochen ein entsprechendes Gesetz im Parlament verabschieden ließ und auch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel die Transaktionsteuer gut findet, wissen die Finanzinstitute: In irgendeiner Form wird die ungeliebte Abgabe kommen. Die Frage ist nur, in welcher.

Die Banken drängen auf eine möglichst kleine Lösung nach dem Vorbild Groß-

britanniens, die EU-Kommission und Deutschland wollen möglichst viele Finanzprodukte einbeziehen. Setzen sie sich durch, könnten schon im Jahr 2014 57 Milliarden Euro in die staatlichen Kassen fließen.

Es geht um die Haushalte der Euro-Staaten, die Macht der Banken und die Glaubwürdigkeit der europäischen Finanzpolitik. Setzen sich die Lobbyisten durch, werden sich die Zustände an den europäischen Finanzmärkten kaum verbessern.

Warum das so ist, zeigen die dürftigen Erfolge der britischen Börsenumsatzsteuer, die mit den Aktiengeschäften nur einen winzigen Teil aller Finanztransaktionen betrifft. Seither werden viele Aktiengeschäfte nicht mehr an den Börsen, sondern per Vertrag, einem sogenannten Contract for Difference (CFD), zwischen zwei Parteien abgewickelt.

Diese CFDs spiegeln sehr präzise die Kursentwicklung der Aktie wider, werden aber von keiner Börsenumsatzsteuer erfasst. So sorgt nun ausgerechnet eine Abgabe dafür, dass das Geschäft in den Hinterzimmern blüht, weil die entsprechenden Papiere nicht mehr öffentlich an der Börse gehandelt werden.

Eine ähnliche Erfahrung werden auch die Franzosen machen, die ihre Finanzsteuer nach dem britischen Vorbild ausgerichtet haben. Ab Anfang August sollen Geschäfte mit Aktien französischer Großunternehmen besteuert werden. Insider erwarten, dass es schon bald unbesteuerter Finanzkonstrukte gibt, die die Kurssprünge von Total, Renault und den anderen in Paris notierten Konzernen exakt nachvollziehen. Die Steuereinnahmen in Paris sollen denn auch nur bei einer Milliarde Euro liegen.

Entsprechend gehen die Pläne von Schäuble und der EU-Kommission deutlich weiter. Sie wollen nicht nur den Handel von Aktien, sondern auch von allen anderen Wertpapieren besteuern. Insbesondere Derivate, die ihren Wert von Rohstoffen, Immobilienindizes oder der Kursentwicklung der Telekom-Aktie ableiten, sollen nicht mehr durch alle Raster fallen. Ab Anfang 2014 müssen diese Geschäfte, denen eine Mitschuld an der Weltfinanzkrise gegeben wird, zum ersten Mal in Europa gemeldet werden. Erst dann wird es möglich sein, sie auch zu besteuern.

Ökonomen wie Hans-Werner Sinn hegen deshalb schon aus ordnungspolitischen Gründen Sympathie für eine Transaktionssteuer, auch wenn er nationale Alleingänge ablehnt. „Es gibt seit langem einen Trend zu immer absurderen Finanzinstrumenten, die ökonomisch nicht sinnvoll sind“, sagt der Chef des Münchner Ifo-Instituts.

Jahrelang seien die klügsten Köpfe in die Finanzbranche gegangen, um dort

Nullsummenspiele oder gar schädliche Geschäfte zu betreiben. „Eine Steuer könnte unsinnige Finanzgeschäfte verteuern, unattraktiv machen und so langfristig dazu führen, dass die besten Köpfe sich wieder produktiveren Aufgaben zuwenden.“

Um zu verhindern, dass Geschäfte nach London oder in andere Staaten verlagert werden, soll die Steuer nach dem sogenannten Residenzprinzip zugreifen. Banken, aber auch Hedgefonds, Versicherungen und Investmentgesellschaften müssten sie selbst dann abführen, wenn der Deal in London oder Honolulu ausgeführt wird. Nur wenn beide, der Käufer und der Verkäufer, nicht aus einem der EU-Länder kommen, fiele keine Steuer an.

Und wenn eine amerikanische Bank in New York im Auftrag eines EU-Bürgers die Aktie einer anderen US-Bank kauft?

Deren Bundesverband präsentierte eine Horrorrechnung, wonach ein deutscher Riester-Sparer bei einem monatlichen Sparbeitrag von 100 Euro, über 40 Jahre gerechnet, rund 14 000 Euro Finanztransaktionssteuer zahlen müsste.

Solche Beispielrechnungen gelten im Berliner Finanzministerium als böswillige Kalkulation von Lobbyisten. Denn die Erstausgabe von Aktien und Anleihen wäre weiterhin steuerfrei, hohe Abgaben würden nur fällig, wenn die Anbieter ihre Portfolios beständig umschichteten. Gerade das aber „war noch nie im Interesse des Kunden“, sagt Gerhard Schick, der finanzpolitische Sprecher der Grünen im Bundestag.

Dass eine generelle Steuer die Usancen in der Finanzbranche verändern wird, gilt als sicher – und erwünscht. 15 Prozent



Europäische Spitzenpolitiker*: Koalition der Willigen?

Auch dieser Deal würde mit der europäischen Steuer belastet.

Entsprechend aufgeschreckt sind vor allem die Investmentbanken des Kontinents. Weil sie bei vielen Handelsgeschäften unter sich bleiben, wären sie von der Steuer besonders belastet oder müssten diese Geschäfte in Zukunft unterlassen. Insbesondere der computergestützte Hochfrequenzhandel wäre stark eingeschränkt. Die Risiken an den Finanzmärkten würde das indes beträchtlich vermindern.

Die Banken wissen, dass sie mit wenig Beifall und Mitleid bei den Politikern und deren Wählern rechnen können. Und so schickten sie jüngst die Vertreter der eher unverdächtigen Fondsbranche vor, um Stimmung gegen die Abgabe zu machen.

der Wertpapier- und 75 Prozent der Derivate-Deals würden nach den Prognosen der EU-Kommission künftig entfallen. Grund: Durch die neue Steuer würden sie sich schlicht nicht mehr lohnen.

Das halten Kritiker des Finanzsystems wie der Londoner Forscher Paul Woolley für den wichtigsten Vorteil einer Finanztransaktionssteuer: „Wir müssen potentiell gefährliche und gesellschaftlich oft höchst bedenkliche Transaktionen dringend verteuern.“

Darüber wird in den nächsten Monaten in Brüssel weiterverhandelt. Da die Briten auf keinen Fall mitmachen wollen, peilt Schäuble weiter eine Lösung unter den 17 Euro-Ländern an. Zur Not könnte die Abgabe aber auch mit einer Koalition der Willigen von mindestens neun Ländern eingeführt werden. Für Steuerkommissar Semeta steht die Aufgabe damit fest: „Wir müssen einen Kompromiss finden.“

* Italiens Ministerpräsident Mario Monti, Frankreichs Staatspräsident Nicolas Sarkozy und Kanzlerin Angela Merkel am 30. Januar in Brüssel.

SERIE REICHE (IV) Extrem-Meldungen dominieren die Gerechtigkeitsdebatten im Land: Vergangene Woche wurde bekannt, dass VW-Chef Martin Winterkorn 2011 mehr als 16 Millionen Euro verdient hat. Zugleich sorgte eine Studie, wonach bereits jeder vierte Beschäftigte einen Niedriglohn erhält, für Empörung.



Wie erleben Deutschlands Wohlhabende die wachsende Kapitalismuskritik im Land? Wer sind „die da oben“ überhaupt? Nach den eher lauten und den eher unauffälligen Reichen (Stationen 1 bis 6) geht es nun um die Generation der Erben, um die Verantwortung riesiger Vermögen – und die Angst vor dem Absturz.

„Der Sinn meines Lebens“

Egal ob ererbt oder erarbeitet – Geld bedeutet oft auch eine Bürde.



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Unternehmerin Ostermann, Großgrundbesitzerin Thurn und Taxis mit Sohn Albert auf Familienschloss Emmeram in Regensburg: „Mein Herz schlägt

Station 7 Deutschland – die verschenkte Republik

Erben ist gar nicht so einfach:
Die einen müssen, können aber nicht.
Die anderen wollen, dürfen aber nicht.
Und die Dritten sollen, möchten aber nicht.
Eine 34-Jährige aus Hamm hat Glück.

Was deutschen Reichtum angeht, ist Marie-Christine Ostermann typisch und untypisch zugleich.

Typisch, weil sie Erbin ist. Unglaubliche Summen werden hierzulande vererbt. Allein seit dem Jahr 2000 wechselte Vermögen in Höhe von rund 2,5 Billionen Euro von der Wirtschaftswundergeneration zur nächsten. In keinem anderen Land Europas werden so viel Werte weitergereicht.

Untypisch ist Marie-Christine Ostermann, weil sie sich nichts Schöneres vorstellen kann, als die Firma ihres Vaters tatsächlich irgendwann zu übernehmen. Sie könnte sie ja auch verkaufen. Will sie aber nicht. Ihre Familienfirma Rullko im westfälischen Hamm ist ein Lebensmittelgroßhändler, der sich auf Krankenhäuser und Altenheime spezialisiert hat und mit rund 150 Beschäftigten 75 Millionen Euro jährlich umsetzt. Bis in die knarzigen Ledersessel des Vierziger-Jahre-Foyers hinein transpiriert Rullko urdeutschen Mittelstand. Man würde sich nicht wundern, wenn Ludwig Erhard gleich zigarreschmauchend um die Ecke böge.

Eigentlich ist es Marie-Christine Ostermann fast egal, ob sie Rasenmäher verkauft, Zahnbürsten oder eben eimerweise Kartoffelsalat. „Mein Herz schlägt für das

Unternehmertum“, sagt sie. Irgendwann will sie auch Familie, „aber die Firma, das klingt jetzt hochtrabend, ist so etwas wie der Sinn meines Lebens“. Zurzeit lebt sie in einer Drei-Zimmer-Mietwohnung, fährt einen Dreier-BMW und ist meist bis sieben oder acht Uhr abends im Büro, direkt neben dem ihres Vaters. Wer sich junge, blonde Unternehmertöchter anders vorstellt, lebt in einer Klischeewelt.

„Aus einem Land der hungrigen Gründer sind wir zu einem Land der reichen Erben geworden“, bilanziert Christian Rickens, Autor des Buches „Ganz oben“*. „Dieser Wandel führt dazu, dass die reichen Deutschen von heute vergleichsweise dezent auftreten. Der hemdsärmelige Neureiche, der mit Protzvilla und gekauftem Konsultitel seinen frisch erworbenen Wohlstand unter Beweis stellen muss, wird immer seltener.“

Mit Gunter Sachs starb vergangenes Jahr der ohnehin einzige Berufs-Playboy, den sich Nachkriegsdeutschland erlaubt hatte. Und selbst Sachs hat sein einstiges Erbe eher vermehrt als verbrannt.

Marie-Christine Ostermann wurde als Kind manchmal gehänselt für den Wohlstand ihrer Eltern. Aber das hat keine Narben hinterlassen. Ihr Erbe empfindet sie als „großes Glück“, was auch nicht jeder in ihrer Situation sagen würde.

Viele andere leiden darunter, den Ansprüchen der eigenen Eltern nicht gerecht zu werden. Andere haben Angst vor der Verantwortung für oft Tausende Jobs. Wieder andere werden einfach nicht ran gelassen, streiten sich mit den Altvorvorfahren um den richtigen Kurs der Firma oder sind entnervt von den ewigen Vorwürfen, in gemachte Betten geboren worden zu sein. Und dann gibt es noch jene, die schlicht keine Lust haben, sich ihr Leben mit Arbeit zu versauen.

„Große alte Industrievermögen kann man heute an einer Hand abzählen. Die wenigsten Familien schaffen es, ihr Geld über drei Generationen zu bewahren“, sagt der Vermögensverwalter Christian Freiherr von Bechtolsheim, der gern dabei hilft. Sein eigener Stammbaum reicht zwar bis zu den Fuggern, aber seine Adelsfamilie hat in zwei Weltkriegen und den unsicheren Zeiten dazwischen viel Geld verloren. „Darüber habe ich mich immer geärgert. Deshalb wollte ich es auch besser machen.“ Fünf Millionen Euro liquide Mittel sollte mitbringen, wer bei Bechtolsheim vorbeischaut. Das Gros seiner Kunden sind Erben, teils mit dreistelligen Millionenvermögen. Manche von denen sind schrecklich verunsichert, was die ungewisse Krisen-Zukunft bringen mag. Als Angstthemen ganz oben: eine neue Reichensteuer oder gar eine Währungsreform. Bech-



für das Unternehmertum“

* Christian Rickens: „Ganz oben: Wie Deutschlands Millionäre wirklich leben“. Kiepenheuer & Witsch; 224 Seiten; 18,95 Euro.



Erbe Sachs mit Ehefrau Brigitte Bardot 1968: Der einzige Berufs-Playboy, den sich Deutschland gönnte

Versandhaus-Chef Otto in

tolsheim fühlt sich da nicht nur als Berater seiner Kunden, sondern auch als Vertrauter, Seelsorger, manchmal womöglich gar als Dompteur. Es gibt viele Reiche, die zwar mit großer Zielstrebigkeit ein Unternehmen aufgebaut haben, aber nicht mit Geld umgehen können.

Was erben bedeuten kann, zeigt der Fall Wella. Neun Jahre ist es her, dass der traditionsreiche Darmstädter Kosmetikonzern an den US-Konkurrenten Procter & Gamble verkauft wurde. Fünf Familienstämme teilten sich 3,2 Milliarden Euro. Allein der in der Schweiz ansässige Familienzweig beherbergt jede Menge lustiger Vögel: Da wurde mal Popmusik gefördert, mal eine Mineralsammlung gepflegt oder eine Frachtfluglinie in die Pleite begleitet.

Die Darmstädter Wella-Stämme sind ähnlich bunt. Sylvia Ströher, mit rund 25 Prozent einst die größte Wella-Aktionärin, ist mit einem gelernten Krankenpfleger verheiratet und macht in Kunst. Gisa Sander war ein paar Jahre lang Teilhaberin bei Wolfgang Joops Mode-Label Wunderkind, was für beide Seiten in einem Fiasko endete. Ihre Wella-Miterbin Claudia Ebert hat sich derweil im Süden Sylts für 50 Millionen Euro den Traum eines

eigenen Luxushotels samt 18-Loch-Golfplatz in die Dünen betoniert. Ob sich „Bundersand“ irgendwann rentiert oder nicht, ist bei einem Vermögen von 400 Millionen Euro keine allzu drängende Frage.

Noch komplexer ist der Haniel-Clan. Haniel, das bedeutet Macht und Einfluss in Konzernen wie Metro und Celesio, aber auch über 600 übers ganze Land verstreute stimmberechtigte Familienmitglieder, die mit großer Ausdauer immer neue Generationen von Anteilseignern zeugen.

Da hat es Marie-Christine Ostermann einfacher, schon weil es in ihrer Familie weniger an wenige zu verteilen gibt. Ihre jüngere Schwester ist angehende Ärztin und lebt in Brüssel. Sie hat es auch mal mit einer Banklehre versucht, gab aber wieder auf. Marie-Christine blieb.

Nach Abitur, Lehrjahren bei der Commerzbank, Studium in St. Gallen und einem Trainee-Programm bei Aldi trat sie neben ihrem Vater in die Rullko-Geschäftsführung ein und verströmt dort nun eine ansteckende Euphorie – ganz egal, ob sie über ihre geplante neue Kühlagerhalle redet, die Konkurrenz mäch-

tiger Konzerne wie Rewe oder den Schuldenschnitt für Griechenland.

Ostermann ist seit 2009 auch Vorsitzende des Verbandes „Die Jungen Unternehmer“. Als solche ist sie gegen Euro-Bonds, höhere Erbschaftsteuern und die Wiedereinführung der Vermögensteuer. Mindestlöhne findet sie natürlich auch nicht gut.

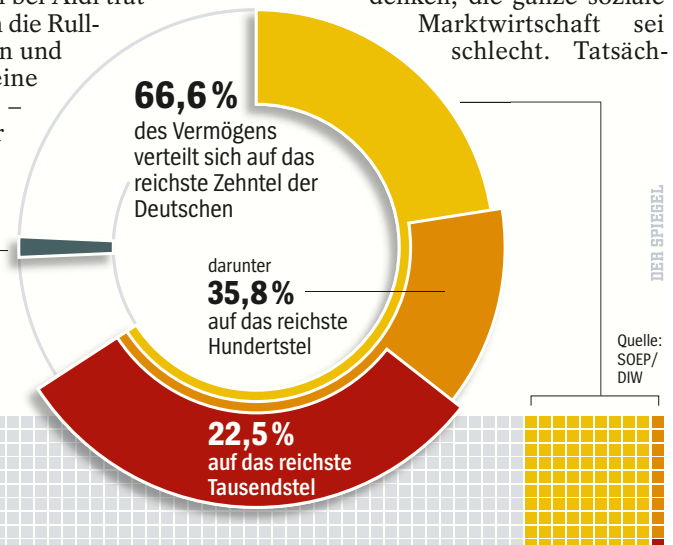
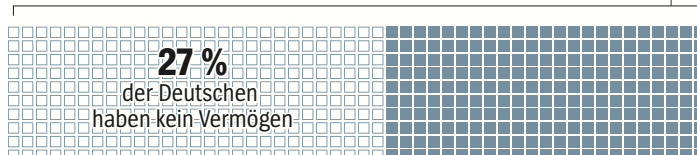
Am Schwarzen Brett der Firma in Hamm hängen Zeitungsartikel mit Interviews von ihr. Einen Betriebsrat gibt es bei Rullko nicht. Man könne mit ihr doch über alles reden, sagt Ostermann, die weiß, dass sich jenseits ihrer Backsteinmauern durchaus Unmut zusammenbraut. Auch wenn das Land von einem Exportrekord zum nächsten eilt, ist in den Jahren der Finanzkrise etwas kaputtgegangen.

Selbst Marie-Christine Ostermann macht sich Sorgen, „dass die Leute wegen einiger schwarzer Schafe anfangen zu denken, die ganze soziale Marktwirtschaft sei schlecht. Tatsäch-

Wer hat wie viel?

Verteilung des individuellen Nettovermögens, 2007

1,4 % des Vermögens
sind im Besitz der ärmeren
Hälfte der Bevölkerung





MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

seiner Firmenzentrale: „Von Menschen, die kein Geld haben, kann man mental viel lernen“

lich ist nicht die Marktwirtschaft das Problem, sondern dass Risiken angeblich systemrelevanter Unternehmen bei den Steuerzahlern abgeladen werden. Wo hingegen Arbeitsplätze geschaffen werden, geht es den Menschen ja gut“. Deshalb sei ihr am allerwichtigsten, „dass die Firma läuft“.

Sie ist jetzt 34. Bis 40 darf sie bei den Jungen Unternehmern mitagieren. Dann muss sie zum Verband „Die Familienunternehmer“ wechseln. Die Argumente sitzen schon.

Station 8 Wo die gewaltigsten Vermögen zu Hause sind

Hamburg, Melsungen, Hanau – je weiter man finanziell nach oben kommt, umso stiller wird das deutsche Geld: unauffällig, bescheiden, besorgt.

Auf der Reise durch die Welt des deutschen Reichtums sind jetzt die Gipfel in Sichtweite, dort, wo die Vermögen jedes Jahr ohne große Anstrengungen um dreistellige Millionensummen wachsen können. Wo Unternehmen Zehntausende Beschäftigte haben und die Millionen endgültig von Milliarden abgelöst werden. Wo Family Offices oder gleich die eigene Bank das Geld verwalten. Wo man anfängt, die Großgrundbesitzerin Gloria von Thurn und Taxis zu verstehen, wenn sie sagt: „Wer weiß, was er besitzt, ist nicht wirklich reich.“

Die Unternehmerfamilie Quandt konnte sich vergangene Woche allein aufgrund ihres BMW-Aktienpakets über eine Dividende von 650 Millionen Euro freuen. Aber wer kennt noch die Familie Kreke, die von Hagen aus das Milliardenreich

von Douglas kontrolliert (siehe Seite 73)? Es gibt viele solcher Clans in Deutschland. Die äußerst zurückhaltende Familie von Ludwig Georg Braun zum Beispiel beliefert die Welt aus dem hessischen Städtchen Melsungen heraus mit Medizintechnik. Jahresumsatz 2011: 4,6 Milliarden Euro. Die Hanauer Familie Heraeus dirigiert noch immer den gleichnamigen Konzern, der 22 Milliarden umsetzt mit Hightech-Produkten, die kaum jemand versteht.

Und die Otto Group kontrolliert heute 123 Unternehmen in 20 Ländern. Vom Versandgeschäft, dem weltgrößten hinter Amazon, über die amerikanische Einrichtungskette Crate and Barrel bis zu den sehr deutschen Studienratsspielzeugen, die Manufactum verkauft. Fast 50 000 Beschäftigte erwirtschaften einen Jahresumsatz von zuletzt 11,4 Milliarden Euro.

Irgendwo läuft in so einem riesigen Imperium immer etwas schief. Zuletzt erwischte es Ottos Postdienstleister Hermes, dem vorgeworfen wurde, seine Boten auszubeuten. Nun gibt es bei der Tochterfirma einen Ombudsmann, die Einhaltung eines Verhaltenskodex wird überwacht.

Aufsichtsratschef dieses gewaltigen Handelskonglomerats ist Michael Otto, dem solche Schlagzeilen sehr unangenehm sind. Er gilt als einer der Guten. Seit er von seinem Vater den Konzern übernahm, hat er nicht nur die Umsätze enorm ausgebaut, sondern auch das gesellschaftliche Engagement. Seit 1993 dirigiert er seine eigene Stiftung, die viele Millionen für nachhaltigen Handel, Umwelt- und Naturschutz überall auf der Welt ausgibt. Der Mann gilt dem „Forbes“-Magazin als drittreichster Deutscher. Ein Titan, ein Master of the Universe?

Dann kommt man in den konsequent langweiligen Hamburger Stadtteil Wandsbek in Ottos Waschbeton-Konzernzentrale. Ein Eckbüro öffnet sich, Hydrokulturen stehen herum. Der Mann mit der randlosen Brille hat keine Yacht und keinen Jet, selbst die Sicherheitsleute draußen sind auffälliger als ihr Chef.

Neulich hat die Sekretärin von Michael Otto online Klamotten bestellt für seine Tochter, die in Afrika Sozialprojekte betreut. Otto bekommt 15 Prozent Mitarbeiterabbat. Wie jeder andere auch.

Er hat von Leuten gehört, die sich aus lauter Angst, mit ihrem Geld zu sehr aufzufallen, drei Autos von gleichem Typ und gleicher Farbe gekauft haben. So demonstrativ stellt Otto seine Bescheidenheit zwar nicht aus. Aber das Wildeste, was in den vergangenen Jahren in seinem Konzern passiert sein dürfte, war seine Abschiedsparty, als Otto an die Spitze des Aufsichtsrats wechselte. Damals traten Otto Waalkes und Melanie C. auf. „Es gibt sicherlich Leute, die denken, jemand wie ich nimmt morgens wie Dagobert Duck ein Geldbad in seinem Speicher. Dass das Geld weitgehend ja im Unternehmen gebunden ist, sehen viele nicht.“

Michael Otto zweifelt weder an der Marktwirtschaft noch an der Idee steten Wachstums. Deren segensreiche Wirkungen erlebt er überall auf der Welt: „Vietnam zum Beispiel war vor 15 Jahren noch von Fahrrädern bevölkert. Heute sind es Mopeds. In zehn Jahren sind es wahrscheinlich Autos. Da merkt die Bevölkerung: Es geht voran. In Schwellenländern geht dank der Globalisierung die gesamte Entwicklung nach oben.“

In Afrika ist er oft überrascht, wie fröhlich die Menschen dort sind, trotz Armut, Elend, Hunger und Bürgerkriegen. „Von Menschen, die kein Geld haben, kann man mental viel lernen“, sagt er. Wenn er dann nach Hause zurückkehrt, in die Welt seiner Hermes-Boten, überfällt ihn schnell wieder deutsche Düsternis.

Er will jetzt etwas Nettes sagen über diese Nörgeligkeit: „Vielleicht hat gerade die uns global so vorangebracht. Weil wir nie zufrieden sind. Weil wir immer noch etwas verbessern wollen.“

Es gäbe seiner Meinung nach auch zurzeit viel zu verbessern: an den teilweise extrem hohen Gehältern von Managern, am Renditedruck, der schon wieder zu diesen absurden Casino-Finanzprodukten führe, an der Politik, die es versäumt habe, die Finanzkrise für neue Regulierungsgesetze zu nutzen.

95 Prozent der Wirtschaft würden verantwortungsvoll handeln, sagt Michael Otto. „Aber so entsteht bei den Leuten ein Bild des Abzockertums, das ich sogar verstehe. Das Gefährliche ist diese Unzufriedenheit. Dieses Gefühl, dass die Mehrheit nicht mehr teilhat an der Entwicklung. Wenn dieses Gefühl der Ohnmacht



AP / DDP IMAGES

Luxusboutique im chinesischen Chongqing: Ein 200-Milliarden-Dollar-Geschäft, das weiter wächst

die Mehrheit erobert ... also ...“ Otto schluckt. „Dann wird es schwer für ein Land.“

Hier oben, auf einem der spektakulär-unspektakulären Gipfel deutschen Wohlstands, sind die Klischees über Reiche weit weg, auch wenn deshalb niemand anfangen muss, Mitleid mit der finanziellen Elite der Republik zu bekommen. Es geht ihr besser denn je. Dank Globalisierung und Digitalisierung, dank Aktienboom, guter Produkte, Erfindungsreichtum und billigem Geld floriert die Exportnation.

Im Schnitt besitzt jeder Deutsche 57 000 Euro. Die Bundesbürger verfügen über knapp zehn Billionen Euro Vermögen in Geld und Immobilien, hat der Bankenverband jüngst errechnet. Europas Schulden ließen sich damit auf einen Schlag komplett bezahlen, auch wenn das nur eine theoretische Größe ist.

Reichtum lässt sich ja auch als Indikator begreifen für funktionierenden Wettbewerb, kraftvolles Unternehmertum oder ein innovationsfreundliches Klima. Trotzdem wird dem Geld hierzulande oft misstraut. Zumindest dem Geld der anderen, der Reichen. Aus Neid?

Niemand neidete dem früheren Porsche-Chef Wendelin Wiedeking sein zweistelliges Millioneneinkommen, nachdem er den Sportwagenbauer vor dem Ruin gerettet hatte – bis den Manager der Größenwahn packte, VW übernehmen zu wollen. Niemand hatte sich über die Ländereien und Besitztümer der Familie von Karl-Theodor zu Guttenberg geärgert, bis er des lächerlichen Betrugs in seiner Dissertation überführt wurde.

Niemand missgönnt einem Spitzenverdiener im deutschen Profi-Fußball wie

Bastian Schweinsteiger seine geschätzten zehn Millionen Euro pro Jahr – solange er tolle Pässe spielt und Tore schießt. Und als vergangene Woche publik wurde, dass VW-Chef Martin Winterkorn im vergangenen Jahr die Rekordsumme von 16,6 Millionen Euro verdiente, war der Betriebsratsvorsitzende Bernd Osterloh einer der Ersten, die seinen Konzernchef dafür verteidigten.

Neid ist keine deutsche Erfindung. Und es geht im Ernst auch gar nicht um Verteilungs-, sondern um Chancengerechtigkeit. Ein Kind, das heute in einem Hochhaus von Hamburgs Trostlos-Viertel Osdonfer Born aufwachsen muss, sollte dieselben Chancen bekommen wie eines, das im direkt benachbarten Edel-Viertel Nienstedten groß wird mit Klavierunterricht, Privatschule und Opern-Abo der Eltern.

2584
Mrd. € insgesamt

ohne die reichsten
zwei Prozent:
1804 Mrd. €

davon werden
1211 Mrd. €
an nachfolgende
Generationen
vererbt

Wandernder Reichtum

Geschätztes Erbschaftsvolumen
im Zeitraum
2011 bis 2020

Quelle: DIA

davon:
575 Mrd. €
Immobilien-
vermögen

515 Mrd. €
Geldvermögen

121 Mrd. €
Sach-
vermögen

Aber wer ist dafür wirklich verantwortlich – die Reichen oder die Politik?

Dass die Vermögenden in Deutschland noch immer so relativ ungestört und nicht wirklich bedroht leben können im Vergleich zu anderen Teilen der Welt, verdanken sie paradoxerweise dem allgegenwärtigen Misstrauen. Denn das ist durchaus auch ein scharfes Korrektiv für allzu viel Größenwahn und Protzerei, was wiederum dafür sorgt, dass sich die Kluft zu „denen da unten“ bisher längst nicht so weit geöffnet hat wie etwa in den USA oder Russland. Noch nicht.

Die Reichen made in Germany sind in ihrer Mehrheit keine „Geissens“ und keine Middelhoffs oder Zumwinkels. Natürlich gibt es unter ihnen Kriminelle und Zocker und knorzige Unternehmer, die noch immer erwarten, dass ein Landrat oder Finanzminister alle Augen zu drückt bei einer Baugenehmigung oder einem Steuerbescheid. Die neuen Reichen sind aber vor allem ängstlich in vielerlei Hinsicht.

Sie sind vorsichtig, politisch ziemlich korrekt, selbstkritisch, nachdenklich. Sie sehen die Probleme einer auseinanderdriftenden Gesellschaft durchaus, die am Ende dazu führen können, dass sich beide Extreme aus dem öffentlichen Leben verabschieden: die Ärmsten wie die Reichen.

Die unten klinken sich einfach aus, die oben schotten sich ab – wie die Oberwellands.

Wer?

Der Unternehmerfamilie Oberwelland gehört das milliarden schwere Süßwarenimperium Storck, das die Schoko-Riesen ebenso produziert wie Dickmann's, Tof-

„Große Einsamkeit“

Zwei Branchen bedienen den Reichtum: Die eine liefert die Spielzeuge, die andere verspricht deren Schutz.

Rund um Reichtum gibt es zwei Arten von Service-Industrie. Die eine liefert den Luxus; sie bestückt weltweit die Boutiquen und liefert Spielzeuge jeder Preislage: Die Birkin Bag von Hermès in Kalbsleder, das ein halbes Jahr in Erdlöchern und mit Baumrinde gegerbt wurde, kostet zwar nur einen fünfstelligen Betrag, aber man muss doch mitunter ähnlich lang drauf warten wie auf eine Lürsen-Yacht. Das Reetdachdomizil auf Sylt gibt es schneller, ebenso die Strandvilla in Palm Beach oder den 300-SL-Flügelträger für die Mille Miglia.

Das Geschäft mit Luxusaccessoires ist eine rund 200-Milliarden-Dollar-Branche geworden und wächst weiter. Die andere, quasi die Schattenindustrie, operiert dagegen mit der Angst, diesen Luxus wieder zu verlieren. Sie lindert die Paranoia und provoziert sie zugleich, denn die Angst sitzt tief, und sie ist der Arbeitsplatz von Juristen, PR-Beratern, Ex-Polizisten, Vermögensverwaltern und Leuten wie Johanna Rothmann.

Bei der diskreten Firma Adato am Stadtrand von Hannover berät die 26-Jährige schwerreiche Mittelständler in der Erstellung von Bedrohungsanalysen. Anders als die Ackermanns oder Merckels sind Unternehmer, Erben und deren Familien meist auf sich gestellt, wenn es um Sicherheit geht.

„Wir begleiten unsere Kunden wie eine Art Supernanny“, sagt Johanna Rothmann, die überall Gefahren sieht. Es kann eine linke Gruppierung sein oder eine osteuropäische Bande. Es kann um Erpressung gehen, Entführung oder einfach nur um das Finanzamt oder ein gebrochenes Herz. Das alles macht Wohlhabenden Angst.

Adato erstellt seinen Kunden auf Wunsch Psychoprofile jeder Zugehfrau und empfiehlt, Personal auch mal präventiv auszutauschen. Gefühle stören nur. Wenn wirklich was passiert, müsse gerade das reiche Opfer durchaus damit rechnen, von der Polizei schlechter behandelt zu werden, sagt Rothmann. Spektakuläre Attacken seien nicht so sehr das Problem wie erschlichenes Vertrauen: „Kriminelle versuchen sich zum Teil über Jahre an Unternehmer heranzumachen. Sie infiltrieren das Umfeld und gaukeln Zuneigung vor“, sagt Supernanny Rothmann.

Obwohl sie den Namen nicht erwähnt, hat man bei ihren Analysen doch schnell das Gesicht von Susanne Klatten vor Augen, BMW-Großaktionärin, Spross der mächtigen Quandt-Familie, scheue Milliardärin – und vor vier Jahren Opfer eines Erpressers. Zwischen „Energy Cuisine“ und Beauty-Zentrum war sie im exklusiven Lanserhof bei Innsbruck dem Schweizer Gigolo Helg Sgarbi verfallen, der für die anschließende Erpressung noch immer eine sechsjährige Haftstrafe verbüßt.

Was Klaus Zumwinkel für die Steuertrickser unter Deutschlands Reichen wurde, ist die Milliardärin für alle Frauen mit mehr oder weniger ausgeprägten Vermögen geworden – eine Warnung unter dem Motto: Trau niemandem!

„Vor allem Reiche, die schon in wohl situierte Familien hineingeboren worden sind, können

wirklich sehr weltfremd sein“, sagt Johanna Rothmann tadelnd. Vielen fehle der Austausch mit anderen Menschen, weil sie aus Sicherheitsgründen sehr zurückgezogen leben. Man muss das jetzt vielleicht nicht verstehen, denn Frau Rothmann sieht ihre Aufgabe ja gerade darin, Misstrauen zu kultivieren und im Zweifel jeden Fitnesstrainer zu scannen. Aber Reiche wünschen sich offenbar nichts sehnlicher als solche Berechenbarkeit.

„Der Zufall ist das Letzte, was unsere Kunden mögen“, sagt Marion Aliabadi, die in Münchens Briener Straße seit zehn Jahren ein Büro für Luxusreisen betreibt. Wenn es sein muss, wird auch das Lieblingsfutter des Hundes ans Urlaubsziel geflogen. Alles bei Frau Aliabadi ist individuell organisiert. „Unsere Kunden haben allesamt keine Zeit“, sagt sie. Also webt ihnen die Expertin eine Art mobilen Kokon.

„Es herrscht da eine große Einsamkeit“, sagt Karin Berger, die ihren echten Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, weil sie bei einem großen Reiseunternehmen für die Superkunden zuständig ist. Frau Berger meint Leute, die für einen zweiwöchigen Urlaub 100 000 Euro und mehr ausgeben können. „Wer auf seine Ferien spart, ist ja nicht reich“, sagt sie. Ihre Klientel habe geradezu einen „Anspruch darauf, kompliziert zu sein“.

Auch Karin Berger macht alles möglich. „Es gibt in dieser Schicht ein großes Weltinteresse“, sagt sie, „aber es gibt auch eine große Isolierung. Die wollen eigentlich niemanden kennenlernen.“

Frau Berger nutzt ein großes Wort für das, was ihr mitunter entgegenschlägt: „Trauer“, sagt sie. Es klingt nach Melancholie angesichts einer Leere, die Geld nicht füllen kann.



Security-Expertin Rothmann
„Wie eine Art Supernanny“

CHRISTIAN BURKERT / DER SPIEGEL

fifteen, Nimm 2, Merci, Knoppers und vieles andere, was wunderbar in den Zähnen klebt. Der Konzern ist in aller Munde, dennoch gibt Firmenchef Alexander Oberwelling ähnlich wie Aldi-Gründer Karl Albrecht nie Interviews und lässt seine riesigen Fabriken in Ostwestfalen wie Raketenbasen sichern.

Es gibt noch zu viele Oberwelling in der Bundesrepublik. Aber man sollte diese Reichen weniger beschimpfen als beteiligen, zum Mitmachen animieren. Man sollte ihnen erklären, welche wichtige Be-

deutung sie haben. Auch welche Verantwortung. Und welche Vorbildfunktion.

Geld an sich ist etwas Blasses. Es sagt nichts, aber es kann vieles. Wer Reichtum generell unmöglich machen will, beraubt sich zugleich der Möglichkeit, ihn gerecht zu verteilen. Und eine Kapitalismuskritik, die sich auf Finanzforderungen beschränkt, macht letztlich den gleichen Fehler wie jene ominösen Märkte, gegen die sie sich so gern richtet: Sie reduziert alles aufs Geld. Und was, wenn das mal weg ist?

Station 9 Die Ex-Reichen

Ehingen, Blaubeuren, Fürth: Mit dem Geld verschwinden oft auch etliche Maskeraden. Es offenbaren sich menschliche Abgründe. Aber wer verzichtet schon freiwillig?

Es gibt zwei Wege, Millionär zu werden: Man kann fleißig sein, Glück haben, erben, tricksen. Das ist die eine Möglichkeit. Die andere: Man war vorher Milliardär.

So wie Meike Schlecker, obwohl das mit dem Milliardär auch nur so ein albernes Etikett ist bei all diesen Rankings, die mal



MARC BECKMANN / AGENTUR FOCUS

Ehemaliger Millionär Rabeder in Tirol: „Wir haben uns zu Tode konsumiert“

klüger, mal schlichter aufzurechnen versuchen, was neben Barreserven an Unternehmenswerten vorhanden ist. Schlecker, das bedeutete bis vor kurzem: Deutschlands größte Drogeriekette, rund 7000 Filialen und ein Gründer, der es vom gelernten Metzger mit Faible für komische Versace-Hemden und rüde Ausbeutermethoden bis zum Feindbild der Bundesregierung schaffte. Nun hat Anton Schlecker Insolvenz anmelden müssen.

So kam seine 38-jährige Tochter am Stammsitz im schwäbischen Ehingen mit wächsernem Gesicht zur ersten Pressekonferenz ihres Lebens. Die Familie hatte sie vorgeschickt. Und als mal wieder jemand fragte, wie das denn mit dem privaten Vermögen sei, drohte sie endgültig die Fassung zu verlieren: „Sie haben das nicht verstanden: Es ist nichts mehr da.“

Das Interesse an ihr war nicht einmal 1987 so gewaltig, nachdem sie und ihr Bruder sich aus der Gewalt eines Entführertrios befreien konnten. Damals war Meike Schlecker 14 Jahre alt. Die Entführer hatten zunächst 18 Millionen Mark gefordert, ließen sich dann aber von ihrem Vater auf 9,6 Millionen herunterhandeln. Das war die Summe, über die Schlecker Senior für solche Fälle versichert war.

Es ist leicht vorstellbar, welche Bürde diese junge Frau ihr Leben lang trug. Und manchmal reißen Insolvenzen komplette Dynastien auseinander oder zumindest einen Schleier von gut verborgenen Familiengeheimnissen wie im Fall von Adolf Merckle, der sich im Januar 2009 in der Nähe seines Hauses in Blaubeuren abends bei Schnee und Eis von einem Zug überrollen ließ. Leben, Wertesystem und Fa-

milie des schwäbischen Milliardärs offenbarten sich danach als ähnliche Ruinenlandschaft wie sein Konzern-Konglomerat aus Ratiopharm, HeidelbergCement, Kässbohrer und anderen Beteiligungen.

Die Quelle-Erbin Madeleine Schickedanz war mal eine der reichsten und unnahbarsten Frauen der Republik. Einige falsche Männer später sind von ihren Milliarden nur noch ein paar Millionen übrig samt einem menschlichen Drama, gegen das die „Buddenbrooks“ wie ein Waldorfschulen-Sommerfest wirken.

In der Ära von Finanzkapitalismus, Globalisierung und Internet ist das Geld sehr schnell geworden. Manchmal ist es sehr schnell da, manchmal erstaunlich schnell wieder weg, auch wenn der Vermögensforscher Wolfgang Lauterbach glaubt, dass es Grenzen gibt, jenseits deren man kaum mehr ins totale Nichts stürzen kann: „Ab 300 Millionen Euro ist man auf der ganz sicheren Seite“, sagt der Soziologe von der Universität Potsdam. „Vermögen dieser Größenordnung lassen sich nicht mehr vernichten.“

Einen Weg gibt es. Und er garantiert totale Zerstörung: Man verschenkt sein Geld. Wie Karl Rabeder.

Er saß im Flugzeug, neben seiner Frau – und es ging ihm miserabel. Drei Wochen Luxusurlaub auf Hawaii, und der Unternehmer aus Österreich fühlte „nichts als Unbehagen. Wir waren satt gemacht“, sagt Rabeder, „aber nicht mit den Dingen, die ich wollte. Wir haben uns zu Tode konsumiert“. Das war im Jahr 1998. Damals war Rabeder noch reich, weil er mit dem Verkauf von Wohnaccessoires viel Geld gemacht hatte. „Glücklich war ich trotzdem nicht.“

Heute geht es ihm besser. Der 49-Jährige lebt von rund tausend Euro im Monat und sagt, dass er sich endlich frei fühle. Von seiner Frau lebt er mittlerweile getrennt, seine sechs Segelflugzeuge und sein Feriendomizil in Südfrankreich hat er verkauft, seine Villa in Tirol verlost. Mit dem Erlös hat Rabeder die gemeinnützige Organisation MyMicroCredit gegründet, die Menschen in der Dritten Welt dabei hilft, sich eine Existenz aufzubauen.

Rabeder ist in eine Almhütte umgezogen, die ihn 250 Euro Miete im Monat kostet. Er ist wieder viel unterwegs. Für Projekte in Afrika, aber auch in Deutschland, Österreich und in der Schweiz, wo ihn Menschen auf Sinnsuche für Seminare buchen können. Außerdem hat er ein Buch geschrieben mit dem Titel „Wer nichts hat, kann alles geben. Wie ich meine Reichtümer gegen den Sinn des Lebens eintauschte“.

Seit er das Geld nicht mehr will, verfolgt es ihn erst recht.

Aber man darf ihm auch einfach mal glauben, dass es äußerst befreiend sein kann, nicht ständig danach zu handeln, „was die Gesellschaft von einem verlangt“: Geld haben, Geld vermehren, Geld ausgeben.

„Freiheit ist mir wichtig“, sagt er, „aber noch wichtiger ist mir Liebe. Liebe zu Menschen, zum Leben, zum Planeten.“ Nun endlich könne er wahre Freude empfinden. „Durch Ruhe, innere Gelassenheit und mein inneres Lächeln.“

MARKUS DETTMER, KATRIN ELGER,
MARTIN U. MÜLLER, THOMAS TUMA

ENDE



„Wer seinen Beruf zur Lebensaufgabe macht, verdient die gleiche Leidenschaft von seinem Finanzberater.“

Dr. h.c. Manfred Lautenschläger, MLP-Gründer

Wer das Leben von Akademikern kennt, kann sie besser beraten. Deshalb hat Manfred Lautenschläger vor mehr als 40 Jahren MLP gegründet. Die Finanzberatung von Akademikern für Akademiker. Mit Beratung auf Augenhöhe. Ein echter Partner bei der persönlichen Finanzplanung. www.mlp.de



Finanzberatung, so individuell wie Sie.

Vorsorge

Vermögen

Gesundheit

Versicherung

Finanzierung

Banking



KANADA

Harpers automatische Helfer

„Zutiefst geehrt“ fühlte sich Ministerpräsident Stephen Harper bei der vorgezogenen Neuwahl vor knapp einem Jahr. Da hatten ihm die Wähler zum ersten Mal seit seinem Amtsantritt 2006 eine absolute Mehrheit der Mandate beschert. Doch nun ist der konservative Regierungschef in eine Affäre um Wahlmanipulationen verstrickt, die seinen Sieg womöglich begünstigt haben. In Ottawa wird der Fall bereits mit dem Watergate-Skandal verglichen, über den US-Präsident Richard Nixon stürzte. Es geht um sogenannte Robocalls, automatische Anrufe bei Wahlberechtigten, die Harpers Helfer für ihre Zwecke genutzt haben sollen. Kanadische Medien und die Opposition werfen den Unterstützern des Amtsinhabers vor, in bis zu 40 Wahlkreisen vor allem ältere Wähler durch falsche oder missverständliche Nachrichten am Telefon verwirrt und vom Gang an die Urne abgehalten zu haben. Auch sollen oppositionelle Parteianhänger durch Fehlinformationen über ihre Wahllokale irritiert worden sein. Harper-Helfer räumen zwar ein, Bürger mit Robocalls behelligt zu haben, doch niemals hätten sie gezielt mit Falschmeldungen operiert. Harper weist jede Beteiligung an Manipulationsversuchen zurück. Trotzdem wurde bereits in 27 Städten zu Protesten gegen Harper aufgerufen, laut Meinungsumfragen fordern 75 Prozent der Kanadier eine umfassende Untersuchung.



TODD KOROL / REUTERS

Harper

ZAHLE DER WOCHE

6060 Jahre

Gefängnis lautet das Urteil für Pedro Pimentel Ríos, 54, Ex-Kommandeur und ehemaliger Ausbilder einer Eliteeinheit in Guatemala. Der Offizier war im Bürgerkrieg 1982 an einem Massaker im Norden des Landes mit mindestens 201 Toten beteiligt.

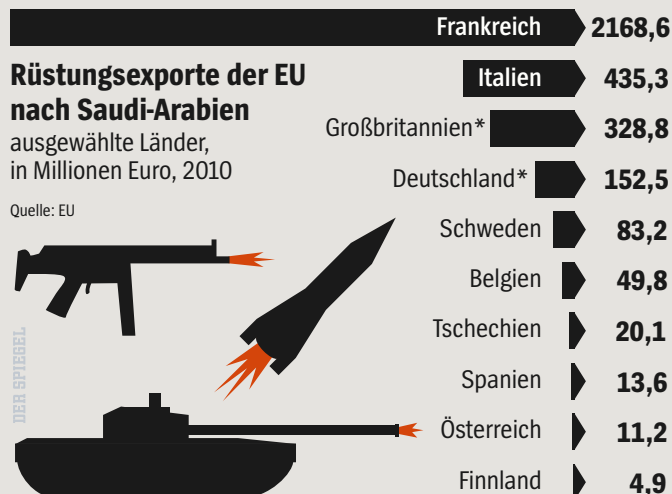


RÜSTUNG

Eifrige Lieferanten

Als „Meilenstein“ hatten die Europäer vor gut drei Jahren jene neuen Regeln gepriesen, mit deren Hilfe sie künftig die Ausfuhr von Militärgütern und Waffentechnologien kontrollieren wollten. Demnach sollen Exportgenehmigungen etwa verweigert werden, wenn Waffen

„zur internen Repression benutzt werden könnten“, die „Wahrscheinlichkeit eines bewaffneten Konfliktes“ drohe oder die regionale Stabilität beeinträchtigt werde. Für Saudi-Arabien gelten diese Grundsätze offenbar nicht: Die EU ist der größte Waffenlieferant für die



Gesamt
3,3 Mrd. €



* keine vollständigen Angaben



Saudi-arabische Truppen in Bahrain

BALKIS PRESS / ABAKA

saudischen Scheichs, das geht aus einer Aufstellung der Brüsseler Kommission hervor. So lieferten EU-Mitgliedsländer im Jahr 2010 für mindestens 3,3 Milliarden Euro Militärgerät und Lizenzen nach Riad. Schweden hilft den Saudis beim Aufbau einer Raketenfabrik und verkaufte ihnen 2011 Rüstungstechnik für umgerechnet mehr als 330 Millionen Euro. Aus Finnland kam zuletzt die Exportgenehmigung für 36 Granatwerfer, Deutschland stellt 270 Panzer vom Typ „Leopard 2“ bereit, Großbritannien Kampfjets. Dass die Saudis mit ihren Panzern halfen, den arabischen Frühling im Nachbarland Bahrain niederzuschlagen und mit Iran „in einen Kalten Krieg verstrickt sind“, wie Sicherheitsexperten der Region sagen, interessierte die EU-Länder dabei nicht. Über die Deals wird in Stockholm, Helsinki und Berlin allerdings gestritten. Rolf Lindahl von der schwedischen Friedensbewegung nennt das Abkommen des staatlichen Verteidigungsforschungsinstituts FOI über die Raketenschmiede in der saudi-arabischen Wüste „furchtbar“: „Wir legitimieren damit eines der brutalsten Regime der Welt.“

FRANKREICH

Junge wählen rechts

Marine Le Pen, Kandidatin des rechten Front national, ist nach einer neuen Umfrage bei den Erstwählern derzeit zweitstärkste Kraft. Beim ersten Durchgang der Präsidentschaftswahlen am 22. April könnte sie nach Angaben des Ifop-Instituts 23 Prozent der 18- bis 22-Jährigen für sich gewinnen, nur der Sozialist François Hollande schneidet mit 31 Prozent besser ab. Amtsinhaber Nicolas Sarkozy schafft es mit 21 Prozent lediglich auf Platz drei. Das Ergebnis belege die große Unzufriedenheit mit dem amtierenden Präsidenten und sei als Protest der Jungen gegen das bestehende System zu verstehen, sagt der Verband für Kinder- und Jugendräte, der die Umfrage in Auftrag gab. Le Pen, 43, erklärte unterdessen in einem Interview, sie wolle für die Stichwahl zwischen den beiden stärksten Kandidaten im Mai keine



Le Pen

ZACHARIE SCHEURER / AP

Empfehlung abgeben. Sie werde im Wahlkampf wie eine Dissidentin behandelt, sagt die Rechte, aber „wie soll eine Regimekritikerin dazu aufrufen können, für einen der beiden Vertreter des Systems zu stimmen?“

SOMALIA

Kohle für den Frieden

Um die islamistische Guerillagruppe al-Schabab zu schwächen, hat die Uno in ihrer Resolution 2036 jetzt den Export von somalischer Holzkohle geächtet. Die Kohle ist nach Erkenntnissen der Weltorganisation „eine der Haupteinkommensquellen“ der Glaubenskrieger, deren Milizen die wichtigen Ausfuhrehäfen im Süden des Bürgerkriegslandes kontrollieren. Wichtigste Abnehmer der Holzkohle sind die Golfstaaten und der Jemen. In Dubai und Abu Dhabi werden die Wasser-

pfeifen, die „Schischas“, größtenteils mit somalischer Holzkohle befeuert. Trotz früherer Appelle haben etwa die Emirate ihre Importe bislang nicht verringert. Die Einnahmen der Schabab durch Hafen- und Zollgebühren beim Holzkohlehandel werden auf etwa 15 Millionen Dollar jährlich geschätzt. Die Radikalen rekrutieren auch Kinder und Jugendliche als Milizionäre und praktizieren eine verschärfte Scharia-Rechtsprechung in den von ihnen beherrschten Landesteilen. Das Abholzen von Bäumen für die Kohleproduktion ist laut Uno ein Grund für die Not in Somalia: Infolge der Trockenheit starben voriges Jahr mehr als 30 000 Kleinkinder.



Restaurantgäste mit Wasserpfeife in Dubai

FIONLINE



Neptuno-Straße im Zentrum der kubanischen Hauptstadt: Laboratorium für wirtschaftliche Experimente

SVEN CREUTZMANN

KUBA

Gründerzeit in Havanna

Präsident Raúl Castro hat Reformen eingeleitet, die mit den Idealen der Revolution brechen – der Kapitalismus hält leise Einzug. Die katholische Kirche will die Öffnung des Landes beschleunigen, nächste Woche kommt Papst Benedikt zu Besuch.

Der Audi des Juan Pérez ist ein blauer Zweisitzer mit einer Sitzbank aus Kunstleder. Auf Airbag und Sicherheitsgurt muss der Passagier verzichten. Nur die vier Ringe an der Lenkstange erinnern an das Logo der Automarke.

„Gefällt dir mein Audi?“, fragt Pérez und stemmt sich in die Pedale seiner Fahrradrickscha. Er träumt von einem A4 mit Klimaanlage und Leichtmetallfelgen.

Seit einem Jahr arbeitet Pérez auf eigene Rechnung, die Regierung hat ihn als Kleinunternehmer zugelassen. Umgerechnet 300 Euro verdiene er, nur müsse er „jetzt Steuern zahlen, das ist das einzige Problem“. Sein Standplatz befindet sich am Beginn der Calle Neptuno in Havanna. Rikschas, Mopeds, vorrevolutionäre Oldtimer-Taxen und staatliche Ladas kämpfen

hupend um jeden Zentimeter Asphalt, Benzinschwaden stehen in der Luft.

Die „Neptuno“ beginnt am Prado-Boulevard im Herzen der Hauptstadt, sie führt bis zur Universität in Vedado, dem früheren Viertel der Mittelschicht. Kleine Geschäfte, Handwerksbetriebe, Restaurants und Cafeterias säumen den Weg.

Aber die Neptuno ist keine gewöhnliche Straße, sie ist ein Laboratorium für jene Experimente, die Präsident Raúl Castro den elf Millionen Kubanern verordnet hat. Nicht zuletzt in dieser Gegend wird sich erweisen, ob sein ehrgeiziges Projekt gelingt: Raúl will Staatswirtschaft und marktwirtschaftliche Reformen kombinieren, um Kuba in ein karibisches Vietnam zu verwandeln.

Eine politische Öffnung schließt Castro nach wie vor aus: Die Zulassung opposi-

tioneller Gruppierungen käme „der Legalisierung der Parteien des Imperialismus“ gleich, warnte er auf dem Kongress der Kommunistischen Partei Ende Januar.

Vergebens hoffen die Kubaner bislang auf Reisefreiheit, die Migrationsgesetze hat das Regime nicht angetastet. Revolutionärveteranen der ersten Stunde haben noch immer das Sagen, das Durchschnittsalter im Politbüro liegt bei über 70 Jahren. Und Regimegegner werden nach wie vor unterdrückt.

Auf wirtschaftlichem Gebiet jedoch ist plötzlich möglich, was früher undenkbar war. Weil er seine Ausgaben kürzen muss, hat der Staat gerade 500 000 Angestellte entlassen. Sie dürfen nun Läden und Handwerksbetriebe eröffnen, Wohnungen, Autos und selbstgezeugenes Gemüse verkaufen oder auf eigene Rechnung Rik-

scha fahren, so wie Pérez. Die Anzahl der Mini-Betriebe hat sich innerhalb eines Jahres auf rund 350 000 verdoppelt. Von mittelständischen Unternehmen oder gar Konzernen in privater Hand kann allerdings noch keine Rede sein.

Immerhin: Wenn Papst Benedikt nächste Woche für drei Tage auf die Insel kommt, werde er ein „anderes Kuba“ erleben, befand der „Nuevo Herald“ in Miami, ein Blatt, das kaum Sympathien für Kuba hegt. Raúl Castro habe „die größte Ausweitung privater wirtschaftlicher Aktivitäten zugelassen, die es je unter dem kommunistischen Regime gab“.

Der Besuch des Pontifex dient nicht nur der Seelsorge für die rund fünf Millionen kubanischen Katholiken, er hat auch eine politische Dimension. Kubas katholische Kirche pflegt seit dem ersten Papstbesuch vor 14 Jahren deutlich bessere Beziehungen zur Regierung. Der damalige Gast, Johannes Paul II., und Revolutionsführer Fidel Castro verstanden sich auf Anhieb.

Nach seiner Erkrankung 2006 zog sich Fidel von allen politischen Ämtern zurück. Bruder Raúl, der nun die Regierung lenkt, ließ den Draht zum Vatikan nicht abreißen. Die Kirche hat die Entlassung politischer Häftlinge vermittelt, beide Seiten, Dissidenten wie Regierung, schätzen sie als Gesprächspartner.

Auch Raúls Reformkurs wird vom Klerus unterstützt: „Der Prozess ist unumkehrbar“, versicherte Havannas Kardinal Jaime Ortega und forderte die Regierung auf, die Öffnung zu beschleunigen.

Kuba ist noch immer von der eigenen Misswirtschaft und vom Wirtschaftsembargo der USA gezeichnet. Doch das Land hängt längst nicht mehr vom großen Nachbarn im Norden ab. Aus Venezuela kommt verbilligtes Öl, Brasilien unterstützt mit 480 Millionen Euro den Ausbau des Hafens von Mariel in der Nähe von Havanna, dort soll eine Sonderwirtschaftszone nach chinesischem Vorbild entstehen.

Womöglich wird sich die sozialistische Regierung mit ausländischer Hilfe auch bald eine neue Einkommensquelle erschließen: Kuba sucht vor seiner Küste nach Öl. Amerikanische Experten sind darüber

derart besorgt, dass ein US-Team die chinesische Bohrinself, die Kuba einsetzt, eingehend auf ihre Sicherheit überprüfte – wegen des Embargos dürfen Amerikaner keine eigenen Anlagen an die Kubaner liefern.

Bislang profitieren vor allem Europäer, Lateinamerikaner, Kanadier und Chinesen vom Kuba-Boom: „Die Kubaner zahlen pünktlich, bar und in Devisen“, sagt ein deutscher Geschäftsmann, der seit Jahren in Havanna lebt.

„Ganancia“, das spanische Wort für Gewinn, ist nun kein Schimpfwort mehr, in Havanna herrscht Gründungsfieber. Überall eröffnen private Restaurants, früh am Morgen kaufen deren Besitzer Fleisch und Gemüse auf den Bauernmärkten.

Rikschafahrer Pérez transportiert Hausfrauen, Geschäftsleute, Touristen und Staatsangestellte. Für fünf Euro fährt er alle 24 Straßenblocks der Neptuno ab. Pesos Cubanos, die offizielle Währung, akzeptiert er nicht: „Wer in Kuba Geschäfte machen will, muss CUC verdienen.“

CUC heißt die konvertible Insel-Währung. Früher war das Hartgeld den Touristen vorbehalten, seine Freigabe der erste Schritt Richtung Marktwirtschaft. Wer CUC hat, kann alles kaufen: Shampoo aus Brasilien, Rindersteaks aus Argentinien oder Coca-Cola aus Mexiko.

Viele Kubaner besitzen Devisen: Verwandte schicken ihnen Dollar aus Miami oder Euro aus Spanien, die sie dann in den Wechselstuben in CUC tauschen. Auch die Korruption, von Raúl Castro zum Staatsfeind Nummer eins erklärt, bleibt eine Quelle für Zusatzeinkommen. Viele Waren, die an der Neptuno angeboten werden, stammen vom Schwarzmarkt.

Für CUC-Besitzer gibt es keine Versorgungskrise. Im Lenin-Park vor den Toren Havannas treffen sich am Wochenende Familien und Vereine zu Grillpartys. Schweinesteaks und Hähnchen brutzeln über dem Feuer, Bucanero-Bier fließt.

Doch der Boom hat eine Kehrseite, die an ein Tabu der Revolution rührt: Die Kluft zwischen Devisenbesitzern und Peso-Verdienern wird immer größer. Kleinunternehmer wie Rikschafahrer Pérez verdienen ein Vielfaches des Salärs von Staatsangestellten, die in Pesos entlohnt werden.

Ausländischen Firmen, die auf Kuba mit Staatsfirmen kooperieren müssen, laufen die Fachkräfte fort: Sie müssen die Gehälter ihrer Angestellten in Devisen an die Regierung überweisen, die zahlt denen aber nur Pesos aus. Viele Ingenieure haben gekündigt, weil sie mit dem Verkauf von DVD-Raubkopien oder als Automechaniker mehr verdienen.

Entlang der Neptuno florieren die Devisenläden. In dem



Keksverkäufer



Wohnungstauschbörse



Fitnesszentrum

Modernisierung in Havanna: „Der Kurs ist unumkehrbar“

FOTOS: SVEN GREUTZMANN

Fleischerladen Oro Rojo („Rotes Gold“) decken sich private Restaurants und Hotels mit Filetsteaks und Schweinekoteletts ein. Wenige Schritte weiter hat ein Adidas-Laden eröffnet, Markenturnschuhe sind Statussymbole.

An winzigen Verkaufsständen bieten ehemalige Staatsangestellte Handy-Ladegeräte, Büstenhalter und Baumaterial an. Im Modekaufhaus Berens, in dem sich vor der Revolution Kubas Oberschicht einkleidete, residieren heute private Juweliere und Uhrmacher.

Die Straße steigt an, links liegt die Universität, rechts geht es zum Hotel Habana Libre, dem ehemaligen Hilton. Polizisten patrouillieren auf dem Gehweg, junge Männer und Frauen gehen ins Bodybuilder-Studio „Neptuno“. Eigentümer Manuel Galzabuni, ein Mann mit Piercingringen in Nase, Ohren und Lippen, hat die Trimmgeräte aus Alteisen, Fahrradketten und Abflussrohren zusammengebaut. 200 Besucher hat er täglich.

Einige Schritte weiter bringen Kubanerinnen in einer Tanzschule Franzosen Salsa bei, nebenan hat Jorge Chávez einen Kräuterladen eröffnet. Früher arbeitete er als Maler in einem Staatsbetrieb, jetzt zieht er in einem Garten am Stadtrand Heilpflanzen gegen Bronchitis, Impotenz und Prostatabeschwerden. Der Gewinn sei „Betriebsgeheimnis, aber es lohnt sich“. 120 Pesos zahle er monatlich Steuern, fünf CUC sind das, vier Euro.

Am Prado-Boulevard, wo die Neptuno beginnt, haben sich im Schatten der Gummibäume etwa hundert Menschen versammelt, viele tragen Pappschilder vor der Brust. Sie preisen ihr Haus oder ihre Wohnung an: Seit November ist auch der Verkauf von Immobilien erlaubt.

Privatbesitz von Grund und Boden war in Kuba nie verboten, nur durfte man bislang nur tauschen, nicht verkaufen. Allerdings gibt es viele ungeklärte Besitzverhältnisse, vor allem bei Immobilien von Familien, die das Land verlassen haben.

Einer der Makler klappt seinen Laptop auf, er zeigt Fotos verschiedener Häuser, an den Bäumen hängen Zettel mit Anzeigen. 65 000 CUC, rund 50 000 Euro, kostet ein 414 Quadratmeter großes Haus am Stadtrand, ein Hektar Garten inbegriffen.

Ausländische Interessenten werden besonders umworben. „I have a Beachhouse with four rooms“, hat ein junger Mann auf eine Tafel geschrieben. Dabei dürfen Ausländer ohne festen Wohnsitz auf der Insel gar keine Immobilien erwerben.

Das sei kein Problem, versichert der Makler: „Es gibt Wege und Lösungen. Greif zu, das ist eine Gelegenheit. In ein paar Jahren kannst du dieses Haus nicht mehr bezahlen, dann schnappt es dir ein Amerikaner weg.“

Aber so weit ist es mit der Öffnung Kubas noch nicht.

JENS GLÜSING



Aufständische im nordsyrischen Idlib: „Wie lange wird es noch dauern?“

SYRIEN

Das Mafiakartell

Vergebens hofft die internationale Diplomatie auf ein Einlenken von Diktator Baschar al-Assad. Dessen Militärmaschine walzt ganze Stadtviertel nieder, trotzdem weitert sich der Aufstand aus.

Was einer der Regimegegner in Duma, dem größten Vorort von Damaskus, jüngst erlebte, dürfte zu den bizarrsten Wortwechseln im Krieg des Baschar al-Assad gegen sein Volk zählen.

Der Aktivist kam mit einem sehr jungen Soldaten aus dem Osten des Landes ins Gespräch: „Der nahm nach langem Zögern ein Sandwich und staunte, dass jemand Arabisch mit ihm sprach. Er fragte, wo er sei und war völlig baff, als er erfuhr: in Damaskus. Sein Offizier hatte ihm gesagt, sie würden nach Israel gehen, um gegen die Zionisten zu kämpfen. Aber dann hatte er sich gewundert, wieso Israelis Arabisch mit syrischem Akzent sprächen.“

Präsident Baschar al-Assad hält seine Soldaten in Unwissenheit. Um sie am Überlaufen zu hindern, werden sie vor allem in den riesigen, verarmten nördlichen Vororten der Hauptstadt alle paar Tage verlegt – ohne Handy und ohne zu wissen, wo sie sind. Kaum gepflegt, oft seit Monaten unbezahlt und völlig erschöpft, nehmen viele die Brotspenden der Bewohner an und immer wieder dann doch das diskrete Angebot zum Überlaufen.

Nach Homs, Idlib und Aleppo breitet sich auch in der Hauptstadt Damaskus

Endzeitstimmung aus. Der Aufstand hat die Ränder der Innenstadt erreicht, Meze im Westen, Kafr Susa im Norden. Nachts sind Schüsse und Explosionen zu hören. Jeder wisse, sagt ein Geschäftsmann, der in die jordanische Hauptstadt Amman geflohen ist, dass es zu Ende gehe: „Aber wie lange wird es noch dauern? Einen Monat? Ein Jahr?“

Der Krieg in Syrien ist ein Krieg mit gegenläufigen Tendenzen. Einerseits nimmt die Militärmaschine des Regimes Stadt um Stadt ein, nach Baba Amr nun Idlib im Norden, im Süden greift sie Daraa an. Mit Panzern und Artillerie werden Wohnviertel beschossen. Hingerichtete mit Kopfschüssen, Leichen mit ausgestochenen Augen, erschlagene Kinder wurden gefunden.

Die Grenzen zum Libanon und zur Türkei werden vermint, Fliehende verstümmelt oder getötet. Ein gerade erschiener Bericht von Amnesty International listet 31 Methoden der Folter auf, Stromstöße, Vergewaltigungen, den „deutschen Stuhl“ zum Überdehnen und Brechen von Gelenken.

Auch nach 8000 Toten, so die zurückhaltende Uno-Schätzung, scheuen die USA, Europa, die Türkei und arabische



Syrische Flüchtlinge im türkischen Lager Reyhanli: Die Grenzen werden vermint

Staaten vor mehr als Sanktionen und harten Worten zurück, solange Russland und China im Weltsicherheitsrat jede Resolution gegen Syrien blockieren. Keine Militärintervention, keine Waffenlieferungen an die Rebellen.

Andererseits lässt der Aufstand nicht nach, sondern weitet sich aus. Entgegen der Annahme, dass die kümmerlich bewaffnete „Freie Syrische Armee“, die FSA, mit jeder Niederlage geschwächt werde, können Assads Truppen weite Teile des Landes nur noch mühsam in Schach halten. Baba Amr, ein Vorort von Homs, konnte von drei Seiten unter Beschuss genommen werden. Die großen sunnitischen Viertel der Innenstadt aber sind weitgehend in der Hand der Rebellen. Auch in Aleppo, der lange ruhigen Handelsmetropole im Norden, kommt es mittlerweile täglich zu Protesten.

Die Ankündigung der syrischen Regierung, am 7. Mai Wahlen abhalten zu wollen, ist purer Bluff. Das Herrschaftskollektiv aus Familie Assad und ein paar Generälen wiederholt die Politik des Dynastiegründers: Auch Hafis al-Assad hatte nach seinem Putsch 1970 mehr Demokratie versprochen und eine neue Verfassung verabschieden lassen. Als Ende der siebziger Jahre der Widerstand zunahm, ließ er drei Jahre lang Städte belagern und beschießen, ganze Dörfer niedermachen, Hunderte Gefangene hinrichten. Fast nichts davon drang damals an die Öffentlichkeit im Rest der Welt, erst die brutale Zerstörung der Altstadt von Hama 1982 wurde bekannt. Danach war Friedhofsruhe. Bis vor einem Jahr.

In ihrer offenkundigen Hilflosigkeit tut die westliche Welt derzeit so, als habe Diplomatie noch eine Chance. Doch Uno-

Sonderbotschafter Kofi Annan wartete vergangenen Freitag noch immer auf eine Antwort aus Damaskus. Es sei „ein grundlegendes Missverständnis“, die syrische Diktatur nach den Maßstäben einer normalen Regierung zu betrachten, formuliert es vorsichtig einer der wenigen in Damaskus verbliebenen europäischen Botschafter. Das Regime gleiche vielmehr einem Mafiakartell, das mit allen Mitteln sein Revier verteidigt.

„Willkommen in Assads Syrien“, begrüßte bis vor kurzem ein Schild am Damaszener Flughafen die Ankömmlinge, und genau das ist es: ein Land, dessen führende Familie sich benimmt, als gehöre es ihnen. Alle Branchen, legale und illegale Geschäfte werden direkt oder indirekt von Familienmitgliedern kontrolliert – würde das Haus Assad untergehen, wäre das der Ruin für die Alawiten insgesamt, aus deren Reihen mittlerweile sämtliche Schlüsselpositionen besetzt worden sind.

„Bi ajj tarik“, mit allen Mitteln, sei der Aufstand niederzuschlagen, heißt es immer wieder in Befehlen, von denen übergelaufene Soldaten und Offiziere berichten und die unlängst selbst im gehackten E-Mail-Verkehr von Baschar al-Assad auftauchten.

Den Wegfall aller Hemmungen illustriert auch der Wiederaufstieg zweier Cousins des Präsidenten, deren kriminelle Energie selbst Hafis al-Assad einst zu weit gegangen war: Fawas und Mundhir al-Assad, die Söhne von Hafis' unauffälligem Bruder Dschamil, hatten sich in den neunziger Jahren mit der Macht ihres Namens ein Mafiareich in der nördlichen Hafenstadt Latakia aufgebaut. Sie kontrollierten den Waffen- und Drogenhan-

del sowie die Einschleusung vor allem russischer Prostituierter nach Syrien.

Ihre Schmuggler und Schlägertrupps firmierten schon damals unter dem Namen „Schabiha“, Geister, unantastbar für Polizei und Geheimdienste. Augenzeugen aus Latakia erinnern sich an Auftritte der beiden: wie Mundhir einen Verkehrspolizisten, der ihn stoppen wollte, mit der Waffe bedrohte und dann mit einem Kleenex-Tuch das Auto putzen ließ oder wie Fawas im edelsten Fischrestaurant der Stadt ein ungeputztes Glas sah und um sich schoss.

In den Anfangsjahren von Baschars Herrschaft galten die beiden Paten mit Kurzaarschnitt und Faible für Sonnenbrillen als schwarze Schafe der Familie. Heute nicht mehr. Ihre Schabiha-Milizen sind zu Garanten des Grauens geworden, die prügeln, morden, vergewaltigen und plündern dürfen. Mehr noch als der Tagelohn von umgerechnet 40 Dollar hat die Blanko-Ermächtigung zu Gewalt und Bereicherung ihre Reihen um Zehntausende vergrößert. Es handelt sich vor allem um Alawiten, aber auch Sunniten und Drusen, während es in den kurdischen Gebieten Kader der PKK sind, die Demonstrationen zusammenprügeln.

Assads Regime hat ein Monster herangezüchtet, das seiner Kontrolle entgleitet. Immer rascher verliert das syrische Pfund an Wert und treibt damit die Machthaber zur Fortsetzung der Gewalt: Sobald die Schabiha nicht mehr bezahlt werden können, bleibt nur, weitere Städte angreifen zu lassen, um Möglichkeiten zum Plündern zu schaffen.

Auch innerhalb der Geheimdienste, die komplett von alawitischen Offizieren geführt werden, zersetzt Gier das politische Kalkül: Erst wurden gelegentlich gefangene Demonstranten und Aktivisten gegen Lösegeldzahlungen freigelassen.

Mittlerweile landen nach Aussagen von ehemaligen Mithäftlingen Geschäftsleute in den Kerkern vor allem des Luftwaffen-geheimdienstes nicht etwa deswegen, weil sie opponiert haben, sondern weil ihre Angehörigen horrende Summen aufbringen können, sie wieder freizukaufen.

Syrien ist dabei, in einem Alptraum zu versinken, der allen gegenwärtigen Gräueln zum Trotz gerade erst begonnen hat. Es gibt kein Zurück mehr, für keine Seite: Assads Regime muss die Rache seiner Opfer fürchten, würde es nun Schwäche zeigen. Die Aufständischen aber fürchten ihre Vernichtung, sollte das Regime die Lage wieder unter Kontrolle bringen.

„Es ist Mengenlehre“, sagt Abd al-Bari, ein verletzter religiöser Kämpfer aus Homs, der jetzt in einem Krankenhaus im nordlibanesischen Tripoli behandelt wird: „Wir sind 18 Millionen Sunniten gegen ihn. Die muss Assad alle töten. Sonst werden wir siegen und ihn und seine Schergen umbringen.“ ♦

Verunglückter Bus bei Sierre „Nichts war vergleichbar“

loren, dann erwacht es wieder zum Leben. Es dauert mehr als eine Stunde, bis die Feuerwehrleute das schwerverletzte Mädchen endlich befreien können.

„Ich weiß bis heute nicht, ob es am Ende überlebt hat. Aber ich sage mir: Es muss am Leben sein. Es wäre sonst nicht auszuhalten“, sagt Rittiner. „Für mich war es, als ob mich eine meiner eigenen Töchter angeschaut hätte.“ Die sind 10 und 13 Jahre alt, er hatte sie gerade zu Bett gebracht, bevor an jenem Dienstagabend um 21.33 Uhr sein Pager losging.

„Notruf, Priorität 1, Sierre, Tunnel Finiges, Richtung Sion, mehrere Verletzte und Tote“, stand in der Nachricht von der Zentrale. „Als ich das sah, wusste ich, es wird schlimm“, sagt Rittiner. „Aber ich hätte mir nicht träumen lassen, in was für eine Hölle wir geraten würden.“

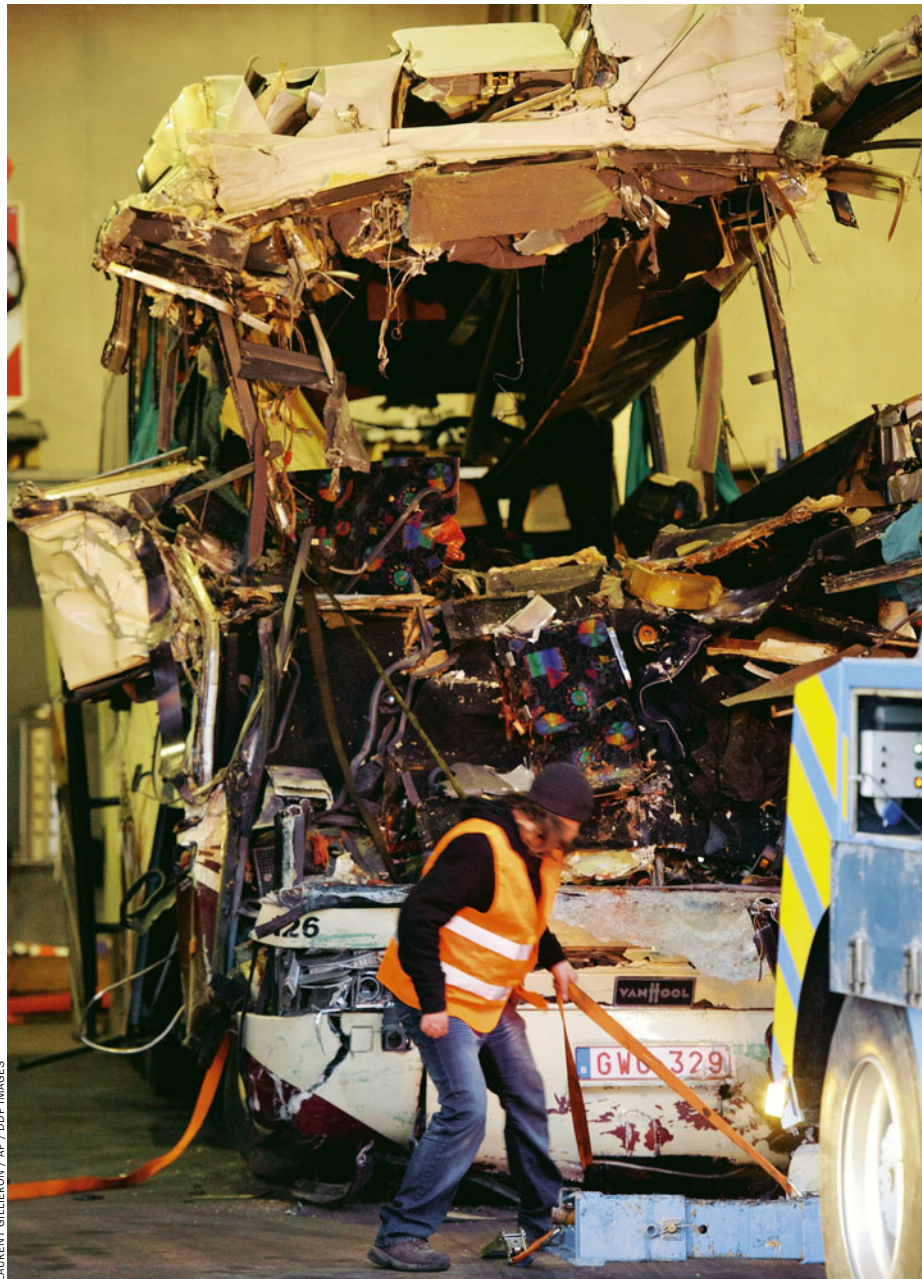
Rittiner ist ein Berg von einem Mann, fast zwei Meter groß, breitschultrig, seine blaue Uniform spannt überall an seinem Körper. Er ist 47 Jahre alt und Chefsanitäter der kantonalen Rettungsorganisation. In den 20 Jahren, in denen er diesen Job schon macht, hat er unzählige Unfälle mit Toten und Verletzten erlebt, an der Wand in seinem Büro hängen Fotos, die an die Rettung eines Kleinflugzeugs erinnern, das über dem Arollagletscher abgestürzt war.

„Aber nichts davon war vergleichbar“, sagt er. „Nach dem Unfall im Tunnel wird die Arbeit für mich und für meine Kollegen nie mehr dieselbe sein.“

In dem Reisebus, der in dieser Nacht zumeist belgische Kinder nach einer Woche Skiurlaub nach Hause bringen sollte, starben 28 Menschen, davon waren 22 Kinder. Weitere 24 Kinder wurden zum Teil schwer verletzt. Der Bus war erst wenig mehr als eine halbe Stunde unterwegs, er war in St-Luc im Val d'Anniviers losgefahren und hatte gerade die Autobahn erreicht, als er um 21.15 Uhr im Tunnel de Finges in eine Notausbuchtung knallte.

Es fällt schwer, sich an ein Straßenunglück zu erinnern, das Menschen in ganz Europa derart berührt hat. Die Öffentlichkeit ist gewöhnt an schreckliche Verkehrsunfälle, auch an Busunglücke, doch sie nimmt sie meist hin, sie sieht in ihnen beklagenswerte, aber unvermeidliche Kollateralschäden in einer Gesellschaft, die viel unterwegs ist.

Aber gibt es eine ungerechtere und grausamere Vorstellung als einen Bus voller Kinder zwischen elf und zwölf Jahren, die nach einer Urlaubswoche auf dem Weg nach Hause qualvoll sterben müssen? Erst recht unerträglich machen das die Fotos der Kinder, die nach dem Unfall im Internet auftauchten, die sie braun-gebrannt und lachend im Schnee zeigen, dazu die Blog-Einträge: „Jeder hat heute



LAURENT GILLIERON / AP / DDP IMAGES

SCHWEIZ

Im Tunnel

Bei einem Busunglück im Kanton Wallis sterben 28 Menschen.
Nun sucht man nach Fehlern und Schuldigen –
aber womöglich wird sich dieser Unfall nie erklären lassen.

Von all den schrecklichen Bildern jener Nacht kann Alain Rittiner, der Einsatzleiter, eines am allerwenigsten vergessen. Es ist ein Mädchen, das ihn stumm anschaut. Sein Körper ist einquetscht zwischen zwei Sitzen im vordersten Teil jenes Busses, der am vergangenen Dienstag mit 80 Stundenkilometern in eine Tunnelwand bei

Sierre im Schweizer Kanton Wallis gestrast war.

„Die anderen Kinder brüllten und schrien, dieses Mädchen war still“, erinnert sich Rittiner. „Es sagte nicht einmal etwas, es schaute immer nur mit großen, offenen Augen.“ Ein Arzt ist die ganze Zeit bei ihm, hält die Hand des Kindes, manchmal scheint es, als hätten sie es ver-

den ersten Kampf mit den Skistiefeln geführt“, „Italienisches Abendessen: Spaghetti Bolognese (super!!!!)“ und „Jeder fährt jetzt Ski. Alle können mit dem Schlepplift fahren“.

Die Anteilnahme in den Tagen nach dem Unglück ist gewaltig. Auf beiden Seiten des Tunnels haben die Menschen Blumensträuße, Stofftierchen und Botschaften niedergelegt. Es finden Gedenkgottesdienste statt. Barack Obama und der Papst kondolieren. Der belgische Ministerpräsident Elio Di Rupo ruft einen Staatstrauertag aus. Er fliegt ins Wallis, wo er die Schweizer Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf trifft. Sie sagt: „Als Mutter dreier Kinder kann ich nachfühlen, wie schmerzhaft es ist, ein Kind auf diese Weise zu verlieren.“ Sie habe sich jedes Mal, wenn ihre Kinder in Urlaub gefahren seien, gefragt: Kommen sie wohl wieder?

Rittiner, der Einsatzleiter, brauchte acht Minuten, bis er nach dem Pager-Alarm bei der Unfallstelle war. Auf dem Weg telefonierte er mit dem Fahrer des Krankentransports, der schon vor Ort war. Der Mann brüllte so laut, dass Rittiner den Hörer weit weg von seinem Ohr halten musste: „Beeilt euch, das ist grauenhaft hier, die schreien überall, es ist eine Katastrophe.“

Als Rittiner ankam, den Bus sah, dachte er als Erstes: „Nicht möglich, dass der ausgerechnet da gelandet ist!“ Erst als er näher kam, merkte er: „Mein Gott, das sind alles Kinder.“

Das Schlimmste war das Gebrüll, sagt Rittiner, die Kinder schrien, aber es waren keine Wörter, man konnte nichts verstehen, es waren nur Laute. Er selbst spricht wie seine Kollegen Französisch, die Kinder sprechen Flämisch, sie konnten sich nur mit Gesten verständigen. Ein paar Kinder, die leichtverletzt waren, hatten es geschafft, sich selbst aus dem hinteren Teil des Wracks zu befreien, und als Rittiner sah, wie der Bus zugerichtet war, vorn nur noch ein Klumpen zusammengedrückten Blechs, war er verwundert, dass es überhaupt Überlebende gab.

Die Insassen waren angeschnallt gewesen, aber das nützte ihnen nichts. Die Wucht des Aufpralls hatte die Sitzreihen herausgerissen, im hintersten Teil des Busses gab es keine Sitze mehr, alle waren im vorderen Teil ineinander verkeilt. Wer vorn saß, war chancenlos. Viele Kinder wurden zwischen den Sitzen zerquetscht.

Mehr als 200 Polizisten, Feuerwehrleute und Ärzte sind in dieser Nacht im Einsatz,

sieben Hubschrauber bringen die Verletzten in die Krankenhäuser. Die Feuerwehr muss den Bus von hinten aufschneiden und jeden Sessel einzeln herausreißen, um an die Kinder und ihre Begleiter heranzukommen, die dazwischen gefangen sind.

Der Ort, an dem das Unglück geschah, ist ein gewöhnlicher Autobahntunnel auf der A 9, die aus dem Rhonetal in Richtung Lausanne führt. Er ist erst 13 Jahre alt, etwa 2,5 Kilometer lang, in beiden Röhren zweispurig befahrbar. Er sieht aus wie neu, ist auf der ganzen Länge mit Kameras ausgerüstet – einer von vielen hundert Tunneln auf Schweizer Autobahnen.

Am Fuß der Wand, in die der Bus gestrast war, liegen nun Blumen, umgeben von Absperrband. Die Angehörigen haben sie niedergelegt.

Zwei gelbe Farbspuren im Tunnel markieren die Fahrt des Busses. Sie zeigen, wie er etwa 80 Meter vor der Notfalloffahrt auf den seitlichen Randstein prallte, aus unbekannten Gründen, mit der rechten Sei-

te, dass bei einer abgeschrägten Wand der Bus womöglich umhergeschleudert worden wäre und Feuer gefangen hätte. Ist wirklich wichtig, wer recht hat?

Der Unfall von Sierre war nach allem, was sich heute sagen lässt, einfach nur ein Unfall, und vielleicht ist dies das Schlimmste. Der Fahrer war ausgeschlafen und nüchtern, der Bus war neu, die Autobahn in bester Ordnung. Und selbst wenn unbestätigte Gerüchte aus Schweizer und belgischen Medien stimmen sollte, dass der Fahrer abgelenkt war, weil er gerade eine CD oder DVD einlegte, gäbe es noch immer keine Lehre, die aus alledem zu ziehen wäre.

Der ungeheuerlichste aller Auslöser ist immer „menschliches Versagen“.

Hundertschaften von Journalisten aus ganz Europa treffen vergangene Woche im Wallis ein. Inmitten des atemberaubend schönen Rhonetals, gelegen zwischen zwei Alpenketten, stehen Übertragungswagen mit Satellitenschüsseln. Die Kleinstadt

Sierre und der 20 Kilometer entfernte Kantonshauptort Sion werden für ein paar Tage von Medien leergeweidet wie einst Amstetten oder Winnen. Die Schweizer Polizei schirmt die Eltern ab, und das ist gut so. Am Ende landen trotzdem Paparazzi-aufnahmen in manchen Zeitungen. Sie zeigen weinende Geschwister und Eltern, die an die Unglücksstelle geführt werden.

Am Freitagmorgen heben zwei Transportmaschinen vom Flughafen in Sion ab. Sie bringen die Toten nach Hause. An Bord haben sie 22 weiße Särgel für die Kinder und sechs braune für die Erwachsenen. Um elf Uhr, kurz nachdem die Maschinen auf dem

Flughafen Melsbroek bei Brüssel gelandet sind, gedenkt Belgien der Opfer.

Rittiner, der Schweizer Einsatzleiter, wird zärtlich, wenn er von der Nacht und von den Kindern erzählt. „Wir haben sie behandelt, als ob sie unsere eigenen Kinder wären“, sagt er.

Er sagt, was er gesehen habe, sei apokalyptisch gewesen und vieles so schlimm, dass es sich nicht erzählen lasse.

Viele Helfer brauchten an diesem Abend schon psychologische Betreuung; er sagt, er selbst habe keinen Hunger gespürt, keinen Durst, keine Angst, er habe durchgearbeitet, angetrieben vom Adrenalin. Gegen vier Uhr, nachdem alles vorbei war, setzte er sich ins Auto und heulte. Als er nach Hause kam, sah er nach seinen Töchtern, bevor er schlafen ging.

MATHIEU VON ROHR



Gedenken im belgischen Lommel: Weiße Särgel für die Kinder

te darauf weiterfuhr, die Wand an jener Stelle seitlich schrammte, wo die Notfalloffahrt beginnt, und wie seine Fahrt schließlich in der circa zwei Meter breiten Wand am Ende der Bucht endete. Am Dienstagabend um 21.15 Uhr.

Schon am Tag nach dem Unfall beginnt die Suche nach dem Fehler, nach dem Schuldigen. Wenn man einen finden würde, könnte man das Ereignis einsortieren. Vielleicht könnte man das Unerklärliche besser verstehen, wenn jemand verantwortlich wäre.

Es werden Fragen gestellt wie die, ob Notfalloffahrten in Schweizer Tunnels womöglich falsch konstruiert sind, weil sie an einer Stelle eine rechtwinklige Wand aufweisen und nicht abgeschrägt sind wie in Deutschland. Der Experte vom Schweizer Straßenverkehrsamt hält dagegen,



AFRIKA

Die Seuche Kalaschnikow

Entlang dem 10. Breitengrad blockieren blutige Auseinandersetzungen jeden Entwicklungsfortschritt auf dem Kontinent. Muslime kämpfen gegen Christen, Nomaden gegen sesshafte Bauern. Eine Flut von Waffen lässt die Konflikte eskalieren.

Der Imam steigt über die Trümmer, die einmal sein Heim waren. Dann bückt er sich. „Das sind Verbrecher“, murmelt er, und mit seinen schwieligen Händen räumt er ein paar Backsteine zur Seite.

Es war wie so häufig schon seit dem vergangenen Sommer. Kurz vor dem Morgengrauen näherte sich das dumpfe Grollen einer uralten Antonow der sudanesischen Luftwaffe dem Städtchen Kauda. Dann fielen die Bomben. Eine schlug direkt vor dem Gebäude von Ismael Alo-kori ein. Der 60-jährige Geistliche hatte Glück, die Bombe zerstörte nur das Haus, eine Nachbarin wurde dagegen von Splittern getroffen und verlor ein Bein.

Kauda liegt in den Nuba-Bergen in Südkordofan, jenem Grenzbereich zwischen dem Sudan und dem seit vorigem Sommer unabhängigen Südsudan. Schon fast ein Jahr lang führt der Präsident des Sudan, Omar al-Baschir, einen Bombenkrieg gegen seine Landsleute in Südkordofan. Er strafft sie, weil sie sich nicht länger unterdrücken lassen wollten, weil sie sich gegen eine manipulierte Gouverneurswahl wehrten, weil sie sich nicht entwaffnen ließen – und weil sie im Ver-

gleich zu ihm, dem Fundamentalisten, schon immer tolerantere Muslime waren. Inzwischen hat die Regierung des Südsudan Truppen entsandt, die den Nuba gegen Baschirs Soldaten helfen sollen.

Der amerikanische Kinostar George Clooney berichtete vorige Woche vor dem Washingtoner Senat über seine Erfahrungen in der Kampfzone; er war in den Sudan gefahren, um auf den Konflikt aufmerksam zu machen.

Der Kleinkrieg in den Nuba-Bergen ist aber nur ein Konflikt einer ganzen Reihe blutiger Auseinandersetzungen, die sich etwa auf Höhe des 10. Breitengrads quer über den afrikanischen Kontinent erstrecken, von Somalia am Indischen Ozean bis zum Senegal am Atlantik.

Entlang dieser geografischen Trennlinie hat sich seit gut einer Dekade ein Gürtel der Gewalt, eine Zone von Not und Anarchie herausgebildet, wie die Welt keine zweite kennt. Entstanden ist ein nahezu gesetzloser Riesenraum, in dem das Recht des Stärkeren gilt, Ansprüche mit der Kalaschnikow durchgesetzt werden und die Regierungen die Kontrolle über Regeln und Konventionen weitgehend verloren haben. Stattdessen

bestimmen kriegslüsterne Clans, religiöse Fanatiker und skrupellose Militärs das Leben.

Millionen Afrikaner sind in diesem Todesstreifen auf der Flucht, vor der Gewalt, vor Dürre und Hunger. Sie stranden in Auffanglagern wie Dadaab in Kenia oder Yida im Südsudan. Am Leben erhalten werden sie vom Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen, das in immer kürzeren Abständen immer dramatischere Warnmeldungen produziert.

Eine Zone des Friedens waren die Regionen entlang dem 10. Breitengrad, der in Afrika den trockenen Sahel von den feuchten tropischen Gebieten trennt, nie. Konfrontationen zwischen arabischen Eroberern und indigenen Völkern, zwischen Viehhirten und Ackerbauern hat es hier stets gegeben. Immer schon ging es um Anpassung und Abgrenzung, um Wasser für Mensch und Tier und um die Trennlinie zwischen Christentum und Islam.

Doch von Ost nach West: So viel Krieg war noch nie. In Somalia haben Warlords, Piraten und die Islamisten von al-Schabab bereits vor Jahren das Land in ein unregierbares Chaos verwandelt.



Plünderung im Grenzgebiet des Sudan

Schabab-Milizionäre in Somalia

einer von der Verfassung ausgeschlossenen dritten Amtszeit führte Präsident Abdoulaye Wade, 85, sein Land bis

überfielen sie erstmals Andersgläubige. Maiduguri liegt im bitterarmen Bundesstaat Borno, unweit der Grenze zu Niger und zum Tschad. Es ist einer der heißesten und ärmsten Flecken Nigerias. Vom Reichtum des Südens, wo täglich 2,1 Millionen Barrel Rohöl gefördert werden, kommt in Maiduguri nicht viel an.

Auch der Nachbar Kenia, einst Afrikas Musterland, hat sich in diesen Konflikt hineinziehen lassen und führt einen Stellungskrieg gegen die radikal-islamischen Milizen, der keinen Sieger kennt.

Ein wenig weiter Richtung Westen gehört die 2200 Kilometer lange Grenze zwischen Nord- und Südsudan zu den gefährlichen Konfliktlinien der Welt. In den umstrittenen Gebieten Abyei, Südkordofan und Blauer Nil stehen sich gepanzerte Verbände beider Seiten gegenüber, und wenn sich die Regierungen nicht bald auf eine friedliche Aufteilung der Ölvorkommen verständigen, müssen beide Länder mit einem Zusammenbruch ihrer Volkswirtschaft rechnen.

Noch weiter westlich liegt Nigeria, das bevölkerungsreichste Land Afrikas. Es wird gerade von den Islamisten der Boko Haram-Gruppe an den Rand der Unregierbarkeit gebombt. Sogar eine Spaltung in einen muslimischen Norden und einen christlichen Süden ist bereits erkennbar.

In Mali kämpfen Regierungssoldaten gleich an drei Fronten gegen Tuareg-Rebellen, die aus Libyen Zulauf und Waffen erhalten. Große Teile von Mali, Mauretanien und Niger können Europäer und Nordamerikaner nicht länger bereisen, wenn sie nicht eine Entführung durch islamistische oder kriminelle Banden riskieren wollen.

Selbst frühere regionale Stabilitätsanker wie etwa der Senegal sind zu Schauplätzen blutiger Auseinandersetzungen verkommen. Über seinen Wunsch nach

an den Rand des Bürgerkriegs.

Was ist los am Südrand des Sahel? Was hat zu Beginn des neuen Jahrtausends zu dieser dramatischen Häufung von Konflikten, von Hunger und Fluchtbewegungen geführt?

Karge Lebensbedingungen, Völkerwanderungen und religiöse Eiferer sind eigentlich nichts Neues in dieser Zone südlich der Sahara und nördlich des Äquators.

Doch zwischen Arabern und Schwarzafrikanern, zwischen Hirten und Bauern hat es immer auch besondere Formen der Anpassung und des Arrangements gegeben. Die Handelswege waren Routen des Austauschs und der Annäherung, Christen und Muslime tolerierten sich gegenseitig, wandernde Nomaden und sesshafte Bauern machten sich die unterschiedlichen Lebensweisen so zunutze, dass beide Seiten davon profitierten.

Doch inzwischen sind an vielen Stellen die erprobten Übereinkünfte aufgebrochen, alte Regeln haben ihre Gültigkeit und Traditionen ihre Bindekraft verloren. Vergebens haben mehrere Politikergenerationen versucht, die Euphorie der Unabhängigkeitsphase vor einem halben Jahrhundert in eine Periode des Wachstums für alle zu überführen. Hinzu kommt eine Häufung von Dürreperioden, die Millionen ohnehin belasteter Bauern und Viehzüchter zusätzlich beschweren.

Augenschein in Maiduguri, wo die jüngsten Konflikte in Nigeria begannen: Hier entstand Boko Haram, hier verübten Anhänger der Sekte die ersten Anschläge,

In dieser abgelegenen Landesecke etablierte Mohammed Yusuf, der 2009 von der Polizei ermordete Vordenker von Boko Haram (der Name bedeutet: Westliche Erziehung ist Sünde), vor rund zehn Jahren seinen Staat im Staate. Er sammelte Hunderte von Anhängern um sich. Sein kleines Reich war der Reflex auf die wuchernde Korruption, auf unfähige Politiker, auf eine rasch wachsende Armut. Die überwiegend jungen Männer, die der Prediger um sich geschart hatte, wandten sich gegen einen säkularen Staat und gegen den Westen, „was auch das tiefsitzende Misstrauen in Nordnigeria gegenüber dem kolonialen und christlichen Einfluss auf das Schulsystem widerspiegelt“, wie es in einem Bericht der International Crisis Group heißt.

Wer verstehen will, wie Religion, Armut, Bildungsdefizite und schließlich Gewalt sich gegenseitig bedingen, findet in Maiduguri Anschauungsmaterial wie kaum irgendwo sonst.

Früher einmal war die Stadt, unweit des Tschadsees gelegen, ein blühendes Zentrum für Sklaven- und Salzhändler. Heute leben hier 1,2 Millionen Menschen in verwahrlosten Vierteln. Berühmt ist Maiduguri in der islamischen Welt nach wie vor wegen seiner Koranschulen. Von weit her, sogar aus dem Tschad und aus Kamerun, schicken Eltern ihre Kinder in die Madrasen der Stadt. Etwa 5000 Religionsschulen sind im ganzen Bundesstaat



In dieser Symbiose von Elend, Korruption und religiösem Eifer kann nicht viel gedeihen – außer Verzweiflung und radikalen Ideen. Die hat Boko Haram im Überfluss. So wuchs die Gruppe innerhalb weniger Jahre von einigen hundert auf Zehntausende Anhänger in ganz Nordostnigeria an.

„Die Armut ist das Grundübel“, sagt der Politikdozent Abubakar Muazu von der Universität Maiduguri, „und die Religion. Für viele Männer sind 4 Frauen und 30 Kinder normal. Oft gibt es einen regelrechten Fruchtbarkeitswettbewerb unter den Ehefrauen.“ Weil keiner die vielen Kinder ernähren kann, verlassen sie das Haus und fangen an zu betteln. „Natürlich werden die schwierig, sobald sie älter werden – sie werden zur Zeitbombe“, sagt Muazu.

2600 Kilometer weiter östlich an der kenianisch-äthiopischen Grenze, am Turkana-See, dem größten Wüstensee der Erde, spielen religiöse Konflikte nur eine geringe Rolle, hier kämpfen die Menschen um das tägliche Überleben. Die Hirtenvölker versuchen, die Versteppung ihres Lebensraumes aufzuhalten, sie müssen sich mit häufig auftretenden Dürren und mit Viehdieben herumschlagen.

Am Westufer des Sees, in Sichtweite der Grenze zu Äthiopien, liegt Todonyang. Ein kleines Dorf, eine große Mission der katholischen Kirche – und eine fast unlösbare Aufgabe.

Pater Steven Ochieng soll Frieden schaffen, für ein bisschen Ausbildung sorgen und bei Krankheiten helfen. Es ist Abend, immer noch 30 Grad heiß, und der temperamentvolle Pater erläutert im Besprechungsraum seines Büros die Lage. Seit Jahrhunderten leben die Turkana und die Dassanech in der Region nebeneinander, die einen in Kenia, die anderen in Äthiopien, und nicht immer ging es friedlich zu. Aber man kennt sich. Die Turkana kaufen bei den Dassanech ein, man heiratet untereinander. Wenn jemand krank ist auf äthiopischer Seite, wo die Kinder noch nackt und die Frauen barbusig durchs Dorf laufen, bringt der Pater Medikamente. Kleinere Rivalitäten und Viehdiebstähle sind am Turkana-See Tradition, doch vor einiger Zeit ist die Sache außer Kontrolle geraten.

Womöglich hat es mit den zahlreichen Dürrephasen zu tun, dass der Wasserspiegel sinkt und sich das fruchtbare Delta des Flusses am Nordende des Sees deshalb in Richtung Kenia verschiebt. Ganz sicher hängt die Gewalt aber auch mit den Waffen zusammen, die beide Regierungen an ihre Volksgruppen ausgegeben haben. „Früher hatten sie Speere, heute haben sie Kalaschnikows“, sagt der Pater.

Im vorigen Mai richteten äthiopische Dassanech ein Massaker an unter den Turkana. Die hatten bei ihren Nachbarn gerade eingekauft und waren auf dem Heim-

Flüchtlinge in Somalia: „Armut ist das Grundübel“

registriert, die meisten haben sich in Maiduguri angesiedelt.

Malam Goni, direkt am Stadtkanal gelegen, ist so eine Schule. 320 Kinder, darunter 50 Mädchen, werden dort in den Koran eingeführt. Es sind überwiegend kleine Kinder, die unterrichtet werden, die meisten zwischen sieben und elf Jahre alt, aber auch Fünfjährige werden schon aufgenommen. Das Schulgelände ist vielleicht 500 Quadratmeter groß, vor den Mauern türmt sich der Müll. Gelehrt wird unter einem Wellblechdach, das gegen Sonne und Regen schützen soll. Abends werden unter dem Dach die Bastmatten ausgerollt, dann müssen die Kinder schlafen, dicht an dicht, ohne Matratze, ohne Decke oder Kopfkissen.

Es gibt nur ein Lernziel: den Koran möglichst vollständig rezitieren zu können. Rechnen? „Nein, Rechnen lehren wir nicht“, sagt Schulleiter Ibrahim Goni. Geschichte? „Ja“, sagt Goni, „den Islam und die Geschichte des Nahen Ostens.“

Und Arabisch, um den Koran auch lesen zu können. Naturwissenschaften oder andere Sprachen stehen nicht auf dem Lehrplan. Macht nichts, denn „nur wer den Koran beherrscht, ist zu Höherem fähig“, sagt der Schulleiter.

Die Mittel sind bescheiden, nur zehn Prozent der Eltern zahlen ein Schulgeld. Schulbücher gibt es nicht, geschrieben wird auf alten Schiefertafeln. Ob es ein Mittagessen gibt? „Die Jungen gehen raus, um sich zu verpflegen“, sagt Goni. Was so viel heißt wie: Wer etwas essen will, muss es sich in den Straßen erbetteln. Auch deshalb ist Maiduguri heute eine Stadt der streunenden Kinder.

Die sichtbare Not steht in bizarrem Kontrast zu einer politischen Führung, die Hilfe von außen als Aufforderung zur eigenen Bereicherung versteht. An ihrer Spitze stand bis vor kurzem ein Gouverneur, der mit Bargeld Stimmen kaufte und Weltbank-Projekte ablehnte, wenn die Hilfsgelder nicht über sein privates Konto flossen.

weg, als sie scheinbar ohne jeden Anlass unweit des Sees attackiert wurden. 23 Turkana blieben tot liegen. „46 weitere konnten wir noch retten“, sagt der Pater. Im August kamen 14 Turkana-Frauen ums Leben, als sie im See Wasser schöpfen wollten. Auch sie wurden erschossen. Die Dassanech feierten das Massaker hinterher mit einem Fest. Was nicht heißen soll, dass die Turkana friedlicher wären.

Joseph Arbanish, 24, ist ein Dassanech, ein schüchterner junger Mann von der äthiopischen Seite, dem Pater Steven zu einem Schulabschluss verholfen hat. Er kann die Explosion der Gewalt zumindest in Ansätzen erklären. „Von uns aus stellt sich das so dar: Die Turkana haben eine Kirche, sie haben Bildung, und sie bekommen Nahrungsmittelhilfe. Wir haben von alldem nichts.“ Und dann sagt Joseph noch den schlimmen Satz: „Als Dassanech musst du einen Menschen töten – erst dann bist du akzeptiert als Mann.“

So ist die Lage am Turkanasee symptomatisch für die Region entlang dem Sahel-Gürtel. Geschossen, gebombt und gemordet wird überall dort, wo es keine Bildung und keine Arbeitsplätze gibt, wo Armut, Hunger und Verzweiflung sich gegenseitig befeuern. Wo die Zentralregierungen die Regionen sich selbst überlassen haben und die Marginalisierten allein klarkommen müssen. Wo Entwicklung ausbleibt. Wo Bildung und Aufklärung nie angekommen sind. Wo von Demokratie die Rede ist, aber keine wirkliche Beteiligung stattfindet. Das ist im Norden Nigerias nicht anders als in Somalia oder im verarmten Süden des Sudan.

Nun aber wehren sich die Vernachlässigten. Sie spüren, dass sie abgeschnitten sind vom Fortschritt der Welt. „Von meiner Mission sind es 23 Kilometer bis zur nächsten Schule“, sagt Pater Steven. Auf der äthiopischen Seite, von Addis Abeba noch schlimmer vernachlässigt, gibt es überhaupt keine Schulen.

Besonders betroffen sind die Nomaden der Region. Sie sind traditionell bildungsfern, leben von ihren Tieren und ziehen dem Regen und den grünen Weideflächen nach. Über Jahrhunderte haben sie gelernt, sich den trockenen Verhältnissen anzupassen. Und während all der Zeit waren sie die Herren der Trockenzone. Doch nun stoßen die Nomaden



Schauspieler Clooney*
Zeuge für einen vergessenen Krieg



Rebellen im Sudan: Gesetzloser Raum, in dem das Recht des Stärkeren gilt

an die Grenzen ihrer Lebensform, sie sind zu Verlierern des Wandels geworden.

Seit über zwölf Jahren arbeitet der deutsche Tiermediziner Willi Dühnen, 56, im östlichen Afrika. In Somalia, in Kenia, im Südsudan, in Äthiopien. Es gibt nicht viele, die so vertraut sind mit den Nöten der Nomaden. „Die Anbauflächen der sesshaften Bauern sind größer geworden, die Bevölkerung ist gewachsen, und die Herden haben auch zugenommen. Wo früher traditionelle Durchzugsrouten waren, sind heute Städte oder eingezäunte Farmen.“ Wo die Nomaden früher ungehindert zu Wasserstellen und grünen Weidegründen ziehen konnten, stoßen sie heute überall auf Barrieren. Die Konflikte sind programmiert.

„Die Nomaden sind im Vergleich zu den Ackerbauern verarmt“, sagt Dühnen. „Die Bauern haben vom technischen Fortschritt profitiert, die Nomaden nicht.“ Dann rechnet er vor: Von zehn Milchkühen könne ein Farmer gut leben, zehn Rinder eines Nomaden, die nur wenig Fleisch und Milch geben, führten direkt in die Armut.

Auch der Klimawandel bedroht sie. Die Regenphasen sind kürzer geworden, die Trockenzeiten länger. Die Nomaden können sich nicht mehr schnell genug anpassen. Vier Jahre dauert es, sagt Dühnen, bis sich eine Herde von einer Dürre erholt hat. Das sind schlechte Voraussetzungen, wenn – wie etwa am Horn von Afrika – inzwischen alle zwei bis drei Jahre eine Trockenzeit die Region heimsucht. Auch das führt zu Konflikten: Die Nomaden brechen früher auf und ziehen mit ihren Herden nicht über längst abgeerntete Felder, sondern auch über Ackerflächen, die gerade in Frucht stehen.

Der Fluch der ganzen Region aber ist die Flut von Waffen. Der halbe Kontinent

scheint ausgestattet mit Gewehren, vorzugsweise russischen Kalaschnikows. In Nigeria errichten selbsternannte Dorfschützer, ausgestattet mit der bewährten AK-47, Kontrollposten an den Straßen. Am Turkanasee steigen die Fischer, angeblich zum Selbstschutz, mit umgehängten Gewehren in die Boote, und auch in den Nuba-Bergen treiben die Viehzüchter ihre Rinder mit der geschulterten Kalaschnikow auf die Weideflächen. Die Waffen sind Relikte aus über 20 Jahren Bürgerkrieg in Somalia und Sudan. In Kenia und Äthiopien waren es die Regierungen selbst, die ihre Nomaden mit Waffen versorgten. Weiter westlich in der malisch-nigrischen Sahara, wo sich Menschen-, Drogen- und Waffenschmuggler die Hand reichen, ist die von der Schulter baumelnde Kalaschnikow selbstverständlich. Entwaffnungsprogramme sind fast überall gescheitert, im Sudan ebenso wie in Kenia, im Südsudan oder im Nordosten Kongos. Und weil es so viele Waffen gibt wie nie, enden auch die Konflikte blutig wie nie.

So wird es weitere Opfer geben. Und Abhilfe ist nicht in Sicht. Schon warnen die Vereinten Nationen im Sudan, in Mali und Niger vor neuen Flüchtlingswellen. Im kriegszermürbten Somalia ohnehin, im nördlichen Kenia, aber auch im Südsudan und im gesamten westlichen Sahel zeichnen sich bereits die nächsten Hungerkrisen ab.

Pater Steven will dennoch ausharren am Turkanasee. Auch wenn ihm schwant, dass „wir schweren Zeiten entgegenblicken“. Es falle weniger Regen, der Kampf um Wasser und Weideland werde noch härter werden.

Am Morgen ist ihm ein Primarschüler mit einer geschulterten Kalaschnikow über den Weg gelaufen. Der Pater sagt: „Es sieht nicht gut aus. In diesem Teil der Welt scheint es immer nur schlechter zu werden.“

* Bei seiner Festnahme vor der sudanesischen Botschaft in Washington am vergangenen Freitag.



Ministerpräsident Erdogan mit AKP-Fraktion: Was geschrieben und gedacht werden darf, ist nicht mehr durchschaubar

TÜRKEI

Von Sultans Gnaden

Auch nach der Freilassung prominenter Reporter sind noch über hundert Journalisten in Haft, mehr als in China oder Iran. Regierungskritiker geraten schnell unter Terrorismusverdacht.

Er hat Dinge getan in den vergangenen 375 Tagen, die ihm bis dahin fremd waren: Er hat Hanteln aus Wasserrohrstücken gebaut, er hat zu viel ferngesehen, und dann hat er irgendwann die Sonnenblumenkerne entdeckt. Das war, als er spürte, dass er im Gefängnis zu viel Gewicht verlor.

„Wie ein Besessener habe ich diese verdammten Sonnenblumenkerne gekaut“, berichtet Ahmet Şik.

Der Journalist sitzt in seinem Wohnzimmer in Istanbul, neben ihm seine Frau Yonca, seine Tochter, die engsten Freunde. Es gibt Rotwein und Schokoladenkuchen, und Şik, ein jugendlich gebliebener 42-Jähriger mit dünnem Vollbart, kann es noch nicht fassen, wieder ein freier Mann zu sein.

Es ist Dienstagabend, der 13. März, der Tag nach Şiks Entlassung aus dem Silivri-Hochsicherheitsgefängnis für mutmaßliche Terroristen und Terrorhelfer. Ein Jahr und zehn Tage saß er in Untersuchungshaft, weil er als „Mitglied einer terroristischen Vereinigung“ galt.

Ahmet Şik ist einer der bekanntesten investigativen Journalisten und Buchautoren der Türkei. Sein Kollege Nedim Şener, auch er ein mehrfach ausgezeichnete Enthüllungsreporter, hatte die Hintergründe der Ermordung des Journalis-

ten Hrant Dink 2007 recherchiert. Beide waren vor einem Jahr, am Morgen des 3. März 2011, von einer Sondereinheit der türkischen Polizei verhaftet worden.

Die Journalisten, so lautet der Vorwurf, gehörten einem ultranationalistischen Geheimbund namens „Ergenekon“ an. Belege dafür gab es keine. Jenes berüchtigte Netzwerk soll, so behaupten türkische Staatsanwälte, vor Jahren einen Putschplan gegen die Erdogan-Regierung ausgeheckt haben. Seit 2007 sind Polizei-Sondereinheiten damit beschäftigt, der „Ergenekon“-Gruppe das Handwerk zu legen. Deren Existenz ist allerdings bis heute nicht bewiesen.

Schon lange hatten Nichtregierungsorganisationen wie „Reporter ohne Grenzen“ und „Human Rights Watch“ Repressionen gegen Journalisten in der Türkei angeprangert, mit Şiks und Şeners Verhaftung aber wurde endgültig eine Grenze überschritten. Denn ausgerechnet diese beiden hatten mit ihrer Arbeit überhaupt erst dazu beigetragen, die jahrzehntealte Verflechtung von Politik, Justiz und organisiertem Verbrechen in der Türkei aufzudecken.

Wollte also die AKP-Regierung von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan mit Şik und Şener zwei Männer mundtot machen, die ihr anfangs nutzten, aber

dann unbequem wurden? Schließlich hatten die beiden Reporter nicht nur im Umfeld der alten Staatselite, sondern auch bei den Islamisten recherchiert, sich an die neuen Machthaber und deren Netzwerke herangewagt.

Şik arbeitete kurz vor seiner Verhaftung an einem Buch über den einflussreichen Islamprediger Fethullah Gülen. Laut Şiks Recherchen soll es Gülen gelungen sein, seine Bewegung zu einer der mächtigsten Institutionen der Türkei ausgebaut zu haben. Vor allem der Polizeiapparat, so schrieb der Journalist, sei systematisch von Gülen-Anhängern unterwandert. Die Bewegung gebe sich nach außen karitativ und unpolitisch, strebe aber langfristig nach der absoluten Macht.

Dem im amerikanischen Exil lebenden Gülen dürfte das nicht gefallen haben. Die Veröffentlichungen sollten wohl verhindert werden. Zumindest das gelang nicht: Şiks Buch mit dem Titel „Die Armee des Imam“ war schon kurze Zeit nach seiner Festnahme im Internet zu finden. Seit einigen Monaten steht es auf der Bestsellerliste.

In Europa und den USA wurde der türkische Umgang mit Regierungsgeg-



Journalist Şik nach seiner Freilassung
Unbequeme Recherchen

nern massiv kritisiert. Der US-Schriftsteller Paul Auster weigerte sich noch vor wenigen Wochen, die Türkei zu besuchen. Er reise nicht in ein Land, in dem so viele Journalisten im Gefängnis säßen, so Auster. Auf der von der Organisation „Reporter ohne Grenzen“ veröffentlichten Liste der Pressefreiheit rutschte die Türkei in den vergangenen Jahren dramatisch ab, sie steht mittlerweile auf Platz 148 von 179 Ländern.

Über Monate spielte die Regierung die Vorwürfe herunter: „Kein einziger Journalist“, so sagte Europaminister Egemen Bagis der BBC, werde wegen seines Berufs in Haft gehalten, höchstens „Leute mit Presseausweis“, die sich einer Vergewaltigung oder eines Bankraubes schuldig gemacht hätten.

Am vergangenen Montag dann erfolgte die Kehrtwende, wohl auch aufgrund des internationalen Drucks: Neben Şik und Şener wurden zwei weitere Reporter vorläufig auf freien Fuß gesetzt. Freigelassen, nicht freigesprochen.

Diese Entlassung sei eben ganz wie ein Gnadenakt zu Zeiten des Sultans, sagt ein Mitglied der türkischen Journalistengewerkschaft: „Der Sultan vergibt, aber er entschuldigt sich nicht bei jenen, die zu Unrecht im Gefängnis saßen.“

Über hundert Journalisten warten noch immer in türkischen Gefängnissen auf ihren Prozess, das sind mehr als in China oder Iran. Zudem hat die AKP-Regierung 2006 die „Gesetze zur Terrorismusbekämpfung“ weiter verschärft.

Die Willkürgesetze werden auf linke wie rechte Regierungskritiker angewendet. Besonders betroffen aber sind kurdische Journalisten, die unter Verdacht stehen, Sympathisanten der verbotenen kurdischen Arbeiterpartei PKK zu sein. In einem Großeinsatz von Polizei, Geheimdiensten und Justiz versucht die Regierung seit Monaten, das Kurdenproblem auf ihre Weise lösen: Neben 68 kurdischen Reportern sitzen derzeit über 6000 kurdische Bürgermeister, Politiker und Aktivisten in türkischen Gefängnissen.

Oft besteht deren Vergehen lediglich darin, Tabubegriffe wie „Kurdistan“ ausgesprochen zu haben. Oft wissen die Beschuldigten nicht einmal, was ihnen überhaupt vorgeworfen wird. Von einem „Klima der Angst“ sprechen die Anwälte der Festgenommenen: Was geschrieben und gedacht werden darf, was der AKP-Regierung gefällt und was ihr missfällt, sei nicht mehr durchschaubar.

„Der Ministerpräsident definiert, wer Journalist ist und wer Terrorist, das ist unser größtes Problem“, sagt Şik.

Der Reporter will bald wieder arbeiten, er will sich nicht einschüchtern lassen, auch wenn er weiß, dass das Gefühl von Freiheit trügerisch sein kann: „Wen die Regierung kriegern will, den kriegt sie.“

DANIEL STEINVORTH



Continental 
Reifen – neuester Stand.



Süße Träume, sicheres Erwachen.

www.continental-reifen.de



Kurze Bremswege,
wenn es drauf ankommt.

Von Fachleuten empfohlen:

ADAC Motorwelt 03/2012
15 Sommerreifen im Test

ADAC

CONTINENTAL
PremiumContact 5
Dimension 205/55 R 16 V

gut

Test



Selbstverbrennung in Dawu im November 2011, Vizepräsident Xi bei der Ankunft in Nyingchi im Juli 2011: „Das Leben macht keinen Sinn, wenn

CHINA

„Wie in der Hölle“

Mehr als ein Dutzend Tibeter haben sich in den letzten Monaten selbst verbrannt – ein verzweifelter Protest gegen die Unterdrückung ihres Volkes. Der Staat reagiert mit gnadenloser Härte.

Ein Singsang trauernder tibetischer Mönche, begleitet von dumpfen Trommelschlägen, dringt durch die Ritzen der kleinen Lehmhütte. Drinnen haben die Eltern von Tsering Kyi Butter, Gebäck und Milchtee für die Geistlichen aufgetischt, an der Wand hängt ein großes Porträt des Dalai Lama. „Meine Tochter verehrte ihn von ganzem Herzen“, sagt der Vater. In seiner Stimme mischt sich tiefe Trauer mit trotzigem Stolz.

Es ist keine gewöhnliche Totenfeier, die sie hier – am Fuße eines Bergklosters auf dem tibetischen Hochplateau in der Provinz Gansu – abhalten. Denn Tsering Kyi, die junge Frau, die noch Schülerin war, hat sich Anfang März auf einem Gemüsemarkt in der Kreisstadt Maqu mit Benzin übergeben und verbrannt. 20 Jahre war sie alt.

Tsering Kyi gehört zu den mindestens 27 Tibetern, die sich seit März 2011 aus Protest gegen die chinesische Unterdrückung selbst angezündet haben, 18 davon starben. „Das Leben macht keinen Sinn, wenn wir nichts für Tibet tun“, soll sie im Kreis der Familie geäußert haben.

Die Selbstmordwelle lenkt den Blick wieder auf das Hochland am Himalaja-

Gebirge. Erneut wurden auch Demonstranten von der Polizei erschossen – der Aufruhr rund um Tibet setzt sich fort. Er bedroht die Stabilität eines Gebietes, das sich über Chinas westliche Provinzen Gansu, Sichuan, Qinghai und Yunnan erstreckt und in dem knapp 3,5 Millionen Tibeter leben. Das sind etwa 500 000 mehr als im tibetischen Kernland, das China 1950 militärisch „befreit“ und später als „Autonome Region“ eingemeindet hatte.

Am 10. März verbrannte in Aba der 18-jährige Mönch Gepey, er zündete sich hinter einer chinesischen Militärkaserne an. Aus tibetischen Exilkreisen heißt es, er habe damit an den fehlgeschlagenen Aufstand der Tibeter von 1959 erinnern wollen. Aba, ein Tempelort in der Provinz Sichuan, ist das Zentrum der antichinesischen Proteste. Mit einem Großaufgebot von Sicherheitskräften riegelt die Staatsgewalt die Gegend derzeit von der Außenwelt ab.

Und in Tongren, in der Provinz Qinghai, setzte sich Mittwoch vergangener Woche der Mönch Jamyang Palden in Brand, er wurde in letzter Minute gerettet.

Die Verzweiflungsakte der Tibeter überschatteten die Sitzung des Nationalen Volkskongresses, des chinesischen Scheinparlaments, das bis Mitte vergangener Woche in Peking tagte. Eigentlich sollte das alljährliche Ritual in der Großen Halle des Volkes einen Führungswechsel an der Spitze von Staat und Partei einleiten: Im Herbst wird Parteichef Hu Jintao von Vizepräsident Xi Jinping abgelöst, im Frühjahr 2013 soll Xi ihm auch als Staatschef nachfolgen. Wir haben alles im Griff – das war die Botschaft hinter dieser Inszenierung.

Die andauernden Unruhen in den tibetisch besiedelten Gebieten passen nicht dazu. Sie stoßen die Welt darauf, dass die aufstrebende Supermacht Probleme mit ihrem Vielvölkerstaat hat, die sie nicht zu lösen vermag: Statt die Sorgen der Tibeter ernst zu nehmen, setzt die kommunistische Obrigkeit auf Gewalt und produziert neuen Hass.

In Maqu und Umgebung herrscht seit dem Selbstmord der Schülerin Tsering noch mehr Angst unter den Tibetern als sonst. Chinesische Sicherheitskräfte patrouillieren durch die Stadt; wer nach Mitternacht auf der Straße erwischt wird, riskiert Prügel oder Verhaftung.

Auch die Eltern von Tsering fürchten sich vor der Polizei. Die Behörden behielten sogar den Leichnam der Tochter ein – sie wollen die Tote erst freigeben, wenn die Familie eine Erklärung unterschreibt, Tsering habe sich nicht aus politischen Motiven umgebracht.

Die offizielle Nachrichtenagentur Xinhua gab die Selbstverbrennung als Tat einer geistig Gestörten aus: Die Tibeterin



wir nichts für Tibet tun“

nesische Geschäfte anzünden. „Danach hat die Polizei in unseren Häusern nach Fotos des Dalai Lama gesucht“, berichtet der Mann. Die chinesische Propaganda verteuft das im indischen Exil lebende Oberhaupt der Tibeter als „Wolf in Mönchskutte“ – Anführer einer Clique von Separatisten sei der.

Der junge Tibeter in Langmusi trägt westliche Kleidung und fährt ein neues chinesisches Auto. Ihm geht es besser als jenen Tibetern, die als Hirten arbeiten, ihre Hütten mit Yak-Dung heizen und bestenfalls Motorrad fahren.

Peking versucht, den Wohlstand der Region rund um Tibet zu heben, es lockt Touristen an und pumpt staatliche Gelder in die Städte. Befriedet hat es den Landstrich damit nicht. Denn mit dem Wohlstand wächst unter den jungen Tibetern auch der Wunsch, ihre kulturelle und religiöse Ei-

genart zu wahren. „Wir wollen unseren eigenen Staat“, sagt der Mann.

Das sind Töne, wie sie lange nicht mehr von den friedliebenden buddhistischen Tibetern zu hören waren. Hatte nicht der Dalai Lama unermüdlich versichert, er fordere für Tibet keine Unabhängigkeit, sondern lediglich Autonomie in religiösen und kulturellen Angelegenheiten?

Peking unterstellt ihm genauso unermüdlich das Gegenteil: Die Exil-Regierung wolle „Tibet und die tibetisch bewohnten Gebiete von China loslösen“, behauptete Premier Wen Jiabao Mitte vergangener Woche. „Wir haben dazu eine feste Position.“

Die chinesische KP-Spitze könnte allerdings eines Tages bereuen, dass sie die Dialogbereitschaft des greisen Dalai nicht nutzte – in einer Zeit, als der noch Autorität besaß. Im vergangenen Jahr hat er die politische

Führung der Exil-Tibeter an Lobsang Sangay abgegeben, einen in Harvard promovierten Juristen. Er selbst beschränkt sich seither auf seine Rolle als religiöses Oberhaupt.

Die jüngeren Tibeter sind kaum noch bereit, der weichen Linie des Dalai Lama zu folgen. „Er hat zu lange und zu bequem im Ausland gelebt“, sagt der junge Tibeter in Langmusi, „wie kann er unsere Leiden verstehen?“ Von Lobsang Sangay haben die meisten hier nie gehört. Zwar hängt an fast jeder Hütte auf dem Grasland eine Satellitenschüssel, das Fernsehprogramm jedoch ist zensiert.

Chinas kommunistische Machthaber versuchen jetzt, die tibetischen Klöster zu isolieren, so auch im Widerstandsnest Aba. Auf polizeilichen Druck sollen drei Viertel der einst 2500 Mönche das dortige Kloster verlassen haben.

„Wir können die Lage unserer Brüder in Aba gut nachfühlen“, sagt ein hochrangiger Mönch im Labrang-Kloster in Xiahe in der Provinz Gansu. Seine Stube ist ausgestattet mit einem großen Flachbildfernseher und einem Radiator, der für wohlige Wärme sorgt.

Und doch rutscht der Mönch unbehaglich auf seinem Kissen hin und her, er musste von einem Vermittler erst dazu überredet werden, den SPIEGEL zu empfangen. Im Kloster gebe es „überall Augen und Ohren“, sagt er.

Xiahe war vor vier Jahren einer der tibetischen Unruheherde, Mönche griffen damals die örtliche Polizeistation an, sie forderten Freiheit für ihre Religion. Erst nach Verhaftung der Rädelsführer brachten die chinesischen Behörden die tibetische Stadt wieder unter ihre Kontrolle.

Die Polizei überprüfe regelmäßig das Kloster, berichtet der Mönch, „deshalb sehen Sie bei mir kein Foto des Dalai Lama“. Man dürfe nichts riskieren: „Wenn von unseren 3000 Mönchen auch nur einer protestiert, schließen die Chinesen Labrang, und dann stirbt eines der wichtigsten tibetischen Heiligtümer.“

Am liebsten würde die chinesische Obrigkeit Labrang als buddhistisches Disneyland betreiben – für Touristen wie jene, die draußen gerade Gläubige mit Gebetsmühlen fotografieren. Den geistlichen Nachwuchs hat Peking streng begrenzt. Pro Jahr, sagt der Mönch, dürfe Labrang nur noch 20 Novizen aufnehmen.

Von Chinas künftigem Partei- und Staatschef Xi Jinping verspricht sich der Geistliche keine Besserung. Denn Xi hatte vergangenes Jahr in Lhasa gefordert, „jeden Versuch, die Stabilität in Tibet zu untergraben, zu zerschmettern“. Die Kommunistische Partei mit ihrem absoluten Machtanspruch und die Tibeter mit ihrem Buddhismus – „das passt einfach nicht zusammen“, sagt der Mönch.

WIELAND WAGNER

habe sich in der Schule den Kopf an einem Heizkörper gestoßen, seither habe sie an „gelegentlichen Ohnmachtsanfällen“ gelitten.

„Tsering war ein ganz normales Mädchen und eine gute Schülerin, sie war mein Liebling“, sagt der Vater. Wie viele Angehörige seiner Volksgruppe spricht er nur Tibetisch, kein Chinesisch. Er entrollt aus einem weißen Seidenschal Fotos, auf denen seine Tochter als wohlbehütetes Kind zu sehen ist: „Sie hatte keine persönlichen Gründe, sich umzubringen.“ Mehr will der Vater nicht sagen, er fürchtet die Staatsgewalt.

Bei ihrem Großeinsatz im weiten tibetischen Grasland führen sich die Sicherheitskräfte wie Besatzer auf. Vergangene Woche verschärften sie die Kontrollen noch, denn am 14. März jährten sich auch die Unruhen, die im Olympiajahr 2008 in Tibets Hauptstadt Lhasa eskalierten.

„Seit 2008 leben wir wie in der Hölle“, sagt ein junger Tibeter in der Tempelstadt Langmusi, die an der Grenze zwischen Gansu und der Provinz Sichuan liegt. Vom Auto aus zeigt er auf eine Straße, die zum Tempel führt: Dort werfen sich nach tibetischer Sitte gerade Pilger in ganzer Körperlänge auf den Boden. An ihnen vorbei marschiert eine martialisch wirkende Staffeln schwarz uniformierter Sicherheitskräfte mit Schilden und Helmen.

Die Unruhen vor vier Jahren begannen auch in Langmusi damit, dass tibetische Mönche chi-





Helden mit Handicap

GLOBAL VILLAGE: In Rom sollen kriegsverletzte Libyer fit gemacht werden für den Frieden – und für ein Leben im Rollstuhl.

Raba, der Rebell, liegt auf einer Liege und stöhnt vor Schmerzen. Zwei Krankenschwestern massieren seinen Rücken. Rabas Rücken sieht aus wie ein Schlachtfeld, übersät mit Schusswunden, die mit eiligen Stichen geflickt worden sind. Im Sommer noch raste Raba auf einem Pick-up durch Misurata, schrie „Tod dem Diktator!“, klawte der Gaddafi-Armee Waffen, schoss um sich, tötete und wurde bei einem Gefecht am Flughafen verletzt. Jetzt ist er querschnittsgelähmt, eine Windel klebt um seine Hüfte, er schaut nicht hin.

Die Schwestern sagen, Raba müsse lernen, mit seiner Behinderung zu leben. Raba sagt, er habe Libyen befreit, sie sollten ihn endlich in Ruhe lassen mit ihren Windeln. Er schaut auf die Schafe, die vor den Fenstern im Appia-Antica-Park grasen, das beruhigt. Sein Handy schrillt, Gewehrsalven als Klingelton.

Raba aus Misurata, der stolzen Rebellenhochburg, die monatelang dem Bombardement durch Gaddafis Truppen trotzte, 21 Jahre jung, will ein Held sein, kein Krüppel. Er will kein Morphiumpflaster gegen die Schmerzen, nicht weinen wie die italienischen Patienten, nicht sprechen über Gewissensbisse, weil er Gleichaltrige getötet hat, oder über das Gefühl, verheizt worden zu sein. Er kann nicht begreifen, dass sein Leben vorbei sein soll, bevor es wirklich begonnen hat.

Raba ist einer von 30 Libyern im Krankenhaus Santa Lucia, einer römischen Reha-Klinik für Querschnittsgelähmte. „Libysche Front“ nennen die Schwestern ihre Patienten, „Freedom Fighters“, Freiheitskämpfer, nennen sie sich selbst. Rund 300 von Rabas Kameraden werden in Rom behandelt, Ende Februar landete eine Maschine mit 80 Verwundeten.

Es war ein unverhofftes Wiedersehen in der Fremde, gut ein Jahr nach Beginn der Revolution in Libyen. Raba hatte einige seiner Kameraden längst für tot gehalten. In Rom traf er sie wieder, den Studenten Deya, 24, der mit den Milizen gen Tri-

polis gezogen war, bis man ihm die Knie-scheiben kaputtschoss. Und Rodwan, 21, dem Granatsplitter im Kopf stecken, 13 Operationen hat er hinter sich, alle paar Minuten durchzucken ihn nervöse Lachkrämpfe, er leidet unter einer posttraumatischen Belastungsstörung wie fast alle hier.

Ihre Krankenhauszimmer sind geschmückt mit libyschen Flaggen, an den Wänden hängen Dankesurkunden vom Nationalen Übergangsrat. Immer wieder erzählen sie von jenem Freudentag im Oktober, da waren sie schon außer Gefecht

sind reich, für unsere Helden ist uns nichts zu teuer.“ Die neuen Herrscher lassen für sie einiges springen, als Prämie für die Revolution sozusagen. Die Botenschaft in Rom zahlt die Behandlung, 600 Euro pro Tag und Patient, 1500 Euro Taschengeld im Monat, einen Übersetzer an der Seite und Catering vom Libanesen. „Es fehlt ihnen an nichts“, sagt Abufalga – außer an Zukunft.

Die Ärzte von Santa Lucia sind dankbar für die zahlungskräftigen Patienten mitten in der Finanzkrise. Der Direktor sagt, man müsse jetzt helfen, „nicht erst, wenn hier das Öl knapp wird oder dort die Islamisten an die Macht kommen“. Die Krankenschwestern dagegen stöhnen leise, wenn die Rebellen in ihren Zimmern rauchen und keine Lust haben auf Therapien. Einen Streit mit einem ehemaligen Gaddafi-Soldaten versuchten sie zu schlichten, es half nichts, der Soldat wurde verprügelt.

Die Klinikspsychologen sagen, die Rebellen würden nur genesen, wenn sie ihr Schicksal akzeptierten, und das gelinge nicht, solange ihr Kopf noch im Krieg sei.

Anzukommen in der Realität aber fällt ihnen schwer. Abends hocken Raba und Rodwan an ihren

Laptops und lesen Nachrichten aus Misurata. In der zerbombten Stadt herrschen die Milizen, in den Gefängnissen sollen Regimegetreue gefoltert werden. Raba hält das für Propaganda, er sagt: „Unser Leid darf nicht vergebens gewesen sein“, und dass er so schnell wie möglich zurückwolle, weil Helden wie er beim Wiederaufbau gebraucht würden.

Am nächsten Tag sitzt er im Rollstuhl an Roms Spanischer Treppe. Kleine Jungs laufen vorbei. Raba starrt auf seine nutzlos gewordenen Beine und sagt leise: „Alles wird gut.“

Dass er wohl niemals wieder wird laufen können, dass er kein Kind zeugen kann, haben ihm die Ärzte vor ein paar Tagen versucht zu erklären. Er tat, als hätte er es nicht verstanden.

FIONA EHLERS



Raba (l.), Kriegskameraden: „Alles wird gut“

gesetzt und jubelten im Krankenhaus. Gaddafi war tot, ihre Schlacht aber hatte gerade erst begonnen. Sie kämpften um eine Zukunft und mit der Frage: War es das wert?

In Rom werden sie von Chalid Abufalga, 41, betreut, einem Arzt der Poliklinik in Misurata. Während des Kriegs versorgte er Verletzte an der Frontlinie, stellte die Totenscheine der beiden westlichen Kriegsreportagen Tim Hetherington und Chris Hondros aus und flickte auch Raba und Rodwan zusammen.

Seit einem Autounfall vor zehn Jahren sitzt Abufalga im Rollstuhl. Er sagt, er sei den Verletzten ein Vorbild: „Ich habe überlebt, sie werden auch überleben.“

Nach Kriegsende bestellte er im Auftrag der Übergangsregierung Betten in Santa Lucia, er kannte die Klinik, weil er selbst hier behandelt worden war. „Wir

**JETZT WERDE
ICH ZUM
SERIENTÄTER.**

DANKE, ARTE!

arte

KOMMISSAR WINTER

AB 22. MÄRZ, IMMER DONNERSTAGS, 20.15 UHR.

TV-PREMIERE: DIE KRIMISERIE NACH DEN BESTSELLERN
DES SCHWEDISCHEN AUTORS ÅKE EDWARDSON.

Môquet-Darsteller Léo Paul Salmain

FERNSEHEN

Im Räderwerk

PHILIPPE DELACROIX / ARTE

Guy Môquet wurde nur 17 Jahre alt. Am 22. Oktober 1941 erschoss ein Exekutionskommando der deutschen Wehrmacht den jungen Franzosen, gemeinsam mit 26 anderen Gefangenen eines Internierungslagers in Châteaubriant. Môquet war beim Verteilen politischer Flugblätter erwischt worden. Die Hinrichtung jedoch war eine reine Vergeltungsmaßnahme, angeordnet von Adolf Hitler, Rache für die Ermordung eines deutschen Offiziers in Nantes. Jetzt hat der Regisseur Volker Schlöndorff die dramatischen 48 Stunden zwischen dem Attentat in Nantes und der Exekution der – an dem Anschlag unbeteiligten – Geiseln für einen bewegenden Fernsehfilm rekonstruiert. In „Das Meer am Morgen“ zeigt Schlöndorff

die grausame Willkür der deutschen Besatzer, aber auch die unheimliche Beflissenheit einiger französischer Kollaborateure, die Juden und Kommunisten auf die Todeslisten setzten (Sendetermin: Freitag, 20.15 Uhr, Arte). Eine wichtige Quelle für den Regisseur war Ernst Jüngers Text „Zur Geiselfrage“, in dem der Schriftsteller, damals als Hauptmann in Paris stationiert, „mit der Akribie eines Kriminalkommissars“ (Schlöndorff) die Ereignisse notierte. Im Film scheint Jünger, gespielt von Ulrich Matthes, die Rolle des Zeitzeugen zu genießen, der sich „nicht berufen“ fühlt, „ins Räderwerk des Weltgeschehens einzugreifen“. Ein paar Tage nach Guy Môquets Tod übersetzte Jünger dessen Abschiedsbrief ins Deutsche.

LITERATURWISSENSCHAFT

„Schon kommt der Prinz“



Heinz Rölleke, 75, emeritierter Germanistikprofessor, über sein Buch „Es war einmal ...“ (Verlag Eichborn), in dem er beschreibt, wem die Brüder Grimm die Märchen verdanken

SPIEGEL: Vor 200 Jahren erschien die Erstausgabe von Grimms Märchen. Sie haben herausgefunden, wer den Brüdern Grimm die Märchen zutrug. Lesen sich die Märchen anders, wenn man das weiß?

Rölleke: Natürlich. Da haben wir zum Beispiel die Schwestern Hassenpflug, Töchter eines Regierungspräsidenten, von denen die Älteste den Brüdern Grimm „Dornröschen“ erzählt hat. Sie war damals noch keine 20 Jahre alt. Sie erzählte die Geschichte einer Prin-

zessin, die nichts leisten muss, die nicht geprüft wird, sondern einfach nur schläft – und schon kommt der Prinz und damit das Happy End. Das dürfte in etwa das gewesen sein, was eine junge Dame von ihrem eigenen Leben erwartete.

SPIEGEL: Härtere Stoffe wurden den Grimms von Leuten zugetragen, die ein entbehrungsreiches Leben hatten?

Rölleke: Zum Teil ist das tatsächlich so, wie meine Forschungen im Nachlass der Grimms und in den Aufzeichnun-

gen ihrer Freunde ergeben haben. Da gibt es Dorothea Viehmann, damals 57 Jahre alt, eine Wirtstochter und Schneiderswitwe, die den Brüdern Grimm Märchen erzählte, in denen die Heldinnen sich das Happy End erkämpfen müssen, vorher verstoßen werden und so weiter. „Die Gänsemagd“ zum Beispiel oder „Hans mein Igel“.

SPIEGEL: Hat sich die Sprache der Zuträger den Märchen eingepägt?

Rölleke: Dorothea Viehmann brachte Wendungen wie „Es begab sich aber“ oder „Es geschah aber“ in die Märchen ein. Sie war eine fromme Frau und kannte diese Wendungen aus der Bibel.

SPIEGEL: Warum hat sich die Germanistik so lange nicht für die Zuträger interessiert?

Rölleke: Das liegt am Genre. Märchen gehörten für die Literaturwissenschaftler zur nicht künstlerischen Volksliteratur. Und die Volkskundler wiederum haben stets gesagt: Das ist Literatur, also nichts für uns.



„Dornröschen“-Illustration 1879

LITERATUR

Tod in Stuttgart

Was ist bloß los? Die Kritiker sind außer sich. Vor Begeisterung. Hymnen über diesen Roman nicht nur in der „Stuttgarter Zeitung“, was zu verzeihen wäre, denn „Am Schwarzen Berg“ von Anna Katharina Hahn spielt in Stuttgart, Jubel auch andernorts: von der „FAZ“ über die „Süddeutsche“ bis hin zur „Neuen Zürcher Zeitung“ – immerhin schert die „Zeit“ aus. Ansonsten wird als „kühn und kühl“, „großartige Milieustudie“ und „Romantikpastiche“ gelobt, was doch nur die konstruierte Vorstadtdgeschichte dreier Ehepaare ist. Deren Leben und Vorleben mag Hahn, 41, effektiv beobachtet und erfunden haben. Ein gelungener Roman ist diese schwäbische Sozialstudie deswegen noch lange nicht. Der interessanteste Inhalt (dieser reicht gerade für ein Fernsehspiel) hilft wenig, wenn es



Anna Katharina Hahn
Am Schwarzen Berg

Suhrkamp Verlag,
Berlin; 240 Seiten;
19,95 Euro.

an Stil und Sprache mangelt. Kaum zu glauben, dass hier eine Autorin schreibt, die zuvor schon drei Romane publiziert hat. Ein „nachtcremeglänzendes Gesicht“ mag noch hingehen, doch wenn Flaschen in der Külschrantür „ihre beschlagenen Bäuche“ präsentieren, Raucher „bläuliche Wolken aufsteigen“ lassen, Autos ihren Weg „fast von alleine“ finden und der Fahrer, der einen „Rock-Sender“ hört, „im Strom der Beats“ folgt (offenbar seinem eigenen Auto), dann ist das Poesiealbum nicht weit. Ehebruch klingt so: „Carla hatte nach Emils Penis gegriffen und ihn in den Spalt zwischen ihren Brüsten gesteckt.“ Da berührt auch das tragische Finale nicht mehr: der Selbstmord eines Familienvaters, den seine Frau mitsamt Kindern verlassen hat. Für den am vergangenen Donnerstag vergebenen Leipziger Buchpreis galt das Hahn-Werk als Favorit, die Jury hat sich lieber für Wolfgang Herrndorfs Roman „Sand“ (SPIEGEL 45/2011) entschieden.

KINO IN KÜRZE

„**Ruhm**“. Die Regisseurin Isabel Kleefeld setzt in dieser Verfilmung des gleichnamigen Erfolgsbuchs von Daniel Kehlmann auf brave Gärtnerinnenarbeit in einem zerzausten Story-Gestrüpp. Stefan Kurt gibt den Erfolgsschriftsteller Leo Richter, der als eitles Ekel durch die Welt reist, Heino Ferch den Filmstar Ralf Tanner, dessen Villa und Leben von einem Doppelgänger gekapert werden. Zusammen mit Julia Koschitz, Senta Berger und anderen spielen diese Helden an gegen einen grundsätzlichen Makel dieses Films, der leider auf die Vorlage zurückgeht: Statt Menschen aus Fleisch und Blut wurden nur Karikaturen vorgeführt.

„**Take Shelter**“ erzählt von einem Bauarbeiter (Michael Shannon), der Vorzeichen für einen apokalyptischen Sturm zu erkennen glaubt und deshalb für seine Familie einen Bunker baut. Dem Regisseur Jeff Nichols gelingt eine großartige Mischung aus Psychothriller und Bibelfilm, die von inneren und äußeren Plagen handelt. Bis zum Ende lässt der Film den Zuschauer im Zweifel, ob der von seinen Visionen getriebene Held ein Seher ist oder ein Irrer. Der vielfach preisgekrönte Film zaubert ganz große Bilder auf die Leinwand: Wolken, die sich über den Weiten des Mittleren Westens zusammenballen wie die Faust Gottes oder Landschaften, in die sich Sorgenfalten eingegraben haben wie Erosionsrinnen.



Shannon in „Take Shelter“

Mein Schiff
kann
mehr!

Premium
Alles
Inklusive



TUI Cruises

Schon mal alles
bestellt, außer der
Rechnung?

Mein Schiff.

Mit unserem **Premium Alles Inklusive-Konzept** sind die meisten Speisen und ein umfangreiches Getränkeangebot den ganzen Tag schon inklusive. Auf Ihr Wohl! Weitere Informationen erhalten Sie in Ihrem Reisebüro oder unter www.tuicruises.com

Mein Schiff 1

Ostsee & Baltikum
Juli bis August 2013

10 Nächte ab **1.548€***



* Wohlfühlpreis p. P. bei 2er-Belegung einer Innenkabine ab/bis Kiel und inklusive Frühbucher-Ermäßigung (limitiertes Kontingent) bei Buchung bis max. zum 15.08.2012.

MUSIK

Ewiges Girl

Die postfeministische Generation ist mit Madonna aufgewachsen. Inzwischen ist die Sängerin 53 Jahre alt und vierfache alleinerziehende Mutter. Eigentlich hätte sie viel zu erzählen.

Sie sieht immer noch super aus. Als Madonna für ihren Auftritt in der Halbzeitpause des Super Bowl Anfang Februar von einem Dutzend Männer auf einem Thron zur Bühne getragen wurde, strahlte ihr Gesicht auf eine wunderschöne, schöne Art. Sie trug sehr hohe Absätze, Stiefel, die über dem Knie endeten, ein kurzes Kleid, die Haare offen.

114 Millionen Amerikaner schauten zu, es war eines der großen, weltweiten Fernsehereignisse dieses Jahres. Die Marketing-Kampagne für Madonnas neues Album begann an diesem Abend, und sie schien zu funktionieren. Ihre Show wollten mehr Menschen sehen als das Football-Spiel, für das sie eigentlich nur der Pausenfüller war.

Madonna war wieder da.

Natürlich sieht sie auch auf den Fotos super aus, mit denen sie „MDNA“ bewirbt, die Platte erscheint am Freitag. Sie wirkt nicht mehr so erschreckend dünn wie noch vor vier Jahren, als ihr voriges Album erschien. Mag sein, dass diese Fotos nachbearbeitet sind, aber auch auf den Schnappschüssen der vergangenen Monate, als sie zum Beispiel ihren Film „W. E.“ über die Liebe zwischen der Amerikanerin Wallis Simpson und dem späteren britischen König Edward VIII. auf Festivals vorstellte, sah sie super aus.

Madonna ist jetzt 53 Jahre alt. Dafür sieht sie super aus. Das ist natürlich ein schlimmer Satz. Es fällt schwer, ihn einfach aufzuschreiben. Egal, wie man ihn dreht und wendet, er wird nie zu einem Kompliment. Selbst wenn er so gemeint ist.

Sie ist die wahrscheinlich wichtigste Pop-Künstlerin der Welt. Fast alles ist ihr gelungen. Sie ist die große sexuelle Revolutionärin der vergangenen Jahrzehnte, sie hat Themen wie Sex, Ruhm und Macht immer wieder neu verbunden und Bilder wie Klänge für die großen, damit verbundenen Fragen gefunden. Ehe und Familie, Religion und Esoterik, all dies hat sie in ihr Reich holen können, mit einer Leichtigkeit, als wären es verlassene Gebiete, die auf eine neue Herrscherin bloß gewartet hatten.

Um zu verstehen, wie gut es für Madonna gelaufen ist, reicht ein Blick auf die Konkurrenz, auf die Künstler, neben denen sie ihre Karriere in den Achtzigern einmal begann: Sie sind entweder tot wie Michael Jackson und Whitney Houston oder aber irrelevant wie Prince und George Michael.

Nur das eine, das gelingt ihr nicht: glaubwürdig zu altern. Dass dies vor allem ein künstlerisches und kein biologisches Problem ist, macht die Sache nur unwesentlich besser. Madonna kann zu ihrem Altern kein entspanntes Verhältnis entwickeln. Deshalb fährt sie ihr neues Album „MDNA“ auch so fürchterlich laut gegen die Wand.

Vielleicht muss man mit dem Wort „Girl“ beginnen. Es hat in Madonnas Karriere eine große Rolle gespielt: als Mädchen, das mit den kulturellen Zuschreibungen des „Girls“ spielte, betrat sie Mitte der achtziger Jahre die Weltbühne, „Material Girl“ hieß das dazugehörige Stück auf ihrem zweiten Album und war weder ihr erfolgreichster noch ihr bester Song, aber er definierte für lange Zeit ihr Image. Wo kommt das Geld her, wie hängt das Geld mit Sex zusammen und wie bekomme ich beides, ohne mich von irgendjemandem abhängig zu machen?

Vorher war das Mädchen ein schwaches Wesen, Madonna machte es stark. Das „Girl“ war so kapriziös und blond gefärbt wie Madonna selbst. Aber in dieser erfundenen Figur vereinte Madonna schon die Themen Sex, Ruhm und Macht, die für sie bis heute wichtig sind, auch noch, als längst schon andere, erwachsenere Dinge in den Vordergrund rückten.

Nun geht es wieder um das „Girl“. Madonna singt in ihren Songs davon, ein „bad girl“ zu sein, „a different kind of girl“ und auch davon, dass sie versuchte, ein gutes „girl“ zu sein. „Girl Gone Wild“ heißt der erste Song von „MDNA“, er ist auch gerade als Download erschienen.

Madonna, deren Größe gerade darin besteht, immer wieder neue Rollen gesucht und sich neu erfunden zu haben, will wieder ein Mädchen sein.

Superstar Madonna: Sie hat den Mädchen erzählt,



wie sich Wünsche nach Geld, Männern und Selbstbestimmung verwirklichen lassen

Die Produzenten ihres neuen Albums haben das in Musik übersetzt: Die Songs walzen mit der Wucht eines dieser monströsen Geländewagen, die reiche Frauen benutzen, um zusammen mit ihren Töchtern Klamotten zu kaufen, alles nieder, was sich in den Weg stellt.

Madonnas Stimme findet in diesen Liedern keinen Ort mehr, sie wird zerhackt und gefiltert, scheint mal aus der einen Ecke zu kommen, dann wieder aus der anderen. Es ist eine ratlose Musik, die sagt: Mir ist alles egal. Ich will mit 20-Jährigen tanzen gehen und alle Sorgen vergessen.

Eine Aquarellmalerin war Madonna sicher nicht. Aber mit so breitem Pinsel hat sie ihre Tracks wohl noch nie an die Wand geklatscht. Dies sind mächtige Dancefloor-Bomben, voll tonnenschwerer Bässe und brutaler Synthesizer-Fanfaren.

Nicht alle Songs sind so. Manchmal, in den ruhigeren Momenten, schaltet sie in einen anderen Modus. Dann klingt „MDNA“ nach einem einsamen Abend in einer Hotelbar mit Selbstgesprächen und ein paar Gläsern zu viel. Ganz anders also, aber genauso trist.

Älter werden ist nicht glamourös, sondern blöder Alltag: kleiner Verfall und großer Ausbruch, konsequente Selbstbeschwindelung, auch weil Selbsterkenntnis vielleicht keine Besserung mehr verspricht, sondern zur Bedrohung wird. Die Dinge sind gelaufen, wie sie gelaufen sind, und so wird es weitergehen. Älter werden ist Faltencreme, Zeit im Badezimmer, die immer länger wird, Kinder, die aus dem Haus gehen.

Eine Folkplatte mit akustischen Gitarren und Geständnisongs stattdessen? Wäre das besser gewesen?

Madonna war immer eine Geschichtenerzählerin. Nicht nur für die Mädchen, wie am Anfang ihrer Laufbahn, als sie davon erzählte, wie sich die Wünsche nach Geld, Männern und Selbstbestimmung verwirklichen lassen.

Einige Jahre später erzählte sie den jungen Frauen, dass es okay sei, feministisch zu denken und sich die sexuellen Rollen trotzdem nicht nach politisch korrekten Kriterien auszusuchen. Kann man eine schlaue Schlampe sein? Madonna machte es vor.

Dann kam die Sinnkrise. Madonna verwandelte sie in eine große Erzählung davon, wie sich Esoterik und Coolness verbinden lassen.

Und sie nahm sich, wen sie wollte. Ihre Ehe mit Sean Penn, einem der attraktivsten Schauspieler Hollywoods, ging in die Brüche. Als sie Mutter werden wollte, griff sie sich einen Fitnesstrainer. Auch das waren Geschichten über Glanz und Elend weiblicher Selbstbestimmung.

Sie wollte die Welt retten und holte sich zwei Kinder aus Afrika in die Fami-



FRANS SCHELLENS / REDERNS / GETTY IMAGES



GLOBE PHOTOS / INTERTOPICS



1982



DAVE HOGAN / GETTY IMAGES



KEVIN MAZUR / WIREIMAGE

Madonna-Ikonografie: Macht man das so als Königin des Pop?

lie. Auch das war eine große Geschichte über eine kleiner gewordene Welt. Madonna wurde kritisiert für die unsensible Art, mit der sie die Kinder aus Waisenhäusern zu sich holen wollte – auch vor Ort im südostafrikanischen Malawi. Es ging um die Selbstverständlichkeit, mit der eine reiche weltberühmte Weiße scheinbar Gutes tun wollte und erwartete, dafür gelobt zu werden. Das Gute lässt sich eben nie so einfach tun, wie man es sich erträumt. Vieles von dem ließ sie in ihrer Musik auftauchen. Oft nur indirekt.

Sie wechselte die Kontinente, zog von Amerika nach Großbritannien und folgte dem Traum von der großen Liebe und dem Landsitz in der englischen Provinz – und sah ihn zerbrechen. Auch darin konnten sich viele wiederfinden, die feststellen mussten, dass Träume sich noch lange nicht in die Realität übertragen lassen, nur weil man erwachsen geworden ist und genug Geld hat. Aber schon damit hatte sie ästhetische Probleme, ihr letztes Album „Hard Candy“ war bereits schwach.

Und nun, mit sehr viel Geld, vier Kindern, einer Vielzahl von Erinnerungen, Macht und Einfluss auf der Haben-Seite, mit zwei gescheiterten Ehen, vielen gebrochenen Herzen und noch mehr unschönen Erinnerungen auf der Soll-Seite, gibt ihr Leben nicht mehr her als melancholisches Ehekrise-Bewältigungsgemurmel oder sinnentleertes Geballer für hysterische Feier-Nächte?

Wo ist Madonna, wenn sie gebraucht wird? Keine Geschlechterrolle ist so ver-

nachlässigt wie die der Frau zwischen 50 und 60, auf halbem Weg zwischen Mutter und Oma. Die, die genau weiß, dass der Satz „Du siehst super aus“ mindestens so viel Herablassung in sich trägt wie Nettigkeit.

Dabei gibt es diese Geschichten über feministische Selbstbehauptung im jetzigen Leben dieser Frau. Madonnas Liebhaber, Brahim Zaibat, ist 24, nur neun Jahre älter als ihre Tochter Lourdes. Solche Beziehungen waren bislang Männern vorbehalten. Und vor ein paar Wochen gab sie bekannt, dass Lourdes auf der Welttournee ihrer Mutter als Tänzerin dabei sein wird.

Das klingt interessant. Macht man das so als Königin des Pop? Schickt man die Kronprinzessin mit kleinen Auftritten in die Lehre? Oder hält man so die Familie zusammen?

Oder: Wie ist das eigentlich heute für eine Mutter der Madonna-Generation? Was sind das für Konflikte, in einer Zeit, in der viele Mütter so viel Wert darauf legen, dass sich der Altersunterschied zu ihren Töchtern nivelliert? In einer Zeit, in der sich die Rollen- und Altersunterschiede nicht mehr in unterschiedlichen kulturellen Vorlieben äußern.

Madonna übrigens hat diese Figur der Mutter, die zusammen mit ihrer Tochter die gleichen Klamotten kaufen geht, mit-erfunden. Wie geht es nun weiter? Dass man die gleichen Hosen trägt, heißt nicht, dass Autoritätskonflikte verschwinden. Zumal heute viele junge Leute liebend gern älter wären, als sie sind. Sängerinnen wie Adele oder Lana del Rey, beide in

den mittleren Zwanzigern, orientieren sich nicht nur stilistisch an der Vergangenheit. Sie wollen auch älter klingen, als sie sind, nach Erfahrungen, die sie selbst gemacht haben können.

Jugend ist im Pop trotzdem eine starke Währung, vielleicht sogar die stärkste. Dass dies nicht nur für sie, sondern auch gegen sie arbeiten kann, hat Madonna zum ersten Mal Ende der neunziger Jahre gespürt. Damals drängte Britney Spears mit ganz ähnlichen künstlerischen Mitteln wie Madonna an die Spitze der Charts.

Sie konterte, indem sie mit Britney-Spears-T-Shirt auftrat, sie für einen Live-Auftritt im Fernsehen auf die Bühne lud und einen Zungenkuss mit ihr austauschte. Ich bin die Königin, signalisierte dieser Kuss. Ich bleibe es auch. Spears' Karriere erholte sich davon nie.

Inzwischen ist mit Lady Gaga die erste wirklich ernstzunehmende Nachfolge-Kandidatin aufgetaucht, genauso ehrgeizig, nüchtern, arbeitswütig, größenwahnsinnig, machtinteressiert, körperlichkeitsirre, experimentierfreudig. Genauso interessiert an Pop als Medium der größtmöglichen Geste – und der Avantgarde.

Madonna hält sie wohlweislich auf Abstand. „There's only one queen, and that's Madonna, bitch!“, rappt Nicki Minaj auf „MDNA“.

Aber das ist der einzige Hinweis darauf, dass Madonna, die große alte Dame des Kontrollfreaktums, überhaupt noch Interesse daran hat, ihr künstlerisches Reich zusammenzuhalten.

TOBIAS RAPP

UNTERHALTUNG

Horrorshow Pubertät

Die Bestsellerverfilmung „The Hunger Games“ erzählt von einer Fernsehshow, in der Jugendliche um ihr Leben kämpfen müssen.

Eines Nachts saß Suzanne Collins vor dem Fernseher, sie zappte sich durchs Programm, hin und her zwischen Reality-Shows und Berichten über den Irak-Krieg. Collins, Amerikanerin, Jahrgang 1962, Mutter von zwei Kindern, guckt schon von Berufs wegen fern, sie entwickelte früher Sendungen für den Kinderkanal Nickelodeon und schrieb Drehbücher für Zeichentrickserien wie „Der kleine Bär“.

Auch mit Krieg kennt sich Collins ein bisschen aus. Ihr Vater war Offizier bei

gendliche töten muss, wenn sie selbst am Leben bleiben will.

„The Hunger Games“ verkaufte sich allein in den USA bislang 13 Millionen Mal, das Werk wurde in 26 Sprachen übersetzt, die deutsche Ausgabe, Titel „Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele“, steht seit Monaten auf der SPIEGEL-Bestsellerliste, ein Jugendbuch auch für Erwachsene, zu den Lesern gehören die Präsidententöchter Malia und Sasha Obama ebenso wie der Schriftsteller Stephen King.

Mittlerweile sind zwei Fortsetzungen von Collins' Roman erschienen, und die Heldin Katniss Everdeen gilt bei Fans und Verlegern als würdige Nachfolgerin von Harry Potter, vor allem aber als Gegenmodell zur lahmen Bella aus der „Twilight“-Serie, die vier Romane und fünf Filme lang auf Erlösung durch ihren geliebten Vampir wartet.

Diese Woche kommt die Verfilmung von „Die Tribute von Panem – The Hunger Games“ in die Kinos, in zunächst 32 Ländern, von Neuseeland bis Kolumbien. Es dürfte einer der erfolgreichsten Filme des Jahres werden, auch weil er ein Paralleluniversum zeigt, das Jugendliche in aller Welt wiedererkennen dürften. Er-

Kandidaten ausgelost, die sogenannten Tribute, ein Junge und ein Mädchen zwischen 12 und 18 Jahren. Die 24 Rekruten reisen – Achtung, Zukunftsvision: Sie fahren mit dem Zug – nach Kapitol, Panems Hauptstadt, architektonisch eine Mischung aus Pjöngjang und Las Vegas. Dort trainieren die Kandidaten für die „Hunger-Spiele“, den live übertragenen tagelangen Wettkampf auf Leben und Tod, ausgetragen in einem großen Waldgebiet.

Wie Gladiatoren im alten Rom müssen die Jugendlichen einander massakrieren, wie Kandidaten bei RTL oder ProSieben werden sie dabei ständig gefilmt. Moralische Skrupel? Sind schlecht für die Quote und mitunter tödlich für die Teilnehmer. Wer zögert, wenn der Gegner das Messer zückt, hat keine Chance. Den Sieger erwarten am Ende Ruhm und Ehre sowie, nein, kein Model-Vertrag, sondern Lebensmittel für die eigene Provinz.

Die Kandidaten aus Distrikt 12, Katniss (Jennifer Lawrence) und Peeta (Josh Hutcherson), sind verbunden durch die gemeinsame Heimat, aber Konkurrenten im Todesspiel. Katniss, eine versierte Jägerin, kann gut mit Pfeil und Bogen umgehen. Was sie vor dem Wettkampf noch lernen muss, ist der gefällige Auftritt. „Du musst es schaffen, dass die Leute dich mögen“, erklären Katniss' Berater, gespielt von Woody Harrelson und Lenny Kravitz. Dann schicken sie Katniss zur Kosmetikerin, Beinenthaarung. Auch unansehnliche Kandidaten sind schlecht für die Quote.

„The Hunger Games“ spielt zwar in der Zukunft, doch die Macher kennen die Historie des Genres genau. Suzanne Collins, die auch am Drehbuch mitwirkte, und der Regisseur Gary Ross („Seabiscuit“) kombinieren Elemente aus William Goldings Roman „Herr der Fliegen“, George Orwells „1984“ oder Wolfgang Menges Fernsehfilm „Das Millionenpiel“, in dem bereits im Jahr 1970 der Kandidat einer TV-Show von Killern gejagt wurde. Es gibt schlechtere Vorbilder.

Doch „The Hunger Games“ ist mehr als die Summe aus Zitaten und Verweisen, die gerade Jüngere ohnehin kaum bemerken dürften. Die gruselige Pointe besteht darin, dass der Film sein Publikum zu Komplizen macht. Die sensationsgierigen Voyeure dieses Todesspiels, das sind nicht nur die Bewohner von Panem, sondern auch die Zuschauer im Kino.

Im September beginnen die Dreharbeiten für den zweiten Teil.

MARTIN WOLF



Darstellerin Lawrence in „The Hunger Games“: Todesspiel im faschistoiden Märchenreich

der US-Armee, der aus Vietnam ein Trauma mitgebracht hatte und später, während seiner Stationierung bei der Nato in Brüssel, seine Tochter auf Besichtigungstouren zu europäischen Schlachtfeldern mitnahm. Doch erst die Zapping-Erfahrung an jenem Abend, die „beunruhigende Vermischung“ von Kriegs- und Showbildern, wie Collins es nennt, inspirierte sie zu einem Roman, der ein Weltbestseller werden sollte.

„The Hunger Games“ erschien im Jahr 2008, im Mittelpunkt steht eine junge Heldin namens Katniss Everdeen, 16 Jahre alt, die in einer Fernsehshow andere Ju-

wachsen zu werden, das ist eine Horror-Show.

„The Hunger Games“ spielt in der Zukunft, nach der Apokalypse. Wo einst Nordamerika war, liegt jetzt das Land Panem, ein faschistoides Märchenreich, in dem der Präsident (Donald Sutherland) zum Beweis seiner Macht und zur Unterhaltung des Volkes eine leicht verschärfte Variante von Shows wie dem Dschungelcamp, „Deutschland sucht den Superstar“ oder Heidi Klums „Topmodel“-Dressur veranstalten lässt: Wer ausscheidet, stirbt.

Einmal im Jahr werden in jedem der zwölf Provinzdistrikte von Panem je zwei



Video: Martin Wolf über den Kinofilm „The Hunger Games“
Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Gier ist der Anfang von allem“

Die Entwicklung des ökonomischen Ethos: der tschechische Wirtschaftswissenschaftler Tomáš Sedláček über Moral und Krise

Mit seinem Bestseller „Die Ökonomie von Gut und Böse“, der zuerst 2009 in der Tschechischen Republik erschien, sprengt der Wissenschaftler und Politikberater Tomáš Sedláček, 35, Grenzen und Stereotypen seiner Zunft, indem er die Verwurzelung der Wirtschaft in der Kulturgeschichte der Menschheit freilegt. Von 2001 bis 2003 gehörte Sedláček zum Stab des damaligen tschechischen Präsidenten Václav Havel, der seine „neue, nicht durch die vier Jahrzehnte des totalitären kommunistischen Regimes belastete Sichtweise“ schätzte. Bis 2006 beriet er den tschechischen Finanz-

minister in der Auseinandersetzung um die Konsolidierung des Haushalts sowie die Reform des Steuer-, Renten- und Gesundheitssystems. Die meisten Politiker, so Havel, akzeptieren bewusst oder unbewusst die marxistische These von der ökonomischen Basis und dem geistigen Überbau. Sedláček dreht dagegen diese Hierarchie auf seiner philosophischen Reise durch die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte um. Für ihn geht es in der gesamten Ökonomie letztlich um die Frage, wie wir leben sollen. Die „Yale Economic Review“ bezeichnete ihn als einen der vielversprechenden „Five Hot Minds in Economics“.

Sedláček arbeitet heute als Chefvolkswirt bei der großen tschechischen Bank ČSOB, ist Mitglied des Nationalen Wirtschaftsrats und lehrt an der Prager Karls-Universität. Die deutsche Ausgabe seines Buchs stand seit ihrem Erscheinen im Februar wochenlang auf der SPIEGEL-Bestsellerliste*. In Prag wurde daraus mit großem Erfolg ein Theaterstück gemacht, das Parabeln und Argumente des Autors in Dialoge umsetzt und das Publikum einbezieht.

* Tomáš Sedláček: „Die Ökonomie von Gut und Böse“. Aus dem amerikanischen Englisch von Ingrid Proß-Gill. Hanser Verlag, München; 448 Seiten; 24,90 Euro.



Autor Sedláček: „Die Ansprüche des Menschen sind der Fluch der Götter“

GUNTHER GUERCKICH / DER SPIEGEL



Adam und Eva im Paradies*, Börsenhändler in Chicago: „Evas Begehren wird nie versiegen“

SPIEGEL: Herr Sedláček, in Oliver Stones Film „Wall Street“ aus dem Jahre 1987 verkündet der Börsenhai Gordon Gekko, gespielt von Michael Douglas, den provozierenden Sinnspruch des Neoliberalismus: „Gier ist gut.“ Hat die Krise des Finanzkapitalismus die Habgier wieder auf eine der sieben Todsünden reduziert?

Sedláček: Gekko reüssiert mit seiner Gier, dann fällt er ihr zum Opfer. Aus den ältesten Geschichten der Menschheit wissen wir, dass Gier stets diesen Januskopf besitzt: Sie ist Motor des Fortschritts, aber auch Ursache unseres Absturzes. Ständig unzufrieden zu sein, mehr zu begehren, scheint ein angeborenes Naturphänomen zu sein und das Herz unserer Zivilisation zu bilden. Die Ursünde des ersten Menschenpaares im Garten Eden war die Folge von Gier.

SPIEGEL: Nicht eher von Verführung und Neugier?

Sedláček: Begehren und Neugier sind Schwestern. Die Schlange weckte in Eva nur ein Verlangen, das bereits in ihr schlief. Der verbotene Baum war eine Augenweide, heißt es in der Genesis.

SPIEGEL: Wie die suggestiven Bilder moderner Werbung.

Sedláček: Eva und Adam greifen zu und verzehren die Frucht. Die erste Sünde hat den Charakter eines übermäßigen, überflüssigen Konsums. Sie ist nicht sexueller Natur. In Eva erwacht ein Begehren nach etwas, das sie nicht braucht. Die Lebensbedingungen im Paradies waren vollkommen, und dennoch war alles, was Gott den beiden gegeben hatte, nicht genug. Insofern steht die Gier nicht nur an der Wiege der theoretischen Ökonomie,

sondern auch am Beginn unserer Geschichte. Gier ist der Anfang von allem.

SPIEGEL: Das Böse wird durch Unersättlichkeit auf die Erde gebracht?

Sedláček: Die Ansprüche des Menschen sind der Fluch der Götter. In der griechischen Mythologie erzählt die Geschichte der Pandora, der ersten Frau, die aus Neugier ihre Büchse öffnet und damit Not, Hunger und Krankheit in die Welt setzt, das Gleiche wie die Bibel. In der babylonischen Kultur zeigt uns das Gilgamesch-Epos, wie das Begehren den Menschen aus der Harmonie der Natur reißt.

SPIEGEL: Die menschliche Gattung definiert sich durch ihre existentielle Unzufriedenheit?

Sedláček: Der Sättigungspunkt wird nie erreicht, genauso wenig wie das Ende der Geschichte. Der Konsum funktioniert wie eine Droge. Das Genug liegt immer hinter dem Horizont. Der marxistische Philosoph Slavoj Žižek hat es so formuliert: „Die raison d'être des Begehrens besteht nicht im Realisieren des Ziels, volle Befriedigung zu erlangen, sondern sich selbst als Begehren zu reproduzieren.“

SPIEGEL: Deshalb ist das Leben letztlich eine Sisyphusarbeit?

Sedláček: Die Gleichgewichtswirtschaft ist zum Scheitern verurteilt. Evas Begehren, ökonomisch gesprochen ihre Nachfrage, wird nie versiegen. Und Adams Angebot, die Arbeit im Schweiß seines Angesichts, wird nie ausreichen. In dem Film „Fight Club“ nach dem Roman von Chuck Palahniuk sagt der Protagonist Tyler Durden zu seinem namenlosen Freund, der seinen Beruf in der Autobranche verabscheut: Wir gehen zur Arbeit, die wir hassen, damit wir Scheiße kaufen können, die wir nicht brauchen. Das ist die Vertreibung aus dem Paradies,

in die Gegenwart der Moderne übertragen.

SPIEGEL: Dennoch träumt der Mensch immer wieder davon, der Tretmühle zu entkommen und die Harmonie des Gleichgewichts zu finden. Die Erinnerung an das verlorene Paradies erlischt nicht.

Sedláček: Fortschritt oder Zufriedenheit, das ist das anthropologische Dilemma der *Conditio humana*. Beides zusammen geht nicht. Die Menschen reiten ein gefährliches Tier. Es scheint zwei Möglichkeiten zu geben, die Diskrepanz zwischen Verlangen und Befriedigung, Nachfrage und Angebot zu schließen: Man kann das Angebot der Güter und die Kaufkraft, sie zu erwerben, vergrößern. Das ist das hedonistische Programm, für das wir uns seit den Griechen und Römern entschieden haben, das aber in der Schuldenkrise zu zerbrechen droht. Die Monetarisierung unserer Gesellschaft hat die Illusion verstärkt, dass alle Dinge, die wir wünschen, in unserer Reichweite liegen.

SPIEGEL: Demgegenüber sind jetzt Sparen, Rigorismus, Maßhalten angesagt.

Sedláček: Das ist das genau entgegengesetzte Programm: das der antiken Stoiker. Die Nachfrage soll so verringert werden, dass sie dem Angebot entspricht. Die Stoiker mussten sich ihr ganzes Leben lang zur Beschränkung ihrer Bedürfnisse erziehen. Diogenes in der Tonne war überzeugt, umso freier zu sein, je weniger er hatte.

SPIEGEL: Nur taugt er heute kaum als Vorbild.

Sedláček: Das war wohl nie der Fall, aber seine philosophische Botschaft ist durchaus modern. Diogenes ist der Vorläufer der Zivilisations- und Technikkritik.

SPIEGEL: Ein Prediger der Grenzen des Wachstums, die auch der Club of Rome 1972 vergebens zu ziehen versuchte.

* Gemälde von Lucas Cranach d. Ä., 1531.
Das Gespräch führte der Redakteur Romain Leick.

Warum knallt und brummt die Erde?



Klappenbroschur | 224 Seiten mit Abb.
€ 14,99 [D] | ISBN 978-3-421-04534-8

Auch als eBook erhältlich.

Axel Bojanowski ist ein leidenschaftlicher Sammler geowissenschaftlicher Raritäten und unglaublicher Phänomene. Seine Geschichten handeln von gigantischen Wasserfällen im Atlantik, von riskanten Bohrungen ins Herz eines Supervulkans oder von mächtigen Felsen, die durch die Wüste wandern. Präzise, unterhaltsam und verständlich erzählt der Autor von den großen Fragen der Geowissenschaften – mit Gespür für die schrägen Details.

Erhältlich im
Buchhandel und bei
www.spiegel.de/shop

SPIEGEL
BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de

Sedláček: Die Gleichung „mehr ist besser“ geht nicht mehr auf. Das macht Diogenes zum Zeitgemäßen: Der Moment, in dem uns bewusst wird, dass Wissenschaft und Technik ambivalent sind, markiert das Ende der Modernität. Das Anliegen des Club of Rome war ja die Verantwortung für die Zukunft der Menschheit.

SPIEGEL: Es ist leicht, den Konsum zu steigern, der Abstieg ist ungleich schwieriger zu verkraften. Treibt nicht auch die ungleiche Verteilung des Wohlstands das Rad der Wünsche an – ich will haben, was der andere hat?

Sedláček: Ja, nach unten ist die soziale Leiter klebrig. Die Ökonomie ist der Ansicht, dass jeder seinen Nutzen zu maximieren trachtet. Das Problem dabei ist nur, dass wir den optimalen Nutzen für uns selbst nicht präzise festlegen können. Wir wissen nicht, was wir wollen. Deshalb brauchen wir Vergleiche, Beispiele, Einflüsterungen. Versuchen Sie mal, sich ein Objekt Ihrer Begierde in Ihrer Phantasie vorzustellen, eine schöne Frau zum Beispiel. Als abstrakte Idee funktioniert das nicht, das erträumte Bild in Ihrem Kopf ist unbeständig. Sie brauchen ein Foto, eine Beschreibung, eine Vorlage. Jemand muss Ihnen sagen, was Sie so toll finden, dass Sie es für unwiderstehlich halten – die Gesellschaft, Nachbarn und Kollegen, aber auch die Werbe- und Unterhaltungsindustrie, Reklame, Filme, Bücher. Alle Wünsche, die über die biologischen Grundbedürfnisse hinausgehen, sind kulturell bestimmt. Wir wollen so leben, als wären wir die Schauspieler unserer selbst.

SPIEGEL: Die Schulden der westlichen Staaten in den vergangenen 30, 40 Jahren sind ja nicht aus Mangel erwachsen, sondern aus Fülle.

Sedláček: Aristoteles, der Philosoph der goldenen Mitte, betrachtete das Übermaß als größte Schwäche des Menschen. Nur bei der Mäßigung, meinte er, könne man nicht überreiben.

SPIEGEL: Schön, aber was ist das richtige Maß? Die Ökonomen predigen Wachstum als alleiniges Heilmittel. Ist wirtschaftliche Aktivität wie Radfahren – wer nicht in die Pedale tritt, fällt um?

Sedláček: Ich glaube, dass die Wirtschaft eher wie Gehen ist: Man kann stehen bleiben, ohne umzukippen. Darin steckt die Idee einer Sabbat-Ökonomie. Gott ruhte am siebten Tag, nachdem er die Welt erschaffen hatte, nicht weil er müde war, sondern weil er das Getane für gut befand. Alle sieben Jahre sollten die Felder nach biblischem Brauch brach liegengelassen werden, nach 49 Jahren wurden die Schul-

den erlassen. Man sagt gern, das Gute sei der Feind des Besseren. Richtig ist es andersherum: Das Beste – oder die Jagd nach ihm – ist der schlimmste Feind des Guten.

SPIEGEL: Diese Art der Selbstgenügsamkeit hat auch der Kommunismus, unter dem Ihre Generation aufgewachsen ist, in einem halben Jahrhundert nicht erreicht.

Sedláček: Weil er nicht funktionsfähig war. In Wahrheit betreibt nicht der Kommunismus, sondern der Kapitalismus die permanente Revolution. Er treibt die Menschen zu immer härterer Arbeit an, weil er ihnen durchaus glaubhaft die Möglichkeit ihres Erfolgs vorführt. Das



Griechischer Philosoph Diogenes*

„Umso freier, je weniger er hatte“

konnte der Kommunismus nie. Karl Marx dachte und schrieb in der Welt des Oliver Twist. Wenn er heute lebte, würde er die Notwendigkeit einer Revolution vermutlich nicht erkennen.

SPIEGEL: Wir leben in unserem Teil der Welt im Grunde alle in sozialdemokratisch geprägten Gesellschaften?

Sedláček: Wir sind sicherlich von Natur aus keine Kommunisten, aber sehr wohl Kommunitaristen. Nur eine wirklich selbstsüchtige Person kann glücklich in einer Gesellschaft leben, in der sie als einzige reich ist. Der Mensch hat ein Bedürfnis nach Fairness und mithin nach gerechtem Teilen des Wohlstands.

* Gemälde von John William Waterhouse, 1882.

SPIEGEL: Also steht der Gier die Empathie als gleichgewichtige Kraft gegenüber?

Sedláček: Ja. In seiner „Theorie der ethischen Gefühle“ macht Adam Smith, der Begründer der modernen Ökonomie, Sympathie als Grundlage der Moral und als Triebfeder menschlichen Handelns aus. Das Leid des einen berührt auch immer den anderen.

SPIEGEL: Berühmter ist Adam Smith allerdings durch sein Hauptwerk „Der Wohlstand der Nationen“, und darin fragt er nach den Auswirkungen des menschlichen Eigennutzes und der „unsichtbaren Hand“ des Marktes.

Sedláček: Das Eigeninteresse lenkt das menschliche Verhalten, aber Smith wusste, dass der Mensch sich nicht durch das egoistische Prinzip allein erklären lässt. Von seinem Zeitgenossen Bernard Mandeville und dessen These, dass private Laster öffentliche Vorteile erzeugen, dass aus der Selbstsucht des Einzelnen das Allgemeinwohl des Ganzen entstehe, hat er sich klar distanziert. Entgegen seiner Wirkungsgeschichte bin ich der Ansicht, dass Smiths Erbe darin besteht, moralische Fragen in die Ökonomie einzubeziehen – ja, dass gerade sie ihren Kern bilden. Für die modernen Ökonomen ist die Frage von Gut und Böse dagegen fast ketzerisch.

SPIEGEL: Wenn die unsichtbare Hand des Marktes allein in der Lage wäre, Selbstsucht in Gemeinwohl zu verwandeln, brauchte man überhaupt keine staatliche Regulierung.

Sedláček: Wenn das Eigeninteresse bestimmte Grenzen überschreitet, bedroht es die Marktwirtschaft. Eine funktionierende Gesellschaft ruht auf drei Säulen: Moral oder Anstand, Wettbewerb und Konkurrenz, Regulierung und staatliche Rahmenbedingungen. Je schwächer die Moral ausgebildet ist, desto stärker muss der Staat eingreifen. Diese Lektion haben die osteuropäischen Staaten, die nach der Wende zunächst ganz auf Deregulierung setzten, um überhaupt Märkte zu schaffen, nach schmerzhaften Erfahrungen gelernt. Eine Gesellschaft, die auf Egoismus ohne Moral setzt, versinkt in Anarchie.

SPIEGEL: Die Ideologen des Laissez-faire und die Tea-Party-Bewegung in den USA wollen den Staat noch immer heraushalten.

Sedláček: Die wechselseitige Abhängigkeit von Kapital und Staat ist doch in der Krise offenkundig geworden. Ohne staatliche Hilfe wäre das Finanzsystem zusammengebrochen, und dann wären auch die Regierungen am Ende. Regulierung mag ein belasteter Begriff sein, reden wir lieber von Koordinierung – aber Sie brauchen zwei Akteure, Sie können nicht allein Tennis spielen.

SPIEGEL: Bestimmt dieses Zusammenspiel von Markt und Staat das Feld der gesellschaftlichen Moral?

Sedláček: Die positivistischen, deskriptiven Wirtschaftsmodelle haben sich der Frage,

Das kostenlose Kundenmagazin Ihrer Buchhandlung – erscheint viermal im Jahr

buch aktuell

Frühjahr 2012 | AUTOREN, TRENDS UND NEUE THEMEN

Fred Vargas
Ein neuer Fall für Adamsberg

Martin Walser
Streitbarer Geist vom Bodensee

Rayk Wieland
Plädoyer gegen das Reisen

Literaturagenten
Händler mit Spürnase

ANDREA MARIA SCHENKEL
FINSTERAU
KRIMINALROMAN
Hoffmann und Campe

Andrea Maria Schenkel
Die Kunst der Andeutung

Jetzt
kostenlos
im Buchhandel!

Die Frühjahrsausgabe mit aktuellen Trends und Themen!

Die Auswahl an neuen Büchern, Hörbüchern und DVDs scheint grenzenlos. Egal, ob Belletristik, Thriller, Krimi, Historischer Roman, Fantasy oder Sachbuch: buch aktuell stellt Ihnen im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter die jeweiligen Highlights vor und liefert entsprechende Hintergrundinformationen. buch aktuell erhalten Sie jetzt kostenlos bei Ihrem Buchhändler.

buch aktuell
AUTOREN, TRENDS UND NEUE THEMEN

www.buchaktuell.de



wie Marktwirtschaft funktioniert, zwar jahrzehntelang mit komplizierten mathematischen Berechnungen gewidmet; sie ist aber schlicht falsch oder bestenfalls müßig. Die richtige Frage sollte lauten: Funktionierte die Wirtschaft so, wie wir möchten?

SPIEGEL: Es ist doch nicht die Aufgabe der Ökonomen, ethische Normen zu setzen.

Sedláček: Doch, die Ethik bildet den Kern der Ökonomie, sie führt geradewegs zur Frage nach dem guten, dem richtigen Leben, der Eudämonie im Sinne von Aristoteles. Den Nutzen zu maximieren, ohne das Gute zu maximieren, wäre für ihn unsinnig gewesen. Marktwirtschaft ohne Moral ist ein Zombie-System: Die Roboter funktionieren perfekt, aber am Ende hinterlassen sie eine Spur der Verwüstung. Wir müssen uns auf die Ursprünge

kulturell, ethisch, gesellschaftlich bestimmen, er lässt sich nicht durch eine Formel zur Geldmenge abbilden.

SPIEGEL: Die Ökonomie kann nicht die Frage nach dem Sinn des Lebens beantworten, das ist absurd. Und wenn die Politik es versucht, wird es gefährlich.

Sedláček: Die Sinnfrage drängt sich nur auf, wenn der Sinn verlorengegangen ist. Die modernen Ökonomen verhalten sich so absurd wie die Menschen in dem Roman „Per Anhalter durch die Galaxis“ von Douglas Adams. Der Supercomputer Deep Thought soll die Frage nach dem Leben, dem Universum und dem Rest beantworten. Er rechnet und rechnet, dann spuckt er die endgültige Antwort auf die letzte aller Fragen aus – eine Zahl, 42.

obwohl das Bruttoinlandsprodukt noch wächst.

SPIEGEL: Man braucht die Krise, um daraus gestärkt hervorzugehen, wie es heißt?

Sedláček: Krisenzeiten sind gut, um die richtigen Fragen zu stellen. Wir müssen uns von der Wachstumsobsession in der Ökonomie verabschieden. Wir müssen heraus aus dem manisch-depressiven Zyklus, in dem unsere ökonomische Lebenswirklichkeit sich bewegt. Und dafür müssen wir uns mehr mit der manischen als mit der depressiven Phase beschäftigen, wir müssen das generelle Ziel der Wirtschaftspolitik ändern. Statt Maximierung des Bruttoinlandsprodukts muss es Minimierung der Schulden heißen.

SPIEGEL: Wie soll das eine denn ohne das andere gehen?

Sedláček: In der Marktdemokratie sollte den Politikern das Recht und die Entscheidung entzogen werden, Schulden zu machen – so wie sie auch schon das Recht verloren haben, Geld zu drucken.

SPIEGEL: Die Verlockung, die Staatsschulden über die Notenpresse zu finanzieren, besteht nach wie vor.

Sedláček: Ich schlage einen neuen Stabilitätspakt vor: In einem gegebenen Jahr dürfen das Wachstum und das Haushaltsdefizit gegeneinandergerechnet drei Prozent des BIP nicht übersteigen.

SPIEGEL: Bei drei Prozent Wachstum muss der Haushalt ausgeglichen sein, bei null Wachstum darf die Neuverschuldung auf drei Prozent steigen?

Sedláček: Genau, und in Boomjahren müssen Überschüsse zurückgelegt werden. Erinnern wir uns an die biblische Parabel von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen, an den Rat, den Josef dem Pharao gab. Eine Wirtschaftspolitik, die nur Wachstum verfolgt, wird immer zu Schulden führen. Und Schulden sind eine gefährliche Reise durch die Zeit, Zinsen eine unheimliche Waffe. Wer nicht mit ihr umgehen kann, landet im mittelalterlichen Schuldturn, wie heute die Griechen erfahren müssen. Die nächste Krise kann tödlich sein.

SPIEGEL: Sie vertreten eine existenzialistische Auffassung gegenüber der Ökonomie, eine Art Metaökonomie. Wie lebt es sich als Philosoph unter Bankern?

Sedláček: Zuerst wie ein bunter Vogel, dann nicht ohne Respekt. Ich finde Gehör, ich spreche etwas im öffentlichen Bewusstsein an. Unserer Zeit fehlt es an Mäßigung. Wir müssen uns um mehr Selbstbeherrschung bemühen. Der englische Dichter John Milton hat das großartig ausgedrückt: „Wer in sich selbst herrscht und seine Leidenschaften, Begierden und Ängste im Zaum hält, ist mehr als ein König.“

SPIEGEL: Herr Sedláček, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



MARCO KOURI / POLARIS / LAIF

Protest gegen die Sparpolitik in Athen: „Im Schuldturn gefangen“

zurückbesinnen und über die Seele der Ökonomie reden.

SPIEGEL: Solche quasireligiösen Anwendungen dürften Ihren Kollegen in den Wirtschaftswissenschaften und ebenso den Politikern, die Sie beraten haben, ziemlich fremd sein.

Sedláček: Der Fortschrittsglaube ist doch auch eine ins Säkulare gewendete Eschatologie. Es gibt keine wertfreie Ökonomie. Zu behaupten, sie sei wertfrei, ist selbst ein Werturteil – eine ideologische Position. Jede Kaufentscheidung ist auch eine moralische Entscheidung.

SPIEGEL: Die Ökonomie ist ein kulturelles Phänomen, keine Mathematik?

Sedláček: Zahlen allein bedeuten nichts. Ein simples Beispiel: Wie hoch war die Inflationsrate in Deutschland im Februar? Sofort kommt die nächste Frage: Was heißt das? Ist das gut oder schlecht? Die Wahrheit liegt im Kontext, und der ist

SPIEGEL: Und wie lautet Ihre Antwort, wenn schon nicht auf die letzte Frage, so doch auf die Krisen- und Schuldenfrage?

Sedláček: Gegenfrage: Ist ein gieriges Leben ein gutes Leben? Wollen wir das? Die Antwort ergibt sich von selbst. Ich halte mich an Aristoteles. Ökonomie sollte die Wissenschaft vom Glück sein. Und ein glückliches Leben ist nach Aristoteles ein zufriedenes Leben.

SPIEGEL: Entschuldigung, das klingt zugleich banal und naiv. Fürchten Sie nicht, von Ihren Kollegen als Moralapostel belächelt zu werden?

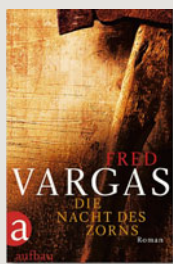
Sedláček: Die Aufmerksamkeit, die meine Thesen erregen, zeugt vom Gegenteil. Ich glaube, auch die Politiker, gerade die Pragmatiker, haben das verstanden. Freilich ist es schwierig, sie zu überzeugen, dass besonders in guten Zeiten schmerzhaft Reformen angesagt sind, dass mit dem System etwas nicht stimmt,

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro
- 2 (2) **Jussi Adler-Olsen**
Das Alfabethaus dtv; 15,90 Euro
- 3 (5) **Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt dtv; 14,90 Euro
- 4 (3) **Daniel Glattauer**
Ewig Dein
Deuticke; 17,90 Euro
- 5 (6) **Paulo Coelho**
Aleph
Diogenes; 19,90 Euro
- 6 (10) **Arne Dahl**
Gier
Piper; 16,99 Euro
- 7 (4) **Christian Kracht**
Imperium
Kiepenheuer & Witsch; 18,99 Euro
- 8 (-) **Susanne Fröhlich**
Lackschaden
Krüger; 16,99 Euro
- 9 (-) **Tess Gerritsen**
Grabesstille
Limes; 19,99 Euro
- 10 (7) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung
dtv; 14,90 Euro
- 11 (9) **Javier Marías**
Die sterblich Verliebten
S. Fischer; 19,99 Euro
- 12 (13) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele Oetinger; 17,90 Euro
- 13 (12) **Frank Goosen**
Sommerfest
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 14 (11) **Kerstin Gier**
Auf der anderen Seite ist das Gras viel grüner Bastei Lübbe; 12,99 Euro
- 15 (8) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung
dtv; 14,90 Euro
- 16 (-) **Fred Vargas**
Die Nacht des Zorns
Aufbau; 22,99 Euro



Ein alter Mythos führt Kommissar Adamsberg in die Wälder der Normandie, wo Schatten gestalten wüten sollen

- 17 (-) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe Oetinger; 17,95 Euro
- 18 (14) **Moritz Matthies**
Ausgefressen
Scherz; 13,99 Euro
- 19 (15) **Stephen King**
Der Anschlag
Heyne; 26,99 Euro
- 20 (19) **Ursula Poznanski**
Fünf
Wunderlich; 14,95 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Joachim Gauck**
Freiheit Kösel; 10 Euro
- 2 (2) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 3 (9) **Wibke Bruhns**
Nachrichtenzeit
Droemer; 22,99 Euro
- 4 (7) **Hans-Ulrich Grimm**
Vom Verzehr wird abgeraten
Droemer; 18 Euro
- 5 (5) **Martin Wehrle**
Ich arbeite in einem Irrenhaus
Econ; 14,99 Euro
- 6 (4) **Walter Isaacson**
Steve Jobs
C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 7 (-) **Bill Mockridge**
Je oller, je doller
Scherz; 14,99 Euro



Warum fällt einem das Haar aus, aber nichts mehr ein? Sex im Alter? Der „Lindenstraße“-Schauspieler kennt Antworten

- 8 (3) **Gian Domenico Borasio**
Über das Sterben
C. H. Beck; 17,95 Euro
- 9 (12) **Siddharta Mukherjee**
Der König aller Krankheiten – Krebs – eine Biografie
DuMont; 26 Euro
- 10 (13) **Erich Honecker**
Letzte Aufzeichnungen
edition ost; 14,95 Euro
- 11 (6) **Rudi Assauer mit Patrick Strasser**
Wie ausgewechselt
Riva; 19,99 Euro
- 12 (10) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles
Bastei Lübbe; 12,99 Euro
- 13 (8) **Hellmuth Karasek**
Soll das ein Witz sein?
Quadrige; 16,99 Euro
- 14 (14) **Thea Dorn / Richard Wagner**
Die deutsche Seele
Knaus; 26,99 Euro
- 15 (20) **Joachim Fuchsberger**
Altwerden ist nichts für Feiglinge
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro
- 16 (11) **Mark Benecke / Lydia Benecke**
Aus der Dunkelkammer des Bösen
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
- 17 (15) **Richard David Precht**
Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Goldmann; 14,95 Euro
- 18 (16) **Edmund de Waal**
Der Hase mit den Bernsteinaugen
Zsolnay; 19,90 Euro
- 19 (18) **Richard David Precht**
Warum gibt es alles und nicht nichts? Goldmann; 16,99 Euro
- 20 (-) **Masha Gessen**
Der Mann ohne Gesicht – Wladimir Putin Piper; 22,99 Euro

Hochkaräter



Der Platz-1 Spiegel-Bestseller jetzt erstmals als Taschenbuch!

9 Trottel mit albernem Sonnenhüten.

271 gar nicht mal so wilde Tiere.

3877 Kilometer Schotterpiste im Minibus.

Und weit und breit kein Handynetz.



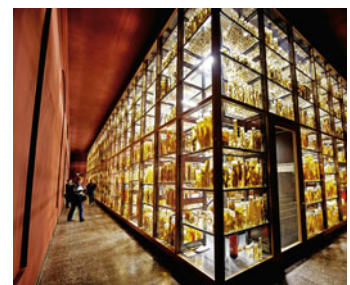
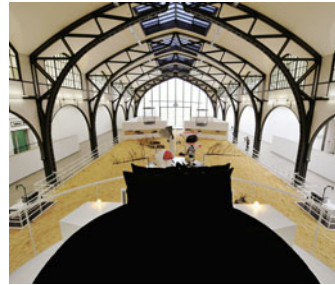
ISBN 978-3-596-17476-8, 320 Seiten, € (D) 8,99



QR-Code scannen, f-Fan werden und keinen Hochkaräter mehr verpassen.



Hochkaräter lesen, wertvolle Preise gewinnen: www.unsere-hochkaraeter.de



DEBATTE

Schlechte Patrioten

Deutschland braucht seine Theater, Opern und Museen – und zwar alle.

Von André Schmitz

In der vergangenen Woche veröffentlichte der SPIEGEL einen Beitrag von vier Experten aus dem Kulturbetrieb, die angesichts der Geldnot in den öffentlichen Haushalten eine Abkehr von der derzeitigen Kulturpolitik fordern – einer Kulturpolitik, deren Subventionen, so die Ansicht der Autoren, vor allem dem Erhalt der Infrastruktur und der Pflege der institutionalisierten Hochkultur dienen. Dieter Haselbach, Armin Klein, Pius Knüsel und Stephan Opitz machen in ihrem in dieser Woche erscheinenden Buch „Der Kulturinfarkt“ einen radikalen Vorschlag: Man möge einfach die Hälfte aller Theater, Museen und Bibliotheken schließen. In dieser Ausgabe antwortet nun André Schmitz, 54, seit 2006 Staatssekretär für Kultur in Berlin.

Ein wenig kamen sie wie Zieten aus dem Busch, die weitgehend unbekannten Professoren und Kulturbetriebsarbeiter, die vor einer Woche an dieser Stelle einen Sprengsatz an das Fundament deutscher Kulturförderung legen wollten. Doch ihre Ladung qualmte nur, zündete aber nicht.

Denn die Auszüge, die bis jetzt aus dem Buch „Der Kulturinfarkt“ bekannt sind, verraten sich durch eine Mischung aus marktliberalem Hochgesang auf die Kulturwirtschaft und einer ahnungslosen Betrachtung des öffentlich geförderten



Kulturstaatssekretär Schmitz
Kultur als verzichtbares Luxusgut?

Angebots. Vor allem wird die Debatte aus der Mottenkiste der siebziger und achtziger Jahre geführt. Die kulturelle Wirklichkeit in den Metropolen und in der sogenannten Provinz ist längst eine andere. Es kann ja sein, dass im alten Kulturschaukenster der Bundesrepublik auch mächtig viel Schaum aufgewirbelt wurde, aber das ist wirklich 30 Jahre her. Der Vorwurf, dass heute Kulturpolitik ein subventioniertes Angebot offeriert, das am Bedarf vorbeigeht, mag sich in der einen oder anderen Theater- oder Opernvorstellung einstellen. In toto läuft dieses Argument jedoch absolut ins Leere.

In Berlin hatte die Kultur schon in den neunziger Jahren gewaltige Opfer zu bringen und mit der Schließung des Schiller Theaters ein nationales Symbol hervorgebracht. Was damals als Fanal galt, war in Wahrheit der Startschuss zu einem Umdenken in großem Stil. Theater und Opernhäuser, das war die damals gewonnene Erkenntnis, lassen sich nicht wie nachgeordnete Abteilungen einer Behörde führen. Mehr Flexibilität in kaufmännischen Dingen sollte die starre Kameralistik ablösen. Und auch wenn es immer wieder Rückschläge gab, so war es doch richtig, Museen in Stiftungen zu verwandeln oder Theater in GmbHs. Unter diesen Bedingungen ist eine neue Generation von Kulturmanagern herangewachsen, die diesen Titel auch wirklich



Subventionierte Museen in Deutschland: „Kannibalismus ist der falsche Weg“

verdienen und sich darum bemühen, zu dem Gegebenen noch das Ihre hinzuzutun. Jüngstes Beispiel ist die Erweiterung des Städel Museums in Frankfurt, wo es dem großartigen Museumsdirektor Max Hollein gelungen ist, die staatlich zugesicherte Bausumme durch private Spenden zu verdoppeln.

Wer also davon spricht, dass man gestrost die Hälfte unserer Theater, Opernhäuser und Museen dichtmachen könne, versündigt sich nicht nur am Kulturstaat, er ist obendrein ein schlechter Patriot. Denn unser breitgefächertes, öffentlich gefördertes Kulturangebot, um das uns die ganze Welt beneidet, ist auch aus dem Bürgerstolz erwachsen. Es war stets ein kultureller Aufbruch, der dieses Land prägte – von der Reformation bis zur Moderne. Diese Geschichte hat Spuren hinterlassen – und auch Immobilien. Diese einfach zuzusperren wäre nicht nur geschichtslos, sondern würde auch Identität kosten.

Wir wissen heute obendrein, dass die Versuchung, ein Haus dichtzumachen, zwar groß ist, aber real damit wenig gespart wird und das Geld eben nicht bei der Kultur landet, sondern im Haushaltsloch verschwindet. Fiskalische Probleme löst man so nicht. Wenn wir, wie Theodor Heuss sagte, das Kreatürliche, das Wachstumliche, das Menschliche pflegen wollen, dann brauchen wir dafür einen Staat, der sich zur Kultur bekennt und Eigeninitiative fördert. Berlin hat damit gute Erfahrungen gemacht. Die meisten Intendanten und Museumsdirektoren, die ich kenne, wissen um die Lage und handeln entsprechend.

Insofern erstaunt es schon, welchen Popanz die Autoren aufbauen, der, bei Lichte betrachtet, völlig in sich zusammenfällt. Es wird so getan, als wäre die Kultur für die immer größere Staatsver-

schuldung mitverantwortlich. Im Kern reden wir über 1,5 bis 3 Prozent des Gesamthaushalts eines Landes, einer Kommune oder des Bundes. Diese Etats sind zu klein, um damit große Haushaltsnotlagen bewältigen zu können.

Insofern geht es denen, die hier streichen, immer nur um Symbolpolitik: Kultur als verzichtbares Luxusgut. Dabei wäre und ist das Gegenteil richtig: Gerade in der Sanierungskrise sollten Kulturhaushalte antizyklisch steigen. Nehmen wir die Symbolik also an und drehen den Spieß um: Es geht um kleine Beträge mit großer Wirkung.

Berlin kennt beides. Abbau unter Spardiktat und ein starkes Bekenntnis zu seiner Kultur mit steigenden Etats – seit 2008 um immerhin 36 Millionen Euro. Wer aber verstehen will, was es heißt, dass Kultur zuerst wegschrumpft, weil sie als „freiwillige Ausgabe“ gesehen wird – und deshalb nur einen Schutz hat: den politischen –, der blicke nach Mecklenburg-Vorpommern oder Sachsen-Anhalt. Man liest von zu großen Theatern für zu kleine Städte, von einer Abwärtsbewegung in den Besucherzahlen der Museen, die der Abwanderung geschuldet ist, von Notversorgung und Insolvenzen allerorten.

In manchen Gegenden wird vehement darüber gestritten, was bleiben darf und was sterben muss. Kulturarbeit aber ist hier ein Kernbereich kommunaler Selbstversorgung und durch die dramatische Haushaltslage in höchster Gefahr. Hier wird die von den „Experten“ aufgeworfene Frage, ob es nicht das eine Museum oder andere Theater weniger sein sollte, mit Bitterkeit diskutiert. Denn: Letztlich steht die Attraktivität von Städten auf dem Spiel.

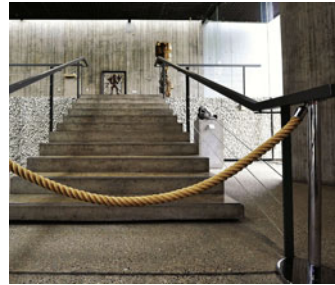
Was geschlossen wurde, wird nicht wieder geöffnet. Und so ist es ermuti-

gend zu sehen, dass in den ländlichen Regionen die Bürger für ihr Theater oder Museum demonstrieren, weil eben auch ein Teil von Stadtidentität bedroht ist. „Diese Stadt hat ein Theater“, verkündeten Plakate in Neustrelitz trotz und selbstbewusst auf dem Höhepunkt einer hausgemachten Halbierungskrise. Wer davon redet, dass die Hälfte der Institutionen doch auch reiche, sollte mal in die ostdeutsche Provinz fahren. Hier sind Theater längst eine soziale Einrichtung und die letzte bürgerliche Bastion gegen den braunen Ungeist. Die empfohlene Halbierung der Kultureinrichtungen könnte hier leicht zu einer Verdopplung von NPD-Wahlergebnissen führen.

Abenteuerlich ist auch der Vorwurf, die Hochkultur kreise arrogant nur um sich selbst. Hier wird eine uralte Debatte aufgewärmt, die heute sogar die Rentner des Kulturbetriebs nicht mehr führen möchten: U gegen E, Hochkultur versus Soziokultur. Das sind Grabenkämpfe von vorgestern mit neoliberalen Argumenten von gestern.

Gerade Berliner Einrichtungen haben in den vergangenen Jahren immer wieder bewiesen, dass sie an der gesellschaftlichen Debatte aktiv teilnehmen.

Ich erinnere nur an das Theater HAU, das sich unter der maßstabsetzenden Intendanz von Matthias Lilienthal zu einem Diskursraum über globale, ethische und urbanistische Fragen entwickelt hat. Das HAU wurde längst nicht mehr nur als Theater wahrgenommen, sondern war für viele mehr als das, ein Ort eben, an dem entscheidende Fragen diskutiert wurden. Nicht zu vergessen das Maxim Gorki Theater, in dem Armin Petras die Texte von Kleist ins Heute holte. Oder Shermin Langhoffs postmigrantisches Theater im Ballhaus Naunynstraße, das in ganz kurzer Zeit die Probleme, Pro-



Geförderte Kulturinstitutionen: *Die Hälfte schließen?*

vokationen und Widersprüche seines Kreuzberger Kiezes auf eine künstlerische und gesellschaftspolitische Ebene gehoben hat, die im vergangenen Jahr mit der Einladung zum Berliner Theatertreffen geadelt wurde. Wenn das alles am Publikum vorbeigegangen sein sollte, hätten sich die Intendanten wohl längst selbst entlassen.

Überall wird nach neuen Wegen der Spielplandramaturgie gesucht, geht es den Häusern darum, neue Zielgruppen zu gewinnen und eben nicht nur für die Besserverdienenden zu spielen. Was immer die Autoren vor Augen hatten, um dem Kulturbetrieb einen Hang zum Elitären zu unterstellen, die Realität sieht anders aus. Die Wahrheit ist, dass sich Kulturinstitutionen gerade dann verändern, wenn sie die Gesellschaft in all ihrer Vielfalt begreifen. Kulturelle Bildung ist längst ein Thema in allen Museen und Theatern. Nicht nur, weil man sich dort um das Publikum von morgen sorgt, sondern weil hier eine Aufgabe erkannt und ein Auftrag angenommen wird, der über den Tellerrand der eigenen künftigen Auslastung hinaus längst als gesellschaftliche Herausforderung begriffen wird.

Man kann monieren, dass Kulturpolitik mit nur dünnem Schlauch auf einen Flächenbrand sprüht, den die föderal zerfaserte Bildungspolitik nach dem Pisa-Schock entfacht hat. Ihr deshalb Untätigkeit oder gar Ignoranz vorzuwerfen geht weit an der Wirklichkeit vorbei. Kulturelle Vielfalt wird die nächste, große Herausforderung sein, der sich die Opern, Theater und Museen im Einwanderungsland Deutschland zu stellen haben.

Aber ohne öffentliche Kulturförderung wird all dies nicht passieren. Ich verstehe sie daher als Risikoprämie, auch als Anreiz, Neues zu wagen und auszuprobieren und nicht immer nur auf das Ge-

wohnte zu setzen. In der Geschichte hat sich als richtig erwiesen, dass der Staat das unterstützen sollte, was eben noch keinen Markt hat. Das Neue in der Kunst, in der Musik oder im Tanz hätte es nie gegeben, wenn wir darauf vertraut hätten, dass sich Qualität schon von allein durchsetzt.

Deutschland kann sich glücklich schätzen, gerade in den Nachkriegsjahrzehnten wichtige künstlerische Persönlichkeiten gefördert zu haben. Die öffentlich subventionierte Documenta in Kassel beispielsweise wurde zu einem zentralen Platz der internationalen Gegenwartskunst. Sie wurde von Arnold Bode gegründet, um die verlorenen Jahre aufzuholen, die durch eine bornierte und ideologische Kunstpolitik der Nationalsozialisten entstanden waren.

Auch in Berlin, der Stadt, in der die Shoah geplant wurde, ging es nach dem furchtbaren Krieg darum, wieder in den internationalen Kulturdialog einzusteigen. Die bleiernen Jahre nach dem Mauerbau ertrug der Westteil der Stadt nur, weil diese Insel auf Künstler aus aller Welt besonders anziehend wirkte. Das große Gespräch zwischen Ost und West, hier war es möglich.

Und heute? Neun Millionen Touristen strömen alljährlich in die Stadt. Der Kultur und der Kunst wegen. Berlin hat Perspektiven durch Kultur gewonnen und sich auch deshalb dafür entschieden, wieder mehr für Kultur auszugeben. Und die Mühen werden belohnt!

Anders, als die Infarktdiagnostiker behaupten, spielen die Häuser eben nicht am Publikum vorbei, registrierten die Berliner Museen für 2010 ein Publikumswachstum von über zwölf Prozent und melden die Bibliotheken eine steigende Nachfrage. Und weil das so ist, baut Berlin seine neue Metropolenbibliothek auf

dem Tempelhofer Feld. Steht der Neubau, werden sich Benutzerzahlen schon im ersten Jahr voraussichtlich verdoppeln – von heute 5000 Besuchern auf 10 000 täglich. Das zeigen alle internationalen Vergleiche von Amsterdam bis Singapur. So viel zu Angebot und Nachfrage. Wen das nicht überzeugt, der sollte einen Blick auf die Musikschulen und deren Wartelisten werfen, um zu erkennen, dass das Angebot eher zu gering als zu groß ist. Selbst wenn man in der betriebswirtschaftlichen Logik der Autoren bleibt, so lohnt es sich hier doch, selbst bei knappen Kassen mehr zu investieren, um so die Nachfrage bedienen zu können.

Ich verhehle nicht, dass die Kulturhaushalte von Bund und Ländern auch strukturelle Probleme haben. Es stimmt, dass der Löwenanteil der staatlichen Subventionen in die großen Einrichtungen fließt. Aber lösen wir die Probleme damit, dass wir die Opernhäuser gegen die freie Szene ausspielen? Wohl kaum. Aber wie dann?

Diese Frage sollte in der großen Diskussion um die Krise der öffentlichen Haushalte beantwortet werden, wenn es darum geht, wie zum Beispiel eine Steuerpolitik aussieht, die mehr Verteilungsgerechtigkeit ermöglicht und die Länder und Kommunen nicht in eine Wahl zwischen Kita, Schwimmbad oder Theater zwingt. Nur so würde dann auch Kulturpolitik den Gestaltungsraum gewinnen, strukturelle Schiefen zu korrigieren.

Kulturpolitischer Kannibalismus ist auf jeden Fall der falsche Weg. Kunst bleibt ein krisenfester Resonanzraum für die Probleme unserer Zeit. Deshalb ist ein Mehr für die Kultur gerade in Krisenzeiten ein gesellschaftlich nützliches Konjunkturpaket. Wenn es etwas gibt, das wir uns sparen sollten, dann sind das Kulturhalbierer. ♦

Das SPIEGEL-Testpaket:

11x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



USB-Kfz-Ladegerät

Praktisches Ladegerät für den Zigarettenanzünder (12 V) Ihres Autos. Geeignet für Handys, MP3-Player, Digitalkameras sowie jedes Gerät mit USB-Stromversorgung. Ausgänge: USB-A, Mini-USB und Kleinspannungsbuchse. Maße (BxHxT): ca. 4,8x2x8,6 cm.



Radio „Frequency“

Stylisches FM-Radio mit blauem LED-Licht. Anschlüsse für Kopfhörer und externe Geräte wie z. B. MP3-Player. Betrieb über Batterien/Stromadapter (nicht im Lieferumfang enthalten). Maße (BxHxT): ca. 10,5x15,6x9,5 cm.



Kaffee-Express-Maschine

Handliche Maschine für leckeren Kaffee! Mit Dauerfilter und extra Heißwasserdüse für Tee. Füllt auf Wunsch zwei Tassen gleichzeitig. Lieferung erfolgt ohne Tassen. Maße (BxHxT): ca. 16,5x23x12,5 cm.



Komplett
für nur
€ 29,-
Über 34 %
gespart!

Coffee-to-go-Edelstahlbecher

Doppelwandiger Isolierbecher aus lackiertem Edelstahl mit verschließbarem Trinkdeckel und rutschfestem Boden. Inhalt: ca. 0,45 l. Maße: Ø ca. 7,5 cm, Höhe ca. 21,6 cm.



B&F - Borken

Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ Wunschgeschenk sichern
- ☒ 11x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- ☒ Nur im Testpaket über 34 % sparen
- ☒ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Auslandsangebote auf Anfrage: +49 40 3007-4881

Ich lese den SPIEGEL 11 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,- statt € 44,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang und nur, solange der Vorrat reicht. Wenn ich mich nach Erhalt der 9. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 3,80 statt € 4,- pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Mein Wunschgeschenk:

- ☐ USB-Kfz-Ladegerät (3773) ☐ Radio „Frequency“ (3678) ☐ Kaffee-Express-Maschine (2203) ☐ Coffee-to-go-Edelstahlbecher (3853)

☐ Frau ☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

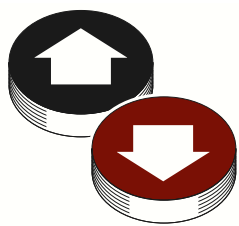
PLZ Ort Geburtsdatum 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift SP12-065



Die Liebe, ein Bildungsroman

BUCHKRITIK: Carolin Emcke erzählt in „Wie wir begehren“ vom Verlust der privaten Unschuld.

Westdeutschland in den achtziger Jahren: ein komfortables und liberales Gelände. Die Erziehung der Kinder war reflektierter denn je, die Jugend wurde als Konsumgruppe entdeckt und pflegte ein eigenwilliges Dasein zwischen den Aufklärungstipps der „Bravo“, den Pop-Charts und jenen Freiräumen, die ihre schwer beschäftigten und leicht verunsicherten Eltern gewährten.

In diese Zeit fiel der „Fall Kießling“. Die Autorin und frühere SPIEGEL-Redakteurin Carolin Emcke, 44, zitiert die Affäre in ihrem gerade erschienenen Buch „Wie wir begehren“, einem literarisch-essayistischen Coming-out. Der Vier-Sterne-General galt gerüchteweise als Männerfreund. Der Militärische Abschirmdienst äußerte sich vorsorglich mal so: „Erschwerend“ sei zu berücksichtigen, „dass General Dr. K. seine homosexuelle Veranlagung bisher bestritten hat. Durch dieses Bestreiten und der dadurch möglichen Erpressbarkeit wiegt das Sicherheitsrisiko schwer“.

Womit aber wäre Kießling erpressbar gewesen? Seit mehr als zehn Jahren war gleichgeschlechtliche Sexualität unter Erwachsenen kein Straftatbestand mehr, und Kontakte zu Minderjährigen oder gar Abhängigen wurden Kießling nicht nachgesagt. Dennoch legte Verteidigungsminister Manfred Wörner dem General so dringend nahe, um seine Demissionierung nachzusuchen, dass der darauf einging. „Damit also nicht andere ihn erpressen“, fasst Emcke diese Dialektik zusammen, „erpressen wir ihn lieber selbst.“

Diese Affäre markierte für Emcke den Verlust ihrer politischen Unschuld. 1983 war die Erzählerin 16 Jahre alt und mit Erotik nicht anders beschäftigt als ihre Altersgenossen: suchend, probierend und vor allem privat. Nun wurde ihr deutlich, „dass Sexualität nichts ist, was einem allein gehört, dass sie benutzt werden

kann, dass sie als Instrument der Denunziation taugt, dass sie, als Betitelung, erfunden oder wahr, Menschen sozial vernichten kann“. Erst Jahre später ging ihr auf, dass sie zu der Gruppe von Menschen gehört, die anders lieben als die meisten anderen – und diese Entdeckung war erst einmal nur: privat.

Es ging um diese besondere Frau, nicht um eine neue Identität. Um eine Erfahrung von Liebe und Lust, nicht um ein politisches Statement. Nicht, weil lesbische Frauen ihr nicht gefielen, „sondern weil ich nicht Mitglied einer Partei werden wollte, sondern nur mit dieser Frau schlafen“. Allerdings kann es bei dieser

„Bist du verheiratet?“, gestellt von Männern und Frauen, öffnet sich ein Kosmos von Schwierigkeiten. Verneint sie schlicht, will man ihr möglicherweise einen Partner suchen; sagt sie, dass sie mit einer Frau liiert ist, riskiert sie den Rückzug ihrer Informanten. „Und so ist die Lüge zu einem Lebensgefährten geworden, sie bietet sich an, unmerklich, auf all diesen Reisen.“ Und was bedeutet es möglicherweise für ihren schwulen Dolmetscher in Gaza, wenn sie sich outet, wird es ihn ermutigen oder gefährden? Wofür kann sie Verantwortung übernehmen?

Paradoxerweise ist die Wahrheit umso weniger riskant, je überraschender sie ist. In hermetischen Gesellschaften, so Emcke, „ist meine bloße Präsenz schon eine Überraschung, eine reale lebende Person, die ausspricht, wie sie liebt, die ein Leben hat wie andere auch, die nicht eingesperrt oder verborgen ist, sondern die ein Gegenüber ist, jemand, mit der man sprechen kann – das ist derart verblüffend für viele, dass sie versäumen, mich abzulehnen oder anzugreifen“. Die Abwesenheit von Scham, stellt sie fest, lässt Überrumpelung zu und macht die Missachtung schwer.

Verglichen mit Gaza, dem Jemen, dem ländlichen Serbien nimmt sich Deutschland wiederum heiter aus.

Schon im Jahr nach der „Affäre“, die nur im politischen Sinne eine war, beförderte Helmut Kohl General Kießling, der sich juristisch erfolgreich zur Wehr gesetzt hatte, zurück in seine alte Position. Klaus Wowereit und Guido Westerwelle sind homosexuell und unbeschädigt im Amt. Nur die ledige, kinderlose Bundesministerin Annette Schavan wehrte sich vor einigen Jahren gegen entsprechende Gerüchte nicht nur mit der Klarstellung, sie sei nicht lesbisch, sondern außerdem mit der Bemerkung, diese Behauptung sei „Rufmord“ – als wäre die Frauenliebe so etwas Verwerfliches wie Pädophilie. Ein Buch wie dieses von Carolin Emcke trägt zur Entspannung der Restlage bei.

ELKE SCHMITTER



Autorin Emcke



CAROLIN EMCKE
WIE WIR BEGEHREN
S. FISCHER

Privatheit nicht bleiben – oder nur um den Preis der Verheimlichung. Wie jeder Mensch, der von den Normen abweicht, macht auch die Autorin die unvermeidliche Erfahrung, dass diese Abweichung sie definiert. Nicht, weil sie es will, sondern weil die anderen nicht anders können oder wollen.

Emcke schrieb keine Leidensgeschichte. „Wie wir begehren“ ist ein Buch des Nachdenkens über eine Erfahrung, die aktiv wie passiv beschrieben wird. Als ein Liebeswunsch, der Lust und Erfüllung beschert, und als eine Zuweisung: Als Lesbe muss sie sich oft damit beschäftigen, was das für ihr Gegenüber bedeutet. Vor allem in jenen Ländern, die sie als Kriegsreporterin bereist. Mit der einfachen Frage

Literatur trifft Illustration.



Die zweite Staffel der SZ Bibliothek Graphic Novels. In 10 Bänden präsentiert die Feuilletonredaktion der Süddeutschen Zeitung neue Schätze aus der Welt des graphischen Romans. Entdecken Sie die besondere Erzählweise und die einzigartigen Stilmittel großer Graphic Novel Autoren. Die großformatigen Bände erscheinen als Hardcover mit Lesebändchen. **Jetzt für 14,90 bzw. 19,90 Euro überall im Handel oder unter www.sz-shop.de.** Als Gesamtreihe für **119,- Euro mit 40,- Euro Ersparnis gegenüber dem Einzelkauf.**

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung



Abschreckung durch Farbe

Mit seinen bunten Flügeln versucht dieser Pfauenspinner seinen Feinden zu imponieren. Die in Asien lebenden, mehr als 20 Zentimeter großen Riesenmoten werden nur einige Tage alt.

SADESH KADUR

MEDIZIN

„Ihre Heilungschancen wachsen“

Wolfgang Aubke, 70, Mammografie-Experte bei der Kassenärztlichen Bundesvereinigung in Berlin, über den Nutzen der Reihenuntersuchungen zur Früherkennung von Brustkrebs

SPIEGEL: Seit Ende 2009 gibt es das Brustkrebs-Screening für Frauen zwischen 50 und 69 Jahren flächendeckend in ganz Deutschland. Wie sind die Ergebnisse?

Aubke: Wir entdecken sehr viel mehr kleine Tumoren. Jeder dritte bösartige Knoten, der bei den Reihenuntersuchungen gefunden wird, ist kleiner als zehn Millimeter. Früher fielen diese meist erst auf, wenn sie schon viel größer waren und bereits in die Lymphknoten gestreut hatten.

SPIEGEL: Was nutzt das den Frauen?

Aubke: Ihre Heilungschancen wachsen. Von den zertifizierten Brustzentren in Deutschland wissen wir, dass mittlerweile bis zu 90 Prozent dieser Klein-



Röntgenuntersuchung einer Brust

tumoren brusterhaltend operiert werden können. Auch belastende Chemotherapien und Bestrahlungen sind viel seltener notwendig.

SPIEGEL: Doch wie vielen Frauen wird durch einen Fehlalarm unnötig Angst eingejagt?

Aubke: Fünf Prozent der geröntgten Frauen müssen wegen eines verdächtigen Befundes mit einer Zusatzuntersuchung rechnen. Bei knapp jeder fünften davon bestätigt sich der Krebsverdacht, bei den anderen waren die Sorgen unbegründet.

SPIEGEL: Bei bisher 4 Millionen gescreenten Frauen macht das immerhin 160 000 Betroffene. Sind das nicht zu viele?

Aubke: Wir werden im Laufe der Zeit noch besser werden. Aber es gibt derzeit kein Krebsfrüherkennungsprogramm, bei dem sich diese Unsicherheit vermeiden lässt. Allerdings darf der Zeitraum, in dem sich die Frauen grundlos ängstigen könnten, acht Werktage nicht überschreiten, das wird beim Mammografie-Screening ganz streng gehandhabt. Spätestens dann muss Klarheit herrschen.

BOTANIK

Pflanzen mit Geruchssinn

Auch Pflanzen können riechen – allerdings nur sehr langsam. Mit ihrem speziellen Geruchssinn nehmen sie Infektionskrankheiten benachbarter Gewächse wahr und mobilisieren daraufhin Widerstandskräfte gegen die Erreger. Welche Duftkonzentrationen dafür notwendig sind und wie lange es dauert, bis Pflanzen auf die alarmierenden Gerüche reagieren, hat ein mexikanisches Team um den Biologen Martin Heil untersucht. Die Forscher setzten Limabohnen zwei Duftstoffen aus, welche die Abwehrkräfte der Pflanzen gegen Bakterien stimulieren. Dabei zeigte sich, dass die Stresssignale bei den Bohnen teilweise erst nach 24 Stunden Wirkung zeigten. „Die



Limabohnen

Weitergabe der Botschaften“, schreiben die Wissenschaftler im „Journal of Chemical Ecology“, „hängt offenbar davon ab, ob der Empfänger über längere Zeit ausreichend viele dieser Duftsignale erhält.“

ARCHÄOLOGIE

Kurzes Glück der Freiheit

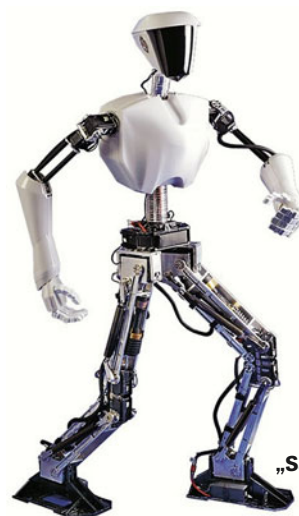
Auf der Insel St. Helena im Südatlantik haben englische Archäologen einen Sklavenfriedhof ausgegraben. Das Eiland beherbergte im 19. Jahrhundert nicht nur den französischen Diktator Napoleon für die letzten Jahre seines Lebens, sondern war auch Auffanglager der britischen Royal Navy für befreite Sklaven. Viele der Geretteten waren aber offenbar so krank und ent-

kräftet, dass sie die Freiheit nicht lange überlebten. Zwischen 1840 und 1872 transportierte die Royal Navy rund 26 000 befreite Sklaven nach St. Helena – von denen vermutlich über 5000 auf der Insel umkamen. In England selbst war der Sklavenhandel seit 1807 verboten. Trotzdem wurden weiterhin Gefangene von Afrika in die Karibik auf die dortigen Zuckerrohr- und Baumwollplantagen verschleppt. Insgesamt konnten die Briten rund 1600 Sklavenschiffe aufbringen und 150 000 Afrikaner aus den Ketten befreien. Der Friedhof wurde bei Vorarbeiten zum Bau eines neuen Flughafens auf St. Helena entdeckt.

AUTOMATEN

Roboter als Feuerwehrmann

Ein auch bei hohem Seegang trittfester Roboter in Menschengestalt soll künftig auf US-Kriegsschiffen Feuer löschen. Der Firefighter „Saffir“ besitzt die Fähigkeit, sich in den Unterdecks der Schiffe sicher zu orientieren. Dank spezieller Sensoren und Kameras vermag er Hindernisse zu überwinden, ausströmendes Gas zu erkennen und Rauchschwaden zu durchdringen. Am Brandherd angelangt, soll er den Anweisungen seiner menschlichen Teamkollegen folgen und Brandbekämpfungsgranaten in die Flammen schleudern. Allerdings reichen die Batterien des Feuerwehrroboters nur für einen 30-minütigen Einsatz. Erste Tests sind für kommendes Jahr vorgesehen.



„Saffir“-Prototyp



Grizzlybär

TIERE

Pfefferspray gegen Bären

Schusswaffen bieten kaum Schutz gegen angreifende Bären. Das berichten US-Forscher im Fachblatt „Journal of Wildlife Management“, die 269 Vorfälle untersucht haben, bei denen Menschen in Alaska von Bären angefallen wurden. Wer auf die Tiere schoss, kam statistisch demnach nicht glimpflicher davon als jene, die ihre Waffe nicht benutzten. Der Grund: Bei einer Bärenattacke erweisen sich die meisten Schützen als nicht treffsicher genug. Ratsamer, so die Experten, sei es, einige Verhaltensregeln zu beachten: nur in Gruppen durch die Wildnis marschieren, undurchsichtiges Gestrüpp meiden, einen Bogen um Bärinnen mit Jungen machen. Im Notfall hilft Pfefferspray besser als jedes Gewehr: Das zischende Geräusch und die Sprühwolke aus der Dose bremsen den Angriffselan der Tiere in neun von zehn Fällen.



Airbus A380

LUFTFAHRT

Riesenflieger auf Diät

Um den Spritverbrauch zu senken, setzten die Airbus-Ingenieure beim A380 ultraleichte Werkstoffe ein. Nun wurden in den Flügeln Haarrisse entdeckt. Die Reparatur wird wohl Hunderte Millionen Euro kosten – und viele Jahre dauern.

Der kleine drahtige Ingenieur kritizelt komplizierte Bauteile auf einen Schreibblock. Gut gelaunt erklärt er, wie sie funktionieren.

Durch das Fenster weht der warme Frühlingswind Südfrankreichs. Doch auf der Anrichte hinter ihm verstaubt das Adventsgesteck. Denn seit Weihnachten ist für den Schotten die Ruhe vorbei, keine Zeit, den Konferenzraum zu entrümpeln.

Mitten in den Winterferien alarmierten ihn seine Techniker, sie hätten Risse im Flügel gefunden – und zwar nicht bei irgendeinem Flugzeug, sondern beim A380, dem Superjumbo, dem Prestigeobjekt des europäischen Flugzeugbauers Airbus. In diesem Moment war Williams, dem Programmchef des Riesenflugzeugs, klar: „Der Urlaub ist vorbei.“

Seitdem treibt er seine Ingenieure an, herauszufinden, wie es zu den Rissen kommen konnte und wie diese sich beheben lassen. Aber es geht auch um die Frage: Wer hat es verbockt? „Letztlich bin ich dafür verantwortlich“, sagt der 59-jährige Williams und dreht an seinen Manschettenknöpfen, in die Pferdeköpfe eingraviert sind.

Sein Chef Tom Enders jedenfalls tobte: „Wir haben das vermässelt“, sagte der

künftige Boss der Airbus-Konzernmutter EADS.

Es wäre leicht, Tom Williams die Hauptverantwortung für das Flügeldebakel zuzuschreiben. Vor gut zehn Jahren hatte der Schotte ein 900 Mann starkes Team übernommen, das die neuartigen Tragflächen der weltgrößten Passagiermaschine entwickeln sollte. Dabei ist Williams nun zum Opfer einer Entwicklung geworden, die den Bau von Flugzeugen, noch dazu von derart großen, zu einem schwer kalkulierbaren ökonomischen Abenteuer werden lässt: Die Airlines verlangen von den Flugzeugherstellern immer sparsamere Maschinen – was die Ingenieure in eine Zwickmühle bringt, speziell beim A380. Denn der Super-Airbus sollte zugleich noch größer als der Jumbo-Jet 747 von Boeing werden.

Und auch für die Aerodynamiker, Triebwerkstechniker und Materialforscher von Airbus gelten die Gesetze der Physik. Wird ein Flugzeug größer und schwerer, wachsen die Turbinen und die Flügel, wodurch sich Ge-

wicht und Spritverbrauch zusätzlich erhöhen. Andererseits sollte der europäische Megaliner unbedingt 20 Prozent günstiger im Betrieb sein als das Konkurrenzmodell Boeing 747. Diese Vorgabe war kaum einzuhalten – der Riesenvogel litt schon vor seiner Geburt stark an Übergewicht.

So erhielten Williams und seine kreativen Ingenieure die Order, den A380 einer radikalen Abmagerungskur zu unterziehen. Sie setzten auch bei wichtigen Flügelteilen neuartige Kunststoffmaterialien oder extra leichte Aluminiumlegierungen ein. Die Spätfolgen dieser Flugzeug-Diät:

In den Verbindungsstücken zwischen dem inneren Gerippe und der Außenhaut der Flügel bildeten sich Haarrisse, die teils zentimeterlang sind.

Von seinem Büro aus kann der Programmchef auf jene Montagehalle in Toulouse blicken, in der die Endmontage des Fliegers vorgenommen wird. Station 45 heißt jener Ort, wo schwere Hydraulikstempel den fast 40 Meter langen Flügel em-



A380-Entwickler Williams
„Ich bin verantwortlich“



DEREK PEDLEY / AIRIMAGES

porstemmen und an einer fast zwei Meter mächtigen Nahtstelle am Rumpf andocken. Der Flieger mit der Nummer MSN089 ist an diesem Morgen an der Reihe; doch ehe der Maschine Flügel verliehen werden, hält Paul McKenzie die Hydraulik an. Der Ingenieur ist verantwortlich für die Produktion und fühlt sich dieser Tage nicht ganz wohl dabei. Denn seine Leute verbauen Teile mit eingebautem Materialfehler. „Alle Flügel, die wir jetzt ausliefern, müssen wir später noch einmal reparieren“, sagt McKenzie.

Der hagere Brite steckt seinen Kopf in eine Luke an der Unterseite des Flügels und leuchtet hinein: Im Kegel des Lichts wird eine Querstrebe sichtbar – eine jener 60 Rippen, die jeden Flügel in seiner aerodynamisch besten Form halten. „Genau diese hier machen uns all den Ärger“, sagt McKenzie.

Die Rippen bestehen aus neuartigen Komposit-Materialien, einer Mischung unter anderem aus Kohlefasern. „Das eigentliche Problem sind die dazugehörigen Klammern“, erläutert McKenzie. Diese verbinden die Querstrebe mit der Außenhaut des Flügels und bestehen aus einer besonders leichten Aluminiumlegierung – die leider an dieser Stelle den Nachteil hat einzureißen.

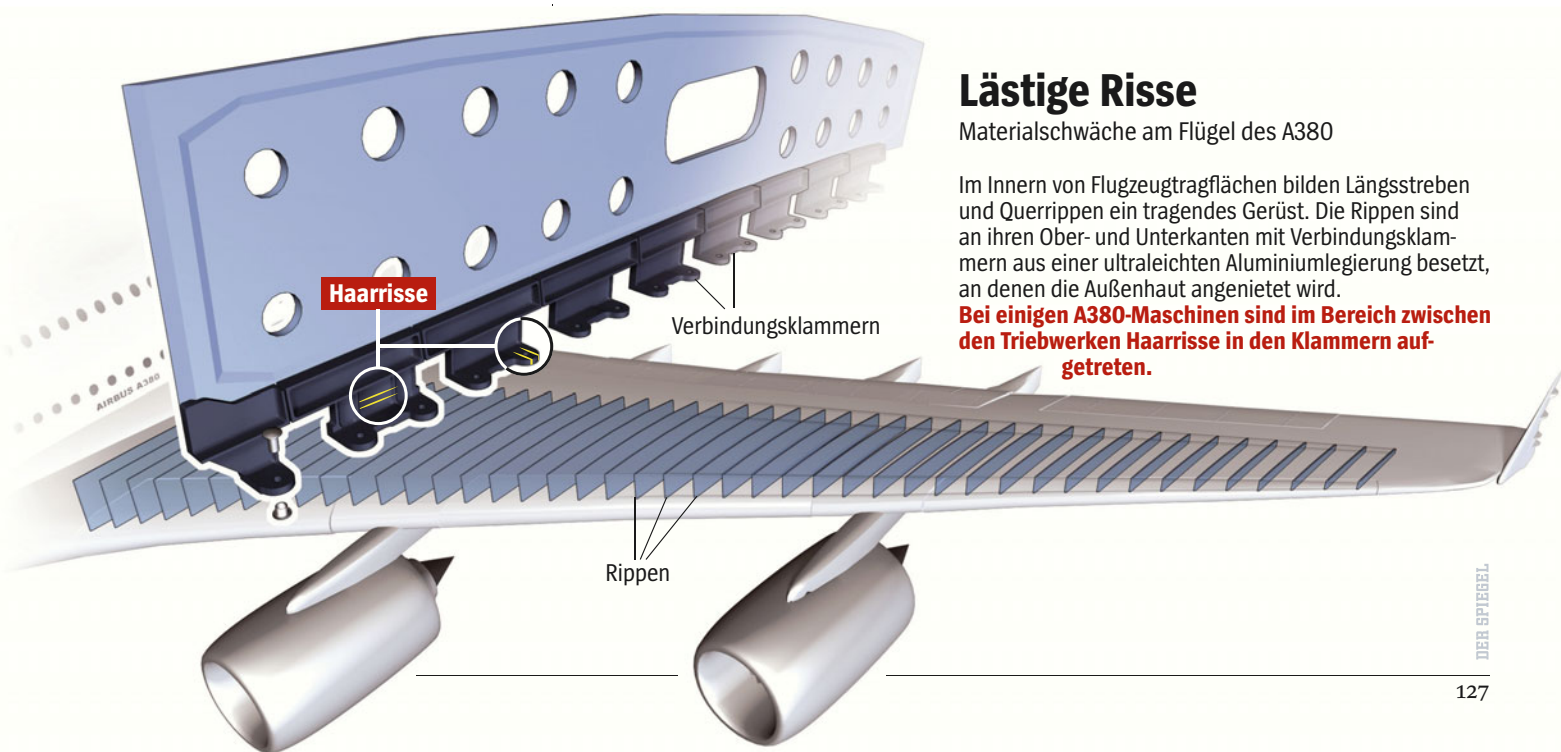
Durch Verwendung dieser Hightech-Materialien gelang es den Airbus-Ingenieuren, das Flugzeuggewicht um einige hundert Kilogramm zu senken – eine beachtliche Einsparung. Ein Risiko sahen sie darin nicht. „Diese Legierung haben wir zuvor schon in vielen Flugzeugen eingebaut“, sagt Programmchef Williams.

Aber ausgerechnet an den Klammern beginnt das Aluminium nun nach einigen hundert Starts und Landungen zu reißen.

Eine Rolle spielt dabei unter anderem ein etwas größerer Spalt zwischen Sockel und Außenhaut. McKenzie: „Wir reden hier von weniger als einem Millimeter.“

Doch die Belastung wurde dadurch offenbar zu hoch. Der Flügel des A380 ist enormen Kräften ausgesetzt: Die Spitze verbiegt sich während des Flugs über zwei Meter nach oben und einen Meter nach unten. Dazu kommen gewaltige Temperaturunterschiede: „Wenn die Maschine in Dubai auf dem Vorfeld steht, heizt sich das Material auf 70 Grad auf“, sagt Williams, „im Reiseflug kühlt es auf unter minus 50 Grad aus.“

Die Schäden an den Flügeln sind laut Airbus nicht wirklich gefährlich, schließlich gebe es 4000 solcher Klammern. Repariert werden müssen die Haarrisse trotzdem; und die große Zahl der schadhafte Klammern sorgt für großen



Lästige Risse

Materialschwäche am Flügel des A380

Im Innern von Flugzeugtragflächen bilden Längsstreben und Querrippen ein tragendes Gerüst. Die Rippen sind an ihren Ober- und Unterkanten mit Verbindungsclammern aus einer ultraleichten Aluminiumlegierung besetzt, an denen die Außenhaut angenietet wird.

Bei einigen A380-Maschinen sind im Bereich zwischen den Triebwerken Haarrisse in den Klammern aufgetreten.

DER SPIEGEL



Qantas-A380 nach Triebwerksexplosion im November 2010: Streifspuren am Rumpf

Aufwand. Erst muss das Kerosin abgelassen werden. Dann klettern die Mechaniker durch die kleinen Luken in den Flügel. „Mit meinen schmalen Schultern passe ich da rein“, sagt Williams. „Wer zu breit ist, kommt für die Arbeit nicht in Frage.“

Zuvor müssen die Flügel so aufgebockt werden, dass keine Spannung auf ihnen lastet. „Dann schneiden wir die Teile heraus und passen neue ein“, erklärt der Ingenieur. Eine dauerhafte Lösung für das Problem sei das Austauschen aber noch nicht, weil auch bei den neu eingesetzten Teilen wieder Haarrisse auftreten können. Wegen der zunächst weiter verwendeten Legierung bleibt die Reparatur Flickwerk. Williams: „Uns wird das ganze Problem noch auf Jahre beschäftigen.“

Der Zeitdruck ist groß. Ständig werden im Werk im walisischen Broughton weitere fehlerhafte Flügel produziert, die McKenzie mit seinen Leuten dann in Toulouse montieren – und anschließend reparieren muss. Noch im April will Williams eine endgültige Lösung präsentieren.

Vermutlich wird am Ende eine kräftigere Legierung zum Einsatz kommen, die allerdings erst einmal das übliche Zulassungsverfahren durchlaufen muss. Bis Ende des Jahres soll mit dem Einbau der neuen Teile begonnen werden. Knapp 90 Kilogramm nähme der A380 dadurch zu.

Was die lästigen Flügel-Risse den Airbus-Mutterkonzern EADS am Ende kosten werden, ist noch nicht abzusehen. Aktuell hat das Unternehmen gut 100 Millionen Euro für die Reparaturkosten bei allen bis Ende 2012 produzierten Fliegern in seine Bilanz eingestellt.

Doch der Betrag könnte sich schnell verdoppeln oder gar verdreifachen, wenn die bei den Passagieren sehr beliebten Jets erneut in die Werkstatt müssen. Bei Qantas

gehen die Mechaniker davon aus, dass die Prozedur zwei Wochen dauern wird, was Airbus nicht bestätigen will. Die Fluglinie Emirates hat für die bereits jetzt angefallene Reparaturzeit 60 Millionen Euro Schadensersatz gefordert. Konkurrent Qantas teilt mit: „Qantas hat keine Pläne, von Airbus Kompensation zu fordern.“ Mit Singapore Airlines sollen gerade geheime Verhandlungen über eine Kompensation laufen, was Airbus nicht kommentiert.

Programmchef Williams stellt die Risse als eine jener typischen Kinderkrankheiten dar, unter der neue Flugzeuge stets zu leiden haben: „Da muss man durch, damit kämpfen die bei Boeing auch.“

Zum Geschäftserfolg von Airbus trägt der A380 vorerst ohnehin nichts bei.

Doch der A380 als Vertreter einer neuartigen Flugzeugklasse stand von Anfang an unter besonderer Beobachtung: Rechnet sich die Gigantomanie überhaupt? „Störe deinen Gegner nicht, wenn er Fehler macht“, lästerte der legendäre Boeing-Manager Harry Stonecipher, als Airbus sich für den Bau des A380 entschied.

Boeing ist überzeugt davon, dass die Zukunft eher den etwas kleineren Langstreckenmaschinen mit 300 Passagieren gehören wird als monströsen Riesenfliegern mit über 600 Leuten an Bord, weil die Passagiere nicht zu großen Drehkreuzen wie London transportiert, sondern direkt am Ziel abgesetzt werden wollen.

In der Tat könnte es besser laufen für den A380. Begonnen hatten die schlechten Nachrichten mit Problemen bei der Verkabelung des Riesenvogels. Ende 2010

dann zerbarst das Triebwerk eines Qantas-Airbus bei Singapur: Die Schrapnellen der auseinanderfliegenden Turbine durchschlugen nicht nur den Flügel. Geschockte Qantas-Mechaniker fanden später sogar Streifspuren am Rumpf. Nur der Zufall wollte es, dass die Bruchstücke nicht durch die Passagierkabine schnitten wie ein Messer durch die Butter.

Nach diesem Beinahe-Absturz macht sich nun mit der Haarriss-Affäre ein weiteres Problem des Megafliegers bemerkbar. Zum Geschäftserfolg trägt der A380 vorerst ohnehin nichts bei. Anfangs hieß es, Airbus müsse etwa 250 Exemplare verkaufen, um die Kosten wieder einzuspielen. Später wurde die Zahl fast verdoppelt.

Mittlerweile nennen die Airbus-Manager gar keine Mindestverkaufszahl mehr – aus gutem Grund: Neuesten Schätzungen von Luftfahrtexperten zufolge muss der Konzern sogar mindestens 600 Maschinen loswerden, um mit dem weltgrößten Flugzeug Gewinne zu machen. Von dieser Zielmarke ist Airbus mit insgesamt 253 A380-Bestellungen jedoch weit entfernt.

Auch die Auftragsbücher enthüllen eine große Schwäche: Airbus verkauft zwar jede Menge kleiner Flugzeuge wie den neuen A320neo. Doch bei Langstreckenfliegern hat Airbus ein Absatzproblem. Vom A380 haben Fluglinien im vorigen Jahr netto nur 19 Stück geordert.

Anders als von Airbus erhofft blieben auf der wichtigsten asiatischen Flugmesse in Singapur Mitte Februar Neuaufträge für den A380 sogar ganz aus. Stattdessen bestellten die Airlines große Flieger bei Boeing – vor allem die B777, einen Renner unter den Langstreckenmaschinen.

Die Airbus-Manager trösten sich damit, dass auch Boeing seine 747 derzeit schlecht verkauft. Doch der Konkurrent scheint aus der Absatzschwäche Konsequenzen gezogen zu haben: Boeing gab bekannt, eine noch weiter gestreckte Version der zweistrahligen 777 entwickeln zu wollen. In diese Maschine sollen über 400 Menschen hineinpassen, also etwa so viel wie in einen Jumbo.

Airbus hat derzeit kaum einen vergleichbaren Flieger zu bieten und arbeitet deshalb an dem Langstreckenmodell A350. Es könnte aber frühestens im Jahr 2014 ausgeliefert werden.

Der Kampf um die Kilo geht dabei weiter und damit auch die Auseinandersetzung zwischen zwei Ingenieurs-Kulturen: Gewicht sparen mit noch mehr neuen Hightech-Materialien? Oder doch auf Altbewährtes setzen, um böse Überraschungen wie bei den A380-Flügeln vermeiden?

Programmchef Williams warnt davor, wegen dieses einen Desasters zu vorsichtig zu werden: „Wenn wir uns niemals getraut hätten, neue Wege zu gehen, dann würden Flugzeuge immer noch aus Holz und Tuch gebaut.“

DINAH DECKSTEIN, GERALD TRAUFTETTER

INTERNET

Schatztruhe des Wissens

Der Google-Konzern unterstützt Gelehrte bei der Auswertung seiner 15 Millionen Bücher umfassenden Digitalbibliothek. Geisteswissenschaftler sind begeistert.

An Weitsicht fehlte es dem Griechen nicht. Um die „bewundernswerten Taten“ der Menschen „nicht ruhmlos vorübergehen“ zu lassen, verfasste Herodot im 5. Jahrhundert vor Christus seine „Historien“. Detailliert schilderte der antike Gelehrte darin, wie und warum sich Perser und Griechen wiederholt gegenseitig die Köpfe einschlugen.

Rund 2500 Jahre später können Historiker das antike Meucheln auf eine Weise erforschen, die sich Herodot nicht hätte ausmalen können: Teile des rund 700 Seiten umfassenden Werks gehören zu jenen Klassikern, die Google für seine Digitalbibliothek „Google Books“ eingescannt hat. In einer Initiative namens „Digital Humanities“ bereiten die kalifornischen Datensammler die Bücher derzeit für Forschungszwecke auf.

„Seit es Computer gibt, haben Menschen die Vision, das Wissen der Welt zu verknüpfen“, sagt Projektmanager Jon Orwant. Bis heute jedoch sei historische und philosophische Weisheit aus der Zeit vor Erfindung des Internets online kaum zugänglich. Diese Schatztruhe des Wissens will Google der Gelehrtenwelt öffnen.

Geschichts- und Kulturwissenschaftler sind begeistert. „Google Books ist eine Art Genom der Weltkultur“, urteilt Eric Kansa von der University of California, Berkeley. „Wir haben es mit einer Ressource von außergewöhnlicher Bedeutung zu tun.“

Rund 15 Millionen Bücher in etwa 400 Sprachen hat Google bislang digitalisiert – etwa zwölf Prozent aller Bücher, die seit der Gutenberg-Bibel veröffentlicht wurden. Doch die Datensammlung

hat dasselbe Problem wie andere große Archive auch: Wie lässt sich das umfangreiche Material bündig und sinnvoll nutzen?

Orwant und seine Kollegen glauben eine Antwort zu haben: Sie entwickeln Software-Systeme, um die Digitalbibliothek zu analysieren. Zu diesem Zweck kooperieren sie eng mit Forschungsgruppen. Rund eine Million Dollar hat Google für bislang 24 Projekte bereitgestellt.

Der Historiker Dan Cohen von der US-amerikanischen George Mason University gehört zum Beispiel zu den Google-Partnern. Cohen interessiert sich für das Viktorianische Zeitalter. Bislang mühte sich der Professor durch einzelne Bücher der Epoche. Dank Google hat er auf einmal Zugriff auf nahezu 1,7 Millionen Bände aus der Zeit von 1789 bis 1914.

Cohen ergründet den Gemütszustand der viktorianischen Gesellschaft. Mit Hilfe der Google-Daten hat er herausgefunden, dass in den Buchtiteln der viktorianischen Literatur die Wörter „Religion“ und „heilig“ mit der Zeit seltener auftauchen. Das Interesse an „Wissenschaft“ nahm dagegen zu. Für Cohen bestätigt dies, dass die Untertanen Königin Victorias langsam vom Glauben abfielen.

Der Historiker verwendet sogenannte Ngramm-Statistiken, Häufigkeiten einzelner Wörter. Jeder kann die Methode bei Google selbst ausprobieren*. Andere Ge-

lehrte sind noch kreativer. Das Projekt „Google Ancient Places“ etwa untersucht, welche Stätten des klassischen Altertums in Werken aus der oder über die Antike eine Rolle spielen. „Wer sich für irgendeine römische oder griechische Stätte interessiert, kann erfahren, welche Autoren diesen Ort beschreiben“, erläutert Teammitglied Leif Isaksen von der University of Southampton. Auch die entsprechenden Textstellen lassen sich nachlesen**.

Der Gewinn, den die Geisteswissenschaften aus der Computeranalyse ziehen könnten, scheint enorm. Welcher Altphilologe würde sich nicht freuen, die Übersetzungen von Homers „Ilias“ per Mausklick miteinander vergleichen zu können? Und wären nicht Linguisten hoch erfreut, Details darüber zu erfahren, wie sich das mitteldeutsche „nuwelinges“ in der Literatur zum „neulich“ wandelte?

Doch es gibt auch Kritiker. So mancher Geisteswissenschaftler sucht sein Glück lieber zwischen echten Buchdeckeln. Viele Gelehrte, erstmals mit dem Konzept konfrontiert, betrachteten es als „die Ankunft des Antichrists“ persönlich, sagt der US-Historiker Anthony Grafton.

Orwant versichert, dass die digitale Analyse keinesfalls herkömmliche Forschung ersetzen soll. Ohnehin können die Wissenschaftler bislang viele neuere Werke nicht im Volltext durchstöbern. Denn seit Jahren streitet Google mit heutigen Autoren und Verlagen um Nutzungsrechte. Kritiker halten die Digitalbibliothek für Teufelszeug, weil völlig unklar ist, wie ein Vergütungsmodell für die Urheber der Texte aussehen könnte.

So kann Googles „Digital Humanities“-Initiative auch als Versuch gedeutet werden, die Gelehrten aus den Universitäten als Verbündete im Rechtstreit zu gewinnen.

Und auch bei anderen Kulturschaffenden macht Google gute Stimmung. Gerade kündigte die Firma eine Kooperation mit dem belgischen „Mundaneum“ an, das eine einzigartige lexikalische Sammlung beherbergt. Auch sie könnte künftig Teil der Google-Bibliothek werden.

Datenexperte Orwant jedenfalls hat das Ziel klar vor Augen: „Wir wollen, dass der Kosmos der Ideen und Gedanken uneingeschränkt erforscht werden kann“, sagt er. Das Potential der Digitalbibliothek sei überwältigend – „und wir können noch gar nicht absehen, welche Schätze es dort zu heben gibt“.

PHILIP BETHGE



Google-Datenexperte Orwant: „Kosmos der Ideen“

* <http://books.google.com/ngrams/>

** <http://gap.alexandriaarchive.org/gapvis/index.html>

AUTOMOBILE

Magisches Wischiwaschi

Die Mercedes-Baureihe SL diente einst als Symbol der Fortschrittlichkeit des Auto-Erfinders Daimler. Doch das neue Modell bietet kaum Innovationen.

Es gibt eine Weltneuheit im Automobilbau. Sie besteht darin, die Basslautsprecher der Stereoanlage in die Stirnwände des Fußraums zu legen.

Mercedes-Benz tut dies im neuen Modell der Roadster-Baureihe SL. Der „Frontbass“, so die Herstellerbezeichnung, nutze geschickt das Resonanzvolumen der Karosseriehöhlräume und beschere den Insassen ein „begeisterndes Sounderlebnis“, wie Chefentwickler Thomas Weber versichert.

Daimler weist die Hi-Fi-Spielerei als eine von zwei „Weltpremieren“ in der Fahrzeugtechnik aus, mit denen die

gieführers sieht. Mit der Baureihe SL setzte Daimler Zeichen in der Fahrzeugentwicklung – die in der Vergangenheit jedoch um einiges über das Optimieren von Scheibenwaschanlagen und Musiksystemen hinausgingen.

Vor 60 Jahren kehrte Mercedes mit dem ersten SL aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs zurück an die Weltspitze des Rennsports. Das Auto mit den Flügeltüren zählt zu den Heiligtümern der Firmengeschichte. Aus dem Rennwagen wurden wenig später Straßensportwagen einer hohen Preisklasse abgeleitet, die dem Hersteller den Spielraum gaben, auch teure Innovationen in die Serienfertigung zu bringen.

Der letzte spektakuläre Auftritt gelang mit dem Modell der vierten SL-Generation. Es erschien 1989 mit dem ersten faltverdeck, das sich vollautomatisch öffnete und schloss. Der Vorführeffekt war grandios, das Auto stand beispielhaft für den Solitär Daimler-Benz. Bei den meisten großen Innovationen, vor allem in der Sicherheitstechnik, war Mercedes Pionier: Ob Airbag, ABS oder der Schleuderschutz ESP – stets gab der Stuttgarter Konzern die Richtung vor.

Doch dann rutschte der Gottvater des Automobilbaus vom Olymp. Daimler er-

diese weicher fallen zu lassen. Das ist schon einige Zeit Stand der Technik. Volvo hingegen geht bereits einen Schritt weiter und hat Außen-Airbags entwickelt, die bei einem Unfall Fußgänger schützen sollen.

Immerhin hat Mercedes erstmals für den SL eine selbsttragende Aluminiumkarosserie konstruiert; allerdings macht Audi das schon seit 18 Jahren. Die Konstrukteure verweisen auf eine Gewichtseinsparung von 110 Kilogramm gegenüber einer Stahlkonstruktion. Das ist beachtlich, aber keine Revolution.

Das Basismodell SL 350 wird knapp 1,7 Tonnen wiegen. Im europäischen Norm-Mix schluckt der 306 PS starke Sechszylindermotor nur 6,8 Liter Benzin auf 100 Kilometer. Solche Werte werden bei einer standardisierten Kriechfahrt ermittelt, in der nur ein Bruchteil der Motorleistung zum Einsatz kommt. Das führt vor allem bei starken, schweren Autos zu praxisfremden Öko-Zensuren.

Das „L“ im Kürzel stand ursprünglich für „Leicht“. Unter diesem Motto kompromisslos technologisches Neuland zu betreten könnte für den einstigen Innovationsführer das Gebot der Stunde sein. Doch statt des Daimler-Konzerns geht diesen Weg nun BMW.



Neuer Mercedes-Roadster SL, Urahn von 1952: Heiligtum der Firmengeschichte

nächste Generation des luxuriösen Sportwagens Ende März zu Preisen ab 93 534 Euro in den Handel kommen wird. Die zweite sind neuartige Scheibenwischerblätter: Sie sprühen das Waschwasser aus feinen Löchern unmittelbar vor die Gummilippe, wodurch ein störender Wasserschwall bei der Scheibenreinigung vermieden werde. Weber verspricht „guten Durchblick auch bei regnerischem Wetter“. Offizielle Produktbezeichnung des Systems: „Magic Vision Control“.

Frontbass und magisches Wischiwaschi sollen also die Innovationskraft eines Unternehmens zum Ausdruck bringen, das einst das Automobil erfand und sich durchaus noch in der Rolle des Technolo-

lebte das Elchtest-Trauma der A-Klasse, verhedderte sich in der „Welt AG“ mit Chrysler und Mitsubishi, schlitterte in ein profundes Qualitätsdebakel und ist inzwischen – hochprofitabel – in der Verwechselbarkeit angekommen.

Technische Pionierleistungen kamen inzwischen verstärkt aus anderen Häusern: Toyota glänzte mit dem Hybridantrieb, der Volkswagen-Konzern mit dem TDI-Motor, BMW mit der Spritspar-Initiative „Efficient Dynamics“.

Auch in der Sicherheitstechnik ist Daimler nicht mehr einsame Spitze. Der neue SL wird eine aktive Motorhaube haben, die sich beim Zusammenstoß mit Fußgängern oder Radfahrern anhebt, um

Der Konkurrent aus München arbeitet derzeit intensiv daran, Karosserien aus Kohlefaserwerkstoff in größeren Stückzahlen zu produzieren. Das Ergebnis wird unter anderem ein extrem leichter Sportwagen mit Hybridantrieb sein, der auf Kurzstrecken rein elektrisch und auf Langstrecken mit Verbrauchswerten um drei Liter pro 100 Kilometer fahren soll – das wäre in dieser Fahrzeuggattung wirklich eine Revolution.

Ein solches Auto dürfte in absehbarer Zeit die Standards setzen für fortschrittlichen Sportwagenbau. Scheibenwaschanlagen und Basslautsprecher werden dabei keine tragende Rolle spielen.

CHRISTIAN WÜST

Lernen von der Natur

Bei der natürlichen Photosynthese verwandeln Pflanzen Kohlendioxid und Wasser mit Hilfe des Sonnenlichts in energiereiche Zuckermoleküle. Die künstliche Photosynthese ist diesem Prozess nachempfunden:

1 Sonnenenergie

Ähnlich wie in einer Solarzelle fällt Sonnenlicht auf einen photoaktiven Halbleiter.

2 Oxidation

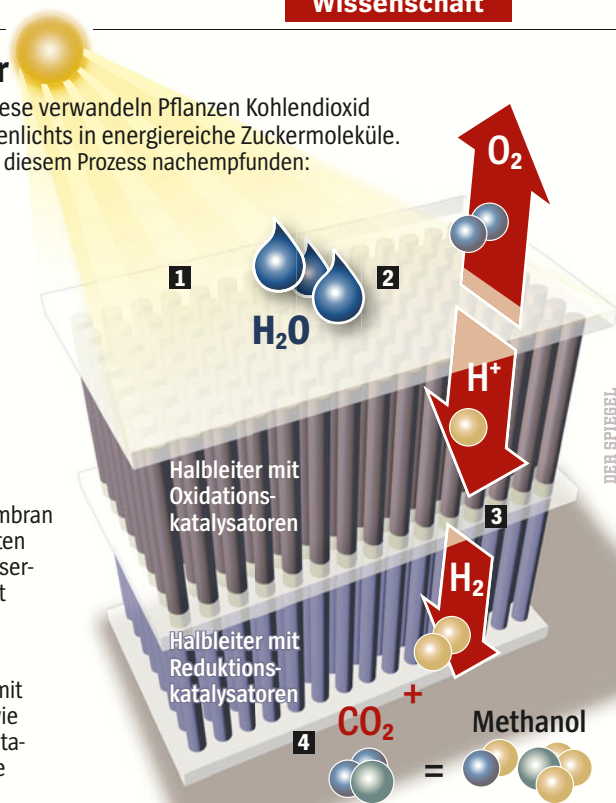
Mit Hilfe der Lichtenergie wird Wasser in Sauerstoff und Protonen (H^+) gespalten. Der Sauerstoff entweicht in die Luft.

3 Reduktion

Die Protonen passieren eine Membran und verbinden sich in einer zweiten Reaktion zu energiereichem Wasserstoff, der als Treibstoff verwendet werden kann.

4 Treibstoffgewinnung

Alternativ kann der Wasserstoff mit Kohlendioxid Flüssigtreibstoffe wie Methanol bilden. Sogenannte Katalysatoren sind notwendig, um die Reaktionen voranzutreiben.



ENERGIE

Solare Tankstelle

Chemiker erschaffen künstliche Pflanzen. Die neuartigen Halbleiterfolien sollen das Sonnenlicht direkt in Treibstoff umwandeln.

Das Blatt aus dem Labor glänzt silbrig und ist kaum so groß wie ein Fingernagel. Vorsichtig taucht Peidong Yang die Siliziumfolie ins Wasser. Dann schaltet der Chemiker eine Lampe ein, die das Sonnenlicht simuliert.

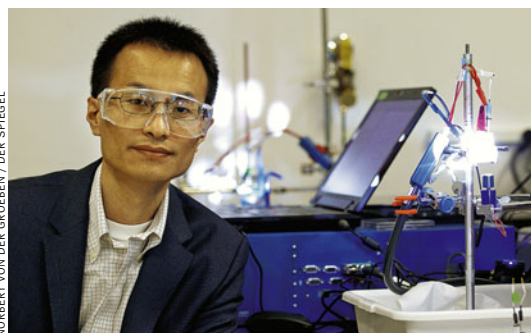
Winzige Bläschen bilden sich alsbald an der Oberfläche der Folie. Elektronen huschen durch den Halbleiter. Yang lächelt zufrieden: Sein künstliches Blatt erwacht zum Leben.

„Wir versuchen, von der Natur zu lernen und sie noch zu übertreffen“, sagt der Forscher vom Joint Center for Artificial Photosynthesis (JCAP) im kalifornischen Berkeley. Sonnenlicht, Wasser und Kohlendioxid wollen Yang und seine Kollegen direkt in chemische Energie verwandeln. Photosynthese heißt der Trick der Natur, den alle Pflanzen und Algen beherrschen. Die Evolution brauchte einige hundert Millionen Jahre, um die chemische Reaktionskette hervorzubringen. Die JCAP-Experten wollen das Naturwunder in wenigen Jahren nachahmen und sogar noch verbessern.

Zehnmal so effizient wie die natürliche Photosynthese soll die Lichtreaktion aus

dem Labor am Ende sein. 122 Millionen Dollar hat das US-Energieministerium für die Arbeit des kalifornischen Forschungsverbunds bereitgestellt, an dem rund 200 Wissenschaftler beteiligt sind. US-Präsident Barack Obama erklärte, das Projekt sei wegweisend, um die Abhängigkeit der USA vom Erdöl zu verringern.

Was Yang und seine Kollegen erschaffen wollen, ist weder grün, noch raschelt es im Wind. Den Wissenschaftlern schwebt eine dünne, robuste Energiefolie vor, die Wasser wie von Zauberhand in Sprit verwandelt. Aus Sicht der Forscher



Forscher Yang: Keine Angst vor Schädlingen

hat die künstliche Photosynthese das Vermögen, fossile Brennstoffe wie Kohle, Öl und Gas tatsächlich zu ersetzen.

„Der ultimative Kraftstoff kommt direkt von der Sonne“, sagt Yang. Tatsächlich ist das Potential der Technik gewaltig. Das Zentralgestirn strahlt in jeder Stunde mehr Energie auf die Erde ab, als die Menschheit in einem Jahr verbraucht. Herkömmliche Solarzellen können einen Teil dieser Energie einfangen und in Strom verwandeln. Diesen Strom wiederum zu speichern und dorthin zu transportieren, wo er benötigt wird, geht mit beträchtlichen Verlusten einher und ist eine große technische Herausforderung.

Praktischer wäre es, das Sonnenlicht direkt in Kraftstoff zu verwandeln, der dann wie gehabt herkömmliche Verbrennungsmotoren antreibt – das ist das Ziel der künstlichen Photosynthese.

Der Chemiker Daniel Nocera vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) bei Boston rechnet vor, dass eine fünfmal sechs Meter große Sonnenfolie in weniger als vier Stunden den täglichen Energiebedarf eines Einfamilienhauses decken könnte.

Im vergangenen Jahr präsentierte Nocera den ersten Prototyp eines künstlichen Blatts. Die Apparatur des MIT-Forschers hat die Größe einer Spielkarte und verwandelt Wasser mit Hilfe des Sonnenlichts in energiereichen Wasserstoff, der dann als Treibstoff verbrannt werden kann. Seine Solartankstelle sei ein „heiliger Gral“ der Wissenschaft, von dem Forscher „seit Jahrzehnten“ träumten, schwärmte Nocera bei der Präsentation.

Der MIT-Forscher versucht bereits, die Technik zu kommerzialisieren. Die von ihm mitgegründete Biotech-Firma Sun Catalytix entwickelt die winzigen Wasserstofftankstellen weiter. Das Unternehmen erwartet, ein Kilogramm Wasserstoff künftig für etwa drei US-Dollar herstellen zu können. Eine solche Menge des Gases enthält umgerechnet so viel Energie wie etwa 3,75 Liter Benzin.

Die kalifornischen JCAP-Forscher haben ein noch ehrgeizigeres Ziel. Ihr künstliches Blatt soll nicht gasförmigen Wasserstoff erzeugen, sondern flüssigen Kraftstoff, der sich, in Raffinerien aufbereitet, von heutigen Autos tanken lässt.

Die natürliche Photosynthese dient den Chemikern als Vorbild. Wie in jeder Pflanze wird auch im Laborblatt Wasser zunächst in Sauerstoff und Wasserstoffatome (Protonen) gespalten. In einem nächsten Reaktionsschritt verbinden sich je zwei Protonen zu Wasserstoff, der schließlich mit zugeführtem Kohlendioxid reagieren soll (siehe Grafik).

In Pflanzen entstehen als Endprodukte der Photosynthese vor allem energiereicher Rohrzucker

ETHIK

Tödlicher Hausbesuch

In den Niederlanden betätigen Ärzte sich neuerdings als ambulante Sterbehelfer. Betrieben werden die Teams vom größten Euthanasie-Verein der Welt.

und Stärke. Die künstlichen Blätter sollen Methanol oder sogar Benzin produzieren. Dass dies prinzipiell geht, ist längst bewiesen; doch die Schwierigkeit liegt im Detail.

Damit die Reaktion klappt, müssen chemische Bedingungen erschaffen werden, die jenen in den Chloroplasten der Pflanzen ähneln. Was im Grünzeug Enzyme erledigen, sollen im Laborblatt chemische Katalysatoren leisten – Substanzen, ohne deren Mithilfe die Minitankstellen nicht funktionieren.

Platin und Iridium sind als Katalysatoren zwar gut geeignet; doch diese Elemente sind selten und teuer. „Wir suchen nach Stoffen, die reichlich verfügbar, billig und reaktionsfreudig sind“, erläutert Yang. „Nur dann kann Sonnensprit konkurrenzfähig zu fossilen Kraftstoffen werden.“

Immerhin sind die Chemiker bei ihrer Suche schon fündig geworden: Wasser lässt sich auch mit Hilfe von billigem Kobalt und Phosphat spalten, wie MIT-Wissenschaftler Nocera herausgefunden hat. Die dabei frei werdenden Protonen wiederum vermag eine Legierung aus Nickel, Molybdän und Zink zu bändigen.

Gleichzeitig fahnden die Chemiker nach Materialien, die das Licht möglichst gut einfangen können. Der Pflanzenfarbstoff Chlorophyll würde bei ihnen glatt durch die Materialprüfung rasseln. Denn die grünen Blätter absorbieren nur einen kleinen Teil der Lichtenergie. Für eine optimale Ausbeute müssten sie eigentlich pechschwarz sein.

Unter dem Elektronenmikroskop betrachtet ähneln die künstlichen Blätter miniaturisierten Nagelbürsten. Aus einer ultradünnen Membran ragen winzige Siliziumfasern heraus, die mit den Katalysatoren bedampft sind und das Sonnenlicht einfangen. Durch ultrafeine Leitungen soll auf der einen Seite Wasser zugeführt und auf der anderen Seite Wasserstoff oder Methanol abgeleitet werden.

Noch in diesem Jahr will JCAP-Forscher Yang einen Prototyp „im iPhone-Format“ präsentieren. Eine kommerzielle Pilotanlage hofft er bis Ende des Jahrzehnts vorstellen zu können.

17,75 Billionen Joule Energie verbraucht die Menschheit zurzeit in jeder Sekunde. Bis 2050 soll sich der weltweite Energieverbrauch nochmals mindestens verdoppeln. „Um diesen Bedarf nachhaltig zu decken, ist eine robuste Technik nötig, die im industriellen Maßstab eingesetzt werden kann“, sagt Yang.

Direkter und sauberer als mit der künstlichen Photosynthese lasse sich aus Sonnenenergie kein Kraftstoff gewinnen, sagt der Chemiker. Im Vergleich zur Biospritgewinnung aus Pflanzen oder Algen hätten seine Laborblätter einen weiteren großen Vorteil: „Vor Schädlingen müssen wir uns nicht fürchten.“

PHILIP BETHGE

Als Petra de Jong das erste Mal einen Menschen tötete, wusste sie nicht, was sie tat. Die Ärztin arbeitete als Lungenspezialistin in einem niederländischen Krankenhaus, und der Patient litt an Krebs. Es sei ein hoffnungsloser Fall gewesen, sagt sie.

Der Mann bat sie, ihm beim Sterben zu helfen. De Jong spritzte ihrem Patienten ein Medikament, das schnell wirken sollte. Es dauerte neun Stunden, bis er starb. Die Dosis war zu gering gewesen. Er habe keine Schmerzen gehabt, versichert de Jong; aber seine Ehefrau habe die ganze Zeit an seinem Bett gesessen und gefürchtet, ihr Mann könnte für die nächsten 20 Jahre so daliegen.

Aktive Sterbehilfe war damals in den Niederlanden noch verboten. Die Ärztin durfte niemandem erzählen, was sie getan hatte. Heute, 20 Jahre später, ist Petra de Jong eine einflussreiche Frau in Sachen Sterben.

Als die Niederlande vor zehn Jahren das Töten auf Verlangen straffrei stellten, war das auch ein Triumph ihres Vereins. De Jong ist Direktorin der nach eigenen Angaben größten Euthanasie-Vereinigung der Welt, der „Niederländischen Vereinigung für ein freiwilliges Lebensende“ (NVVE). Ihre Mitglieder propagieren einen selbstbestimmten Tod – und diesem Ziel sind sie jetzt wieder einen Schritt näher gekommen.

Anfang März hat die NVVE die erste Sterbehilfeklinik der Welt eröffnet; „Levensindeklinik“ lautet der Name – ein Platz fürs Lebensende. Sie dient als Anlaufstelle für all jene Niederländer, die sterben wollen, aber keinen Hausarzt haben, der bereit ist, ihnen dabei zu helfen. Zur Klinik gehören ambulante Euthanasie-Teams, jeweils bestehend aus einem Mediziner und einer Pflegekraft. Kommt ein Patient nach einer Prüfung seines Falls in Frage, fährt das Team zu ihm

nach Hause, um ihm zwei Medikamente zu spritzen – das eine versetzt den Todeswilligen in einen tiefen Schlaf, das andere stoppt die Atmung und führt so zum Tod.

Noch darf kein Außenstehender das Klinikgebäude in Den Haag betreten. Bis-



Lobbyistin de Jong: Großer Einfluss

lang sitzt dort nur eine Büroangestellte und nimmt die Anträge entgegen. Seit Anfang des Monats haben sich 70 Euthanasie-Patienten angemeldet, die ersten zwei Fälle wurden schon ausgewählt und an die Ärzte weitergereicht.

Irgendwann sollen in dem Haus Betten auch für Euthanasie-Patienten stehen. Doch vor allem werden die Ärzte zu den Patienten kommen; denn die meisten Niederländer ziehen es vor, zu Hause zu sterben.

Wer in den Niederlanden seinen Hausarzt um Sterbehilfe bittet, muss laut Euthanasie-Gesetz unheilbar krank sein und unerträglich leiden, wenn er Aussicht auf Erfolg haben will. Ist der Doktor zur Euthanasie bereit, muss er eine zweite unabhängige Fachmeinung einholen und den Fall melden. Ein Sonderausschuss aus einem Juristen, einem Arzt und einem Ethiker wacht darüber, dass die Regeln eingehalten werden. Meist handelt es sich bei den Sterbewilligen um Krebspatienten; aber auch Demenz oder andere psychische Erkrankungen werden als Gründe genannt.

Über 3000-mal haben niederländische Ärzte im Jahr 2010 Sterbehilfe geleistet. Rund dreimal so viele Patienten hatten darum gebeten – doch viele Hausärzte lehnten den Wunsch ab.

schon früh an Depressionen gelitten habe und jahrelang in Behandlung gewesen sei. Die junge Frau bat ihren Psychiater um Sterbehilfe, doch er lehnte ab. Schließlich zog sich die Lebensmüde eine Plastiktüte über den Kopf und schnürte sie zu.

Die neue Klinik soll auch solchen Menschen, die nicht sterbenskrank sind, ihren Todeswunsch erfüllen, sagt de Jong. Natürlich werde auch in der Sterbehilfeklinik jeder Einzelfall geprüft, versichert die Ärztin. 16 Patienten hat sie in ihrer Zeit als Medizinerin selbst getötet. Entscheiden sei immer schwer gewesen.

Der größte niederländische Ärzteverband sieht die Einrichtung der mobilen Sterbehilfe kritisch. Die Organisation ist zwar grundsätzlich für die aktive Sterbehilfe, doch ein Vertrauensverhältnis

ligen Patienten einsehen. Dann sollen sie mit dem jeweiligen Hausarzt Kontakt aufnehmen, um zu erfahren, warum dieser die Sterbehilfe ablehnt hat.

Sechs Teams arbeiten derzeit für die Klinik. Alle beteiligten Ärzte haben bereits Erfahrung in der aktiven Sterbehilfe. Einen Tag pro Woche werden sie in der Klinik arbeiten, die anderen Tage in ihrer eigenen Praxis. Höchstens einmal im Monat sollen sie Sterbehilfe leisten.

Ursprünglich sollte die Klinik noch einem anderen Zweck dienen. Geplant war sie als eine Anlaufstelle für Lebensmüde aller Art – also auch für Menschen, die planen, sich umzubringen.

Wer sich töten will, hätte dies dort tun können. Die Ärzte hätten lediglich aufgepasst, dass der Suizid nicht misslingt.

Jedes Jahr bringen sich in den Niederlanden an die 1500 Menschen um. Sie springen von Brücken, erhängen oder erschießen sich. Die NVVE unterstützt ihren Wunsch nach einem selbstbestimmten Lebensende, aber einem in Würde, wie de Jong sagt – freier Tod für freie Bürger.

Doch von einer Klinik für Lebensmüde hat der Lobbyverein vorerst Abstand genommen. Beihilfe zur Selbsttötung ist in den Niederlanden nur innerhalb der Euthanasie-Kriterien erlaubt – im Unterschied zu Deutschland oder der Schweiz. In der Schweiz dürfen Sterbebegleiter Lebensmüden legal ein tödliches Medikament zur Verfügung stellen – so wie es auch der krebserkrankte deutsche Fußballer und Trainer Timo Konietzka vergangene Woche zu sich genommen hat (siehe Register Seite 150).

Die NVVE will weiter dafür kämpfen, auch in den Niederlanden die Beihilfe zum Suizid zu legalisieren. Tausende Menschen rufen jedes Jahr in der Geschäftsstelle des Vereins an, weil sie sterben wollen und Rat suchen.

Die NVVE-Mitarbeiter versuchen niemanden davon abzubringen, sich zu töten. „Das ist nicht unsere Aufgabe“, sagt de Jong, „das wäre paternalistisch.“

Die Anrufer bekommen vielmehr Informationen, wie ein Suizid möglichst sicher gelingt. Mitglieder der Vereinigung erhalten ein Passwort, mit dem sie auf der NVVE-Website eine Liste von Suizidmedikamenten studieren können. Die Mittel zum sicheren Sterben sind allerdings nur im Ausland frei erhältlich, etwa im benachbarten Belgien.

Auf dem Tisch vor de Jong in ihrem Amsterdamer Büro steht eine Schüssel mit Lutschpastillen. Die Bonbons wurden vor zwei Jahren als Werbemittel verteilt. Damals engagierte sich ihr Verband dafür, dass niederländische Apotheken tödliche Medikamente auf Rezept verkaufen dürfen. Auf der Verpackung steht „Laatstwilpil“: Letzter-Wille-Pille.

LAURA HÖFLINGER



Sterbehilfeklinik in Den Haag: Platz fürs Lebensende

Einige Mediziner sind aus religiösen oder ethischen Gründen gegen Euthanasie, andere fürchten, es könnte etwas schief laufen. Viele jedoch trauen sich kein Urteil darüber zu, ob der Patient wirklich „unerträglich leidet“, wie es das niederländische Euthanasie-Gesetz vorschreibt.

Auch deshalb hat Euthanasie-Lobbyistin de Jong für die Einrichtung der Sterbehilfeklinik gekämpft. Sie erzählt von dem Fall einer 28-jährigen Frau, die

zwischen Arzt und Patient sei dafür unerlässlich. Der Kranke und sein Sterbehelfer sollten sich möglichst gut und lange kennen. Bei den ambulanten Euthanasie-Ärzten, so die Befürchtung, könnte die vom Gesetz verlangte Sorgfaltspflicht leiden. Dennoch empfiehlt die Ärztevereinigung ihren Mitgliedern, im Zweifel mit der neuen Sterbehilfeklinik zu kooperieren.

Die Levensindekliniek-Ärzte müssen zunächst die Krankenakte ihrer todeswil-



Preview am 26. März
Kinostart am 29. März

GEWINNER DES
PUBLIKUMSPREISES
Filmfest Hamburg

GEWINNER DES NDR-SPIELFILMPREISES
& GEWINNER DES PUBLIKUMSPREISES
Nordische Filmtage Lübeck

Die Preview-Aktion wird am Montag, **26.3.2012**, stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten – **solange der Vorrat reicht** – vom 19.3.2012, 12 Uhr, bis 26.3.2012, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar.

Berlin

Hackesche Höfe
Rosenthaler Str. 40/41
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-0****

Bremen

Gondel
Schwachhauser Heerstr. 207
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-1****

Düsseldorf

Cinema
Schneider-Wibbel-Gasse 5–7
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-2****

Frankfurt am Main

Harmonie Kino
Dreieichstr. 54
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-3****

Freiburg

Friedrichsbau
Kaiser-Josef-Str. 268–270
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-4****

Eine exklusive Kino-Preview, präsentiert von KulturSPIEGEL

Norwegen, ein Winter im frühen 20. Jahrhundert: Auf der Gefängnisinsel Bastøy lebt eine Gruppe straffällig gewordener Jungen unter dem strengen Regiment des Anstaltsleiters Håkon (Stellan Skarsgård). Die inhumanen Umstände, unter

denen sie hier heranwachsen, prägen die Jungen, machen sie hart. Eines Tages kommt Erling auf die Insel, für den seine eigenen Regeln gelten. Er beugt sich dem brutalen Regime nicht und stachelt seine Mithäftlinge zur Revolte an.



KulturSPIEGEL ist das Kultur-Magazin für SPIEGEL-Leser. Abo-Hotline 0180 2 775566 (6 Ct./Anruf*)

Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. €0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend).

Hamburg

Studio Kino
Bernstorffstr. 93–95
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-5****

Köln

Off Broadway
Zülpicher Str. 24
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-6****

Leipzig

Passage Kinos
Hainstraße 19a
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-7****

München

Münchner Freiheit
Leopoldstr. 82
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-8****

Stuttgart

Delphi Arthaus Kino
Tübinger Str. 6
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-9****

**Der digitale
SPIEGEL.**

Jetzt für iPad/
iPhone, Android
und Mac/PC*

* Einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal, wo Sie gerade sind



**Tiefer gehen.
Mehr verstehen.**

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen. Alles immer schon ab Sonntag 8 Uhr.

www.spiegel.de/digital

**DER
SPIEGEL**

BÜCHER

Bernies Schlachten

Seine Autobiografie werde am Morgen nach seinem Tod erscheinen, sagte Bernie Ecclestone einmal, und „die ersten Exemplare gehen ans Finanzamt“. Heute ist der Formel-1-Boss 81 Jahre alt, und neugierige Menschen, ob von der Steuerbehörde oder nicht, warten weiterhin. Allerdings scheint es Ecclestone inzwischen als notwendig anzusehen, die Sicht auf seine Vita schon zu Lebzeiten zu beeinflussen. Als Vermarkter hat er die Formel 1 groß gemacht, einige Leute reich und sich selbst am reichsten. Zwei Autoren hat Ecclestone erlaubt, ihm näherzukommen, unabhängig voneinander haben Susan Watkins und Tom Bower sein Leben aufgeschrieben. Auf jeweils rund 400 Seiten befassen sich die erfahrenen Biografen mit dem Engländer, dessen Wegbegleitern und Rivalen. Watkins, die Ehefrau des früheren Formel-1-Chefarztes, ist seit langem mit Ecclestone befreundet; in ihrem Buch erscheint er als gerissen, aber großzügig und im Prinzip herzensgut. Bower nimmt Ecclestone härter ran, er beschäftigt sich mit dem Korruptionsskandal um den Ex-BayernLB-Vorstand Gerhard Gribkowsky und Ecclestones Rolle in dem Krimi. Wo Watkins weichzeichnet, bekommt der Motorsport-Pate bei Bower Kanten – nach dessen Deutung ist Ecclestones Scheidung von Slavica nicht bloß das



Ecclestone, Begleiterinnen

bedauerliche Ende einer Liebe, sondern eine Schlacht. Offen bleibt, wie Ecclestones Imperium im Innersten arbeitet und ob er womöglich Gesetze für seine Geschäfte gebrochen hat. Das lässt Raum für die Autobiografie. Nur: Antworten von Ecclestone auf die letzten Fragen dürfte es kaum geben, weder vor dem Tod noch danach.

Susan Watkins: „Bernie – Bernie Ecclestone hautnah“. Delius Klasing Verlag, Bielefeld; 416 Seiten; 22,90 Euro. Tom Bower: „Bernie Ecclestone – Die Formel 1 bin ich“. Egmont Verlagsgesellschaften, Köln; 408 Seiten; 19,99 Euro.



Anhänger von Boca Juniors in Buenos Aires

FANS

„Kathedrale des Fußballgotts“

Der Engländer Michael Dennis, 45, über seine Sammlung von rund 20 000 Fangesängen aus aller Welt



SPIEGEL: Sie reisen mit Ihrer Lebensgefährtin in einem Kleinbus um die Welt und nehmen Fanlieder in Fußballstadien auf, die Sie auf eine Internetseite stellen. Was hat Sie dazu gebracht?

Dennis: Die Gesänge sind ein wichtiger Teil der Fußballkultur, sie können ein Team beflügeln. Mein Erweckungserlebnis hatte ich 2005. Mein Club Leeds United lag in Southampton zur Pause 0:3 zurück. Da begannen einige Fans, für das Team zu singen, woraus sich ein wahres Getöse entwickelte: Wir sangen in den zweiten 45 Minuten mehr als 40 Lieder. United gewann 4:3.

SPIEGEL: Wo wird am schönsten gesungen?

Dennis: Wir waren bisher in 28 Ländern, auf 4 Kontinenten, bei über 700 Spielen. In Italien sind die Gesänge sehr melodios, in Portugal klingen die Lieder wütend. Spanien ist eine Enttäuschung – mit Ausnahme des Stadions von Deportivo La Coruña.

SPIEGEL: Auch das Bernabéu-Stadion in Madrid?

Dennis: Die Fans von Real sitzen meist still auf ihrem Platz. Wir sind gerade in Argentinien, hier gibt es noch viele Hooligans, die Lieder erinnern eher an Gebrüll wie im England der Achtziger. Andererseits: Wenn es einen Fußballgott gibt, dann ist das Stadion der Boca Juniors in Buenos Aires seine Kathedrale. Die Fans singen so laut, das ganze Stadion wackelt.

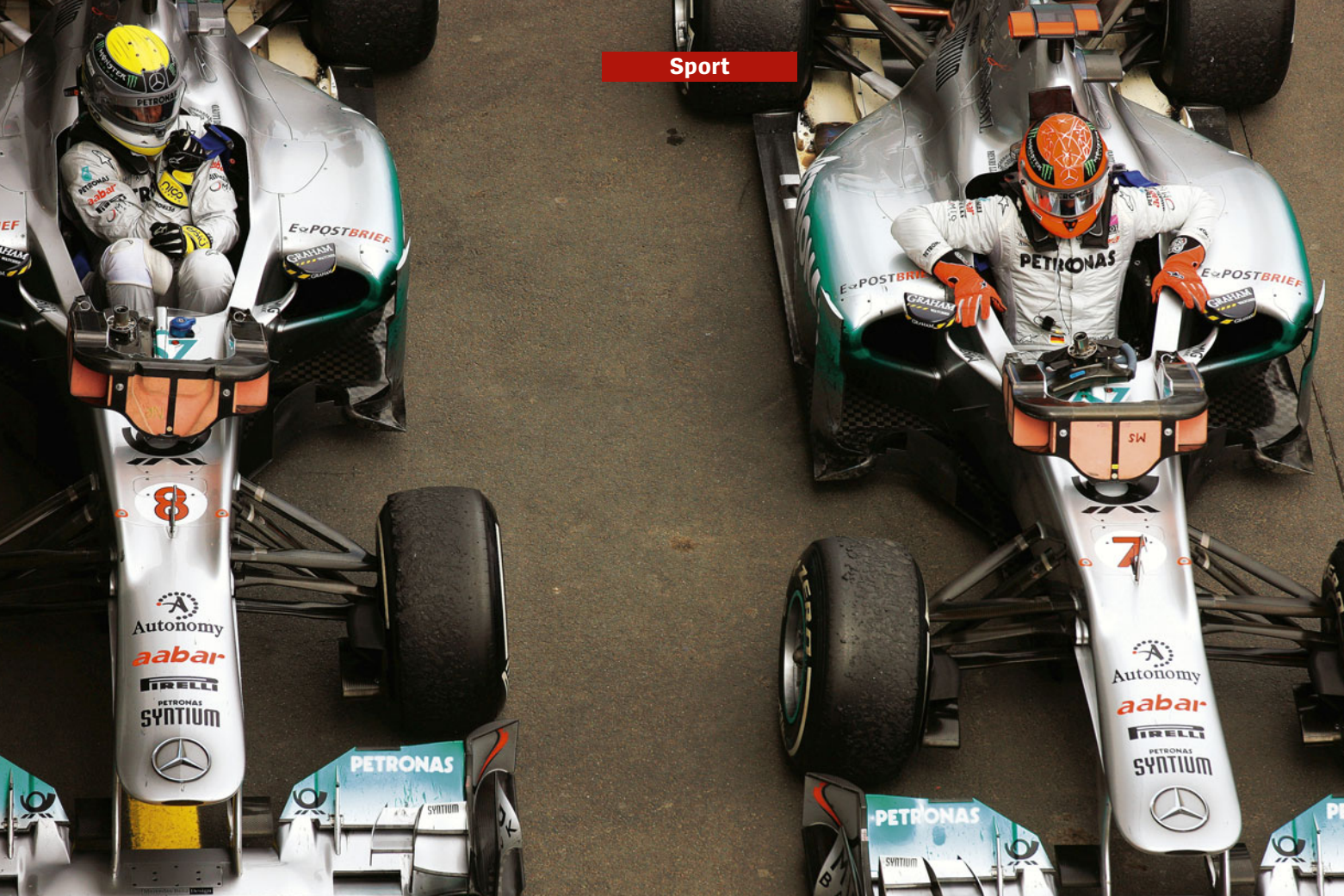
SPIEGEL: Und wie klingt es auf deutschen Tribünen?

Dennis: Der Gesang ist organisiert, es gibt einen Vorsänger, der die Lieder anstimmt. In England ist das ganz anders, spontaner, demokratischer. Da beginnt jemand in der Ecke zu singen, und wenn es ein gutes Lied ist, stimmen alle ein. Am besten gefallen haben mir Borussia Dortmund und St. Pauli: Die Lieder sind kreativ, das Repertoire ist groß, und die Fans singen fast das ganze Spiel hindurch.

ZAHL DER WOCHE

752 000 000

Euro Steuerschulden haben die Clubs in Spaniens Profifußball bei den Finanzämtern des Landes.



Mercedes-Piloten Rosberg, Schumacher: „Es ist wie bei einem Puzzle, das man zusammenfügen will“

GETTY IMAGES

AUTORENNEN

Zu zweit im Kuckucksnest

Die Formel-1-Fahrer Nico Rosberg und Michael Schumacher arbeiten Hand in Hand, um den Mercedes-Rennstall erfolgreich zu machen. Gleichzeitig belauern sie einander – denn jeder muss versuchen, den Teamkollegen zu besiegen.

Am Nachmittag saß Nico Rosberg auf einem Podium und sprach eine Viertelstunde lang vor ausgewählten Daimler-Mitarbeitern. Es ging um das Thema Integrität im Arbeitsleben. Die Teilnehmer, darunter einige aus dem Konzernvorstand, wollten von Rosberg hören, wie man im Beruf erfolgreich wird und dabei ein anständiger Mensch bleibt.

Eine interessante Frage ist das. Aber kann er die Antwort darauf wirklich schon wissen?

Nach dem Auftritt kommt Rosberg, 26 Jahre jung, in das schmale Büro des Pressesprechers. Er überstrahlt den Raum, alles an ihm sieht nach Erfolg und Selbstgewissheit aus. Dunkler Anzug, Lackschu-

he, das weiße Hemd ist oben aufgeknöpft, die Gürtelschnalle glitzert silbern, das halblange Blond ist sorgfältig gegelt und kombiniert mit der gepflegten Verwegenheit eines Mehrtagebarts. Während er redet, kreisen seine Worte um Begriffe wie Offenheit, Transparenz, Respekt. So klang er auch gerade vor Publikum.

Seit 2006 fährt er in der Formel 1. Bei 108 Starts hat er keinen einzigen Grand Prix gewonnen. Sechs Jahre ohne Sieg, wie hält Rosberg das aus? „Das ist sehr komisch, ja. Aber ich habe Geduld. Ich glaube daran, dass meine Zeit bald kommt. Ich freue mich schon darauf“, sagt er. „Der Sieg zählt, wir werden gewinnen, das spürt man im Team.“

Rosbergs Vertrag bei Mercedes ist erst im Winter verlängert worden und läuft nun über mehrere Jahre. Ohne große Erfolge vorzuweisen, gilt er in der Formel 1 als jemand, der das Zeug zum Champion hat. Weil er der Schumacher-Besieger ist. Und das ist ein Versprechen auf Zukunft.

In den ersten beiden gemeinsamen Jahren fuhr Rosberg meistens schneller als sein Teamkollege Michael Schumacher, der siebenmalige Weltmeister; im Qualifikationstraining, wenn es um die beste Rundenzeit geht, lag er noch häufiger vorn als im Rennen. Rosberg hat Schumacher Grenzen aufgezeigt und eine heikle Phase gemeistert. „Das hat meiner Karriere sehr gut getan, auf jeden Fall.



Teamrivalen Rosberg, Schumacher: *Es gibt vieles, was sie trennt*

PIXATHLON

Neben mir fährt der Beste aller Zeiten, der Einzige, der im gleichen Auto sitzt wie ich“, sagt Rosberg. „Das ist eine große Herausforderung.“

Sie hat erst begonnen.

Michael Schumacher wirkt nicht wie ein Verlierer, als er an der Rennstrecke von Barcelona in der Morgenkühle das Essenszelt betritt. Sein Overall sitzt straff über dem muskulösen Oberkörper, die Nackenhaare sind stoppelkurz. Bei Schumacher, 43 Jahre alt, bilden sich erste Fältchen in den Augenwinkeln. Auf dem Kopf trägt er eine weiße Kappe, auf deren Schirm eine Reihe von Sternen eingestickt ist, für jeden Weltmeistertitel einen. Schumacher sieht aus wie ein Sieben-Sterne-General, einer, der sich damit auskennt, wie man Schlachten schlägt.

„Du reibst dich nicht mehr an Kleinigkeiten auf, hast den besseren Überblick, konzentrierst dich aufs Wesentliche“, sagt Schumacher über sein Leben nach dem Comeback. Er strotzt vor Energie. Die Niederlagen gegen Rosberg haben ihm kaum zugesetzt. Für ihn wird die Rivalität erst später interessant. Freundlich formuliert er: „Vielleicht wird man nicht mehr ganz so locker mit dem Kollegen umgehen, wenn es für beide um Siege oder sogar um den Titel geht“, sagt Schumacher.

Als Rosberg Ende 2009 das Angebot von Mercedes annahm, ahnte er noch

nicht, dass Schumacher in die Formel 1 zurückkehren und das Cockpit neben ihm besetzen würde. Plötzlich drehte sich in der Öffentlichkeit alles um Schumacher, Schumacher, Schumacher, und Rosberg saß eingeschüchtert am Rande des Trubels. Intern musste er sich einem Wettbewerb stellen, wie er in fast allen Rennställen geführt wird, und der laut Weltmeister Sebastian Vettel einem simplen Prinzip folgt: „Es geht darum, die Nummer eins zu sein, derjenige, auf den das Team hört, wenn er den Raum betritt.“

Vorerst haben Schumacher und Rosberg – stillschweigend – einen Pakt geschlossen. Sie arbeiten zusammen, um aus dem Mercedes den schnellsten Rennwagen der Formel 1 zu machen. Das technische Reglement ist so eng gefasst, dass es den Ingenieuren kaum Luft lässt für Geistesblitze. Also entscheidet das Feintuning, und da sind die Piloten die wichtigsten Entwicklungshelfer. Die Arbeit besteht zum großen Teil darin, Eindrücke und Daten zu sammeln, sie auszuwerten, abzuwägen und Richtungen einzuschlagen, stetig und immer wieder, wie in einer Endlosschleife. „Unglaublich komplex“ sei so ein Auto, sagt Rosberg. Dass er in der Schule sehr gut in Physik gewesen sei, „das nützt mir heute noch“.

Um voranzukommen in diesem Prozess, liegen alle Werte offen für beide

Fahrer und deren Ingenieure. Wenn Schumacher während des Trainings an der Box stoppt, schaut er sofort auf Rosbergs Zeiten und Daten, „ganz einfach, um festzustellen: Was hat er am Auto verändert, was erreicht er damit für Fortschritte? Und umgekehrt: Was habe ich verändert, worin liegen im Vergleich dazu meine Fortschritte? Es ist wie bei einem Puzzle, das man zusammenfügen will.“

Mercedes hat jüngst seinen Stab von Ingenieuren in der Teamzentrale im englischen Brackley mit renommierten Fachkräften verstärkt, der Autokonzern mit dem Stern mag sich nicht länger von einem neureichen Getränkeabfüller vormachen lassen, wie man die tollsten Rennautos baut.

Schumacher und Rosberg scheinen bereit zu sein für den Sprung nach vorn, vor allem hat der Rekordmeister seine Defizite weitgehend wettgemacht. In der zweiten Hälfte der vorigen Saison fuhr Schumacher in den Rennen genauso erfolgreich wie Rosberg.

Wenn es in der Formel 1 zu einem Duell an der Spitze kommt, stehen die Rivalen manchmal schnaubend voreinander. Wenn sie für verschiedene Rennställe antreten, ist es ein Kampf auf Distanz, sie können sich aus dem Weg gehen. Teamkollegen nicht. Sie hocken zu zweit im Kuckucksnest, und am Ende kann es pas-

sieren, dass einer den anderen heraus-schubst.

Als Ayrton Senna 1988 zu McLaren stieß, traf er auf Alain Prost. Der Franzose, damals 33, fuhr seit vier Jahren für den Rennstall und hatte zwei Weltmeisterschaften gewonnen. Der Brasilianer, fünf Jahre jünger und noch ohne WM-Titel, war damals das größte Talent. Rad an Rad fuhren sie der Konkurrenz davon, aufeinander fixiert, ihr Naturell allerdings trennte sie deutlich. Prost ging nach Kalkül vor, Senna trieben Emotionen an.

Im folgenden Jahr brach die Feindschaft offen aus. Prost versuchte, Senna bloßzustellen, und spottete über dessen Religiosität: „Ayrton denkt, er sei unsterblich. Das ist sehr gefährlich.“ Senna fluchte irgendwann, Prost sei „ein feiges Stück Scheiße“. Beim letzten Saisonlauf in Japan kollidierten sie mit ihren Autos, Senna wurde disqualifiziert und verlor den Titel an Prost – der zu Ferrari floh.

Es geht für Teamkollegen darum, ihr Verhältnis zu klären und irgendwo auf der Bandbreite von Prost/Senna und Senna/Berger einzuordnen. „Das müssen die Personen untereinander regeln“, sagt Berger, „Verhaltensmaßregeln von der Teamleitung nützen da überhaupt nichts.“

Es gibt vieles, was Rosberg und Schumacher trennt. Rosberg ist in Monaco und auf Ibiza aufgewachsen, er ist das einzige Kind eines früheren Formel-1-Weltmeisters. Keke Rosberg ebnete seinem Sohn die Karriere, mit seinem Namen hatte er wenig Mühe, Sponsoren zu begeistern. Als Nico Rosberg mit 16 vom Kart- in den Formelsport umstieg, fuhr er für das Team seines Vaters, finanziert vom Musiksender Viva, der Nico in einer Dokuserie zum Popstar aufbauen wollte.

Schumacher glaubte erst dann an eine Karriere in der Formel 1, als er dort angekommen war. Sein Vater verdingte sich als Ofenbauer und betrieb nebenbei die

Zu Ross Brawns Job gehört es, dies zu verhindern. Der Mercedes-Teamchef hatte kurz nacheinander Rosberg verpflichtet und Schumacher zurück ins Cockpit gelockt. Brawn, 57, ist ein stattlicher Mann mit randloser Brille und kleinen, schläfrig wirkenden Augen. Er geht gern Angeln und züchtet Rosen, kurz: Brawn hat die Ruhe weg. Das ist, neben Aufmerksamkeit und Erfahrung, eine gute Voraussetzung für einen Moderator.

Bei Schumacher musste er sich anfangs darum kümmern, ihm nach drei Jahren Pause über die Gewöhnungsprobleme hinwegzuhelfen. Bei Rosberg ging es darum, ihm den Argwohn zu nehmen, nun sei er die Nummer zwei hinter Schumacher, einem Freund Brawns aus vielen Jahren bei Benetton und Ferrari. „Wir haben Nico gezeigt, dass er die gleichen Chancen wie Michael bekommt“, sagt Brawn. „Sie sind reife Rennfahrer. Inzwischen regeln sie ihr Verhältnis untereinander so, dass



Freunde Senna, Berger 1990, Kontrahenten Mark Webber, Vettel 2010: „Verhaltensmaßregeln nützen da überhaupt nichts“

Im Gegenzug wechselte der Österreicher Gerhard Berger zu McLaren. Berger hatte bis dahin die meisten seiner Teamkollegen in der Formel 1 dominiert, „Senna war für mich nur der Nächste auf der Liste“, sagt er. Doch so sehr er es auch probierte, Sennas Fleiß nachzueifern, sich wie er in technische Details zu vertiefen und ins Fitnesstraining zu stürzen, es war vergebens. Er blieb im Hintertreffen.

Erstaunlicherweise kamen sie sehr gut miteinander aus. Ihre Freundschaft, bereits vor der Zeit bei McLaren geknüpft, vertiefte sich. Berger akzeptierte Sennas Überlegenheit. Warum? Er erzählt von einem Dialog, den sie einst vor einem Qualifikationstraining über ihre Chancen geführt hatten.

Senna: Ich stelle mein Auto auf die Pole Position.

Berger: Schaffst du nicht, die Williams-Piloten sind eine Sekunde schneller.

Senna: Ich schaff's trotzdem!

Tatsächlich erreichte Senna die Bestzeit. Und Berger „hatte kein Problem damit, ihm zu sagen: So was kannst nur du“.

Kerpener Kartbahn, auf der die Mutter den Imbiss führte. Geld war knapp. Um zu sparen, zogen die Schumachers aus dem Müll Reifen hervor, die andere weggeschmissen hatten, und schraubten sie auf das Eigenbaukart drauf. Michael Schumacher hat nach der Realschule Automechaniker gelernt, um sich abzusichern.

In zehn Jahren bei Ferrari scheute er sich, öffentlich Italienisch zu reden, weil er es nicht perfekt beherrschte. Rosberg dagegen spricht fünf Sprachen. Sein Abitur bestand er mit Bravour, ein Studienplatz für Luft- und Raumfahrttechnik war ihm bereits sicher, als er sich für den Berufsrennsport entschied.

Rosberg lebt weiter in Monte Carlo und macht Reklame für Modeschmuck. Schumacher residiert am Genfer See und wirbt für Vermögensanlagen und Schweizer Luxuswaren: Uhren, Schuhe, Kleidung, Accessoires. Schumacher ist Rosberg mehr als 16 Lebensjahre voraus.

Freunde? Dazu fehlt ihnen die Basis. Feinde?

nichts, was sie machen, zerstörerisch auf das Team wirken könnte.“

Aber Brawn rechnet damit, dass die Rivalität zunehmen wird, je näher das Auto an die Spitze des Feldes rückt. Erst recht, wenn Rosberg und Schumacher ganz vorn fahren würden. Wie weit würden sie gehen? Senna und Prost seien irgendwann „sehr emotional“ geworden, sagt Brawn, „da ist etwas explodiert. Die Leute haben daraus gelernt. Ich wäre tief enttäuscht, wenn so was bei uns im Team geschähe.“

Michael Schumacher hat 91 Grand Prix und 7 WM-Titel gewonnen, so viele wie Senna und Prost zusammen. Er sagt zum Schluss des Gesprächs: „Im Prinzip habe ich schon alles erreicht. Natürlich möchte ich noch mehr erreichen. Aber ich glaube, dass ich gelernt habe, auch verlieren zu können.“ Dann steht er auf.

Am folgenden Tag lässt Schumacher ausrichten, man solle ihn nicht falsch verstehen. „Verlieren gelernt“, das habe er schon in seiner Kindheit im Kartsport, nicht erst in jüngerer Zeit.

DETLEF HACKE

SPORTMEDIZIN

Brüchige Wahrheit

Die Uni-Klinik Freiburg war Zentrum des Dopings in Deutschland. Die Aufarbeitung aber gestaltet sich zäh – ein Aufklärer nach dem anderen schmeißt hin.

Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf“, schrieb Bertolt Brecht, „aber wer sie weiß und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher.“

Nimmt man die Worte des Dichters als Maßstab, dann war der deutsche Sport ein Verbrechersyndikat. Jahrzehntlang führten Athleten, Trainer, Ärzte und Funktionäre die Öffentlichkeit mit Lügen über das Ausmaß des Dopingkonsums hinters Licht.

Wie schwer es ist, diese düstere Seite des Sports aufzuklären, beweist beispielhaft die Universität Freiburg. Trotz überwältigender Belege dafür, dass in Freiburg das Zentrum der westdeutschen Dopingmast war, versuchen Staatsanwälte und eine Schar von Professoren bislang vergebens, der Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen.

Anklagen gegen beschuldigte Mediziner der Universität sind weiterhin nicht in Sicht. Und eine eigens eingerichtete Untersuchungskommission ist arg gerupft. Hochkarätige Mitglieder haben sich aus dem Gremium verabschiedet. Derzeit ist völlig unklar, welche Ergebnisse veröffentlicht werden.

Nach einer Reihe von Enthüllungen gebärdete sich die Uni als Aufklärer. Der Rektor setzte Letizia Paoli, eine Kriminologin der belgischen Universität Leuven, an die Spitze der Kommission. Die Mafia-Expertin mit italienischen Wurzeln kennt sich aus in Organisierter Kriminalität.

Aber die Omertà des deutschen Sports aufzubrechen ist schwieriger als angenommen. Wichtige Mitglieder der Kommission gaben auf. Erst trat eine enge Vertraute Paolis zurück:

die Gießener Kriminologin Britta Banzenberg, deren Anzeige vor sechs Jahren die Ermittlungen gegen den Tour-de-France-Sieger Jan Ullrich eingeleitet hatten. Ihr folgte Wilhelm Schänzer, der Leiter des Kölner Anti-Doping-Labors, dann ging der Pharmakologe Ulrich Schwabe.

Schließlich verließ Anfang März der Heidelberger Molekularbiologe Werner Franke die Kommission – was als Skandal gewertet wurde, weil der Dopingfachmann vom Wissenschaftsministerium Baden-Württembergs zur Mitarbeit in der Kommission aufgefordert worden war.

Anlass seiner Demission war ein alter Streit. Franke hatte dem Freiburger Olympiarzt Georg Huber vor fünf Jahren vorgeworfen, Radsportler gedopt zu haben. Die Beleglage war umstritten, und so endete die Auseinandersetzung mit einem Vergleich. Für Huber hatte sich auch Professor Matthias Brandis eingesetzt, der Ärztliche Direktor der Uniklinik.

Als Mitglied der Kommission meint Franke nun herausgefunden zu haben, dass er seinerzeit recht gehabt hatte. Ein ehemaliger Radfahrer hatte minutiös geschildert, wie er von Huber mit dem Anabolikum Stanozolol gedopt worden war. Franke griff den Vergleich an und klagte

gegen Huber wegen „arglistiger Täuschung“ vor dem Landgericht Freiburg. Huber behauptet nach wie vor, den Radfahrer keinem „breiten Dopingprogramm“ unterzogen zu haben.

Was Franke ärgert, sagt er, „ist die Scheinheiligkeit“. Während Huber Athleten mit Anabolika behandelt habe, habe Hubers Chef Joseph Keul wissenschaftliche Artikel über die Gefährlichkeit von Stanozolol veröffentlicht. Nach allem, was bekannt ist, geschah in Keuls Institut in der Betreuung von Sportlern nichts, was er nicht gewusst hätte.

Die baden-württembergische Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Bündnis 90/Die Grünen), seit einem Jahr im Amt, verfolgt intensiv, wie die Altlasten aufgearbeitet werden – sie weiß, dass alte CDU-Seilschaften im Ländle die Sportschmiede hofiert hatten. „Es ist eine sehr schwierige Aufgabe, die gesamten Strukturen offenzulegen“, sagt Bauer. Sie habe mehrfach mit Paoli gesprochen und den Eindruck gehabt, dass die Kriminologin „von dieser Arbeit erschöpft“ sei. Die Ministerin hält sie aber für die ideale Besetzung, sie unterstützt ihre Arbeit und hat sie gebeten, „bis zum Abschlussbericht durchzuhalten“.

Mit Franke verliert Paoli nun ihren streitbarsten Mitarbeiter. Denn trotz der Zeugenaussage des Radfahrers unterlag der Dopingfachmann vor dem Landgericht. Aus formalen Gründen: Die Frist, den Vergleich mit Huber anzufechten, sei überschritten, so der Richter. Franke sei weiterhin gehindert, „wahheitsgemäß zu berichten“. Doch Wahrheiten nicht öffentlich sagen zu dürfen sei für ihn unerträglich, sagt der Professor, er sei damit zu einer „lebenslangen Lüge verurteilt“ worden. Er trat aus der Kommission aus.

Gleichzeitig zeigte er Huber wegen Körperverletzung an. Anfang April nimmt in Freiburg eine Schwerpunkt-Staatsanwaltschaft für Doping die Arbeit auf. Leiter wird ein Jurist, der sich bisher mit einem überaus zähen Verfahren abmühte. Seit fünf Jahren ermittelt der Oberstaatsanwalt gegen Hubers Dokorenkollegen Lothar Heinrich und Andreas Schmid. Die Fakten sind klar: Die beiden Mediziner waren wesentlich ins Dopingssystem des Teams Telekom verstrickt.

Ob aber jemals ein Gericht über Heinrichs und Schmidts Machenschaften an der Freiburger Uni-Klinik urteilen wird, ist sehr zweifelhaft.



Radprofi Ullrich, Sportarzt Huber (r.): „Lebenslange Lüge“

* Nach einem Sturz im Mai 1999 mit Betreuern des Teams Telekom, Rudy Pevenage (l.) und Walter Godefroot.

KOMMENTAR

Rummelplatz des Grauens

Warum Deutschlands Fußballnationalspieler nicht nach Auschwitz fahren müssen

Von Henryk M. Broder

Jeder Tourist, der Wien besucht, plant mindestens einen halben Tag für den Prater und einen Abend beim Heurigen ein. Hamburg lockt mit einer Hafenrundfahrt am Tage und der Reeperbahn bei Nacht. Und wer sich für eine Reise nach Krakau entscheidet, der weiß genau, was dort auf ihn wartet: das „Museum Auschwitz“. Die Vernichtungsfabrik der Nazis, in der eine Million Juden vom Leben zum Tode befördert wurden, liegt eine Autostunde entfernt und ist die größte Attraktion, die Krakau seinen Besuchern anbietet, besser gesagt: aufdrängt.

Den Trip in das ehemalige KZ kann man in jedem Hotel buchen. Abfahrt nach dem Frühstück, Rückkehr vor dem Abendessen, Preis pro Person: knapp 25 Euro. Für Gruppen gibt es Mengenrabatt.

Auf dem Lagergelände geht es zu wie am Vortag am Fuße des Drachenfelses. Autos parken links, Busse rechts, Schwärme von Touristen ziehen hinter Tourguides her. Sie lassen sich unter dem Lagertor („Arbeit macht frei“) fotografieren und vor dem Galgen, an dem der Lagerkommandant Rudolf Höß 1947 aufgehängt wurde. Daneben liegt der Eingang zur ersten Gaskammer, die noch im „Stamm-lager“ errichtet wurde.

Dann geht es weiter nach Birkenau, das „eigentliche“ Vernichtungslager. Es bleibt gerade genug Zeit, ein paar Postkarten im Souvenirshop zu erstehen, die alles in den Schatten stellen, was zwischen Altötting und Lourdes an Kitsch verkauft wird.

Diesen Rummelplatz des Grauens sollen nun die Spieler der deutschen Fußballnationalmannschaft besuchen, wenn sie im Juni zur Europameisterschaft nach Polen fahren. „Es würde ein fatales Signal an die Welt gesendet“, sagt der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dieter Graumann, wenn die deutschen Kicker Auschwitz um-

fahren würden. Denn: „Die jungen Spieler tragen nicht die Schuld, aber die Verantwortung.“

Es ist ein Satz, den man immer wieder hört, eine jener Binsen, die wie Kleingeld von einer Tasche in die andere wandern, bis sie vollkommen abgegriffen sind – und die dennoch nicht aus dem Verkehr gezogen werden.

Dass die Spieler „keine Schuld“ tragen, ist so selbstverständlich, dass es nicht einmal gesagt werden sollte,

mal jemand darüber nachgedacht, was passieren würde, wenn die deutsche Elf Auschwitz besucht und danach emotional so außer Tritt gerät, dass sie aus dem Turnier fliegt?

Dabei geht es nicht darum, dass die Spieler Auschwitz besuchen; es geht darum, dass die Bilder von dem Besuch um die Welt gehen. Als würden sie in ein SOS-Kinderdorf in Afrika einfallen, um der Welt die Not von Kriegswaisen vor Augen zu führen.

Nein, die deutschen Fußballer haben in Auschwitz nichts verloren. Es sei denn, dass einige auf eigene Faust und ohne Kameras hinfahren möchten, aus privaten Gründen, über die sie niemandem Rechenschaft schuldig sind.

Falls der DFB Graumanns Anregung aufgreifen und „ein Zeichen setzen“ möchte, könnte er sich etwas Originelleres einfallen lassen als einen Pflichtbesuch an einer Kranzabwurfstelle, an der retroaktive Betroffenheit zum Nulltarif demonstriert wird. Etwa ein Freundschaftsspiel gegen Israel in Sderot, jenem Ort an der Grenze zu Gaza, der immer wieder von der Hamas mit Raketen beschossen wird. Bei einer Vorwarn-

zeit von etwa 15 Sekunden würden die Spieler schnell begreifen, was es bedeutet, in ständiger Alarmbereitschaft zu leben.

Sich mit toten Juden zu solidarisieren ist eine wohlfeile Übung. Man kann die Ermordeten weder noch einmal umbringen noch nachträglich retten. Aber falls jemand doch so etwas wie „Verantwortung“ verspürt, was im Prinzip nicht verkehrt ist, sollte er sich mit denjenigen solidarisch erklären, die heute leben. Und die am Leben bleiben wollen.

Henryk M. Broder, 65, ist Autor der Zeitung „Die Welt“. Vorige Woche erschien sein Buch „Vergesst Auschwitz! Der deutsche Erinnerungswahn und die Endlösung der Israel-Frage“.

Der DFB kann sich Originelleres einfallen lassen als einen Pflichtbesuch an einer Kranzabwurfstelle.



Trainer Joachim Löw (M.), Nationalspieler

wenn man nicht auf eine dialektische Art das Gegenteil suggerieren möchte. Und wofür sollen sie eine Verantwortung tragen?

Dass aus dem „Museum Auschwitz“ nicht wieder ein Lager wird? Dass die Welt nicht vergisst, was in Auschwitz passiert ist? Dafür sorgen Scharen von Historikern, Filmemachern, Journalisten und Museumsdirektoren. Es gibt keinen zweiten Ort auf der Welt, der besser und gründlicher dokumentiert wurde als Auschwitz. Es kann auch nicht die Aufgabe von Fußballspielern sein, Lücken zu füllen, die von Guido Knopp eventuell übersehen wurden.

Was sollen die Fußballer in Auschwitz tun? Schwören, dass es ihnen leidtut? Erklären, dass so etwas „nie wieder“ passieren darf? Und hat schon

PRESSE

Grauer „Stern“

Der „Stern“ wendet sich älteren Lesern zu: Ein neuer Ableger namens „Viva“ soll sich an Menschen richten, die sich in der letzten Phase ihres Berufslebens befinden. Zielgruppe: Leute, die sich bereits mehr Zeit für Hobbys und Reisen nehmen und noch etwas vom Leben erwarten. Rein altersmäßig gehört auch „Stern“-Chef Thomas Osterkorn, 58, bereits dazu, der die Idee für das Heft hatte. Spekulationen aus der Redaktion, er könne sich zugunsten von „Viva“ vom Hauptheft zurückziehen, das er gemeinsam mit Andreas Petzold, 56, führt, demontiert Osterkorn: „Neue Projekte sind immer eine feine Nebenbeschäftigung, und meine Hauptaufgabe ist und bleibt der ‚Stern‘.“ Eine erste „Viva“-Testausgabe soll im April erscheinen.



PHILIPP GUELLAND / DDP IMAGES / DAPD

Osterkorn, Petzold



Szene aus „Strände der Sixties“

ARTE

ARD

Sinnlose Konkurrenz

Zwischen den Intendanten von SWR und WDR gibt es Streit über die Ausrichtung des Informationskanals Phoenix. SWR-Boss Peter Boudgoust waren auf Phoenix die vielen Wiederholungen von Produktionen aufgefallen, „die eher dem Auftrag von 3sat oder Arte zuzurechnen“ seien – etwa „Strände der Sixties“. In einem Brief an die für Phoenix zuständige WDR-Kollegin Monika Piel sieht er nun „Handlungsbedarf“. Es entstehe „eine unnötige und sinnlose Binnenkonkurrenz zwischen unseren Spartenkanälen“. Piel antwortete, das „Spektrum“ der Phoenix-Dokumentationen sei „thematisch nicht begrenzt“, und „im Ergebnis“ könne sie die „Kritik am Phoenix-Programm nicht teilen“. Im SWR registrierte man aufmerksam, dass Boudgoust an die „liebe Monika“ schrieb und mit „Dein Peter Boudgoust“ grüßte, dass aber Piel zurücksiezte und mit „Ihre Monika Piel“ signierte.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

lanz|hu|deln

dem ZDF-Moderator Markus Lanz unerwartet gedrechselte Komplimente machen, auch → Lanzhudelei, Ranlanzen.

Natürlich kann man Markus Lanz (Bild) auch gut finden. Aber es ist doch bemerkenswert, wie diejenigen, die sein Können in diesen Tagen rühmen, ihm nicht nur Kränze flechten, sondern diese Kränze dann noch ondulieren, parfümieren und mit mehreren Schichten Blattgold überziehen. Offenbar hat dieser Mann plötzlich etwas, für das zwar nicht jeder empfänglich ist, das aber dafür sorgt, dass manche Journalisten ihm nun vollkommen erliegen. Den „Stern“ hat es beim gemeinsamen Wunderbares-Hirschgulasch-Essen erwischt. „Der isst“, schreibt der Autor über Lanz, „wie er Ski fährt, wie er spricht, wie er moderiert, wie er ist –

elegant und lustvoll. Und konzentriert.“ Über Lanz' Natur wird psychoanalysiert, sie sei „eine robuste, von frühen Verlusten gestählte; eine, die sich in einem Südtiroler Talschluss entwickelt hat, die früh auf sich selbst zurückgeworfen war und deren mächtigster Wesenszug vielleicht das Streben nach Welterfahrung ist“. Schließlich attestiert der „Stern“ dem Moderator: „Er ist als Mensch ein Naturtalent.“ Die „Süddeutsche Zeitung“ warnt dann auch: „Man darf sich von seinen guten Manieren, seinem guten Aussehen und seinem guten Ton, den er trifft, nicht täuschen lassen.“ Ja, nein, denn dieser Mann sieht nicht nur gut aus, hört sich gut an und tritt gut auf, er ist auch noch gut! Klar, dass so jemand nicht einfach eine „Talkshow“ moderiert. Die „SZ“ nennt die Sendung stattdessen seinen „mittlerweile mit Publikum gut gefüllten Boulevard-Salon“.



Und betont angesichts der vorher doch sehr mühsamen Moderatorensuche für „Wetten, dass ...?“. „Dass Lanz als Dritter gefragt wurde, bedeutet nicht, dass er dritte Wahl ist.“ Ach. Aber warum sind nicht alle angetan von dieser Ausnahmeerscheinung? Klar: Es ist der Neid. „Bei den Frauen spielt sein gutes Aussehen zu Recht eine Rolle“, lanzhudelei die Autorin der „Berliner Zeitung“. Und stellt fest: „Schöne Männer sind Ausnahmen, die Regelfälle schalten auf Abwehr.“ Der „Stern“ ist ganz bei ihr: „Nichts scheint verdächtiger als der Dreiklang aus Intelligenz, Talent und gutem Aussehen. Ein Jammer der Welt ist, dass überall das Mittelmaß die Maßstäbe setzen will.“ Lanz habe seine „Selbstverliebtheit gut im Griff“, diagnostiziert stern.de etwas überraschend. Aber im Vergleich zur Verliebtheit der anderen mag das sogar stimmen.



HERMANN J. KUPPERZ / DAPD

Talentshowkandidat Hamed Anousheh („DSDS“), „The Voice of Germany“-Siegerin Quainoo, „Das perfekte Model“-Jurorinnen Karolina Kurkova,

TV-SHOWS

Am Ende des Ellenbogens

Ein Jahrzehnt nach dem Beginn des deutschen Casting-Booms bröckeln bei fast allen Shows die Quoten. Der lange kultivierte Karriere-ist-Kampf-Egoismus wirkt neuerdings merkwürdig deplatziert.

Das junge Ding ist gerade ausgeschieden und versteht die Welt nicht mehr. Es heult. Die Wimperntusche hält nicht mehr stand und rinnt das Gesicht hinab. „Dabei bin ich doch so sexy“, ruft das Mädchen. „Aber die sehen mich mehr als Schauspielerin und Unterwäschemodell und eher nicht so Highend-Fashion.“

So wie hier vor ein paar Tagen in der Show „Das perfekte Model“ kann es gehen, wenn Träume von der schnellen Karriere via Fernsehshow zerplatzen. Es ist furchtbar enttäuschend für die Betroffenen – aber manchmal ziemlich lustig für die Zuschauer. Besonders komisch ist allerdings, dass einige der Kandidaten noch zu glauben scheinen, es warte am Ende wirklich ein Leben als Superstar oder -model in Highend-Fashion. Die Aussichten darauf sind schlechter als die aktuellen Quoten des Genres.

Vor zehn Jahren startete auf RTL „Deutschland sucht den Superstar“ („DSDS“), der Wegbereiter aller modernen Castingshows. 2002 debattierte das Land auch noch über Entlassungswellen und Hartz-Reformen, den Pisa-Bildungsschock, eine chancenlose Jugend und die Frage, warum Deutschland beim Wirtschaftswachstum Schlusslicht in Europa ist. Heute streitet das Land eher über eine neue Generation weicher Männer, über Frauenquoten und Burnout-Malaisen.

2002 schienen Castingshows einen Ausweg zu illustrieren. Sie gaben dem Prozess des knallharten Aussiebens so etwas wie Glamour und erklärten den einsamen Sieger zum Rollenvorbild. Wenn das ganze Land abschmiert, kann sich jeder nur noch auf sich selbst verlassen.

Heute wirkt dieser ganze Kosmos aus Dieter-Bohlen-Sprüchen wie „Nur die Harten kommen in den Garten“ vor al-

lem gestrig. Und das „Ich bin nur hart zu euch, weil die Branche hart ist“-Getue von Model-Domina Heidi Klum taugt nach so vielen Wiederholungen nur mehr als Selbstparodie.

Kein Zufall also, dass das gesamte Casting-Gewerbe nun in die Krise geraten ist. Die Quoten bröckeln auf breiter Front. „DSDS“ verlor seit seiner Premiere mehr als eine Million Zuschauer allein in der jungen Zielgruppe. „Germany's Next Topmodel“ kommt längst nicht mehr an frühere Rekorde heran. Auch die letzten Staffeln von „Das Supertalent“, „Popstars“ oder „X Factor“ waren schwach.

Selbst neue Shows, die das alte Thema variieren, wie „Unser Star für Baku“, „The Voice of Germany“ oder eben „Das perfekte Model“, brachten am Ende nur enttäuschende Quoten. Die Zuschauer wenden sich ab vom Auslese-Zirkus. Ein weiterer Grund für das Ende des Booms:



Eva Padberg: Wie heißt noch mal der junge Mann, der „Unser Star für Baku“ geworden ist?

Nach etlichen Staffeln dieser Das-Fernsehen-backt-sich-einen-Star-Formate dürfte auch dem letzten Zuschauer klar sein, dass es um dieses Versprechen natürlich immer weniger geht. Oder dass es ohnehin nur eine besonders raffinierte Illusion war.

„DSDS“ brachte allenfalls einen Mark Medlock hervor, aber nie eine Lady Gaga. „Popstars“-Gewinner wie Monroe und No Angels beschäftigten sich in den letzten Jahren entweder mit Selbstauflösung und/oder mit Comeback-Versuchen. Die Siegerinnen von „Germany’s Next Topmodel“ finden sich später eher in Versandhauskatalogen und als Messe-Dekor wieder. Selbst die hellste Sternschnuppe aller deutschen Castingshows, Lena Meyer-Landrut, verglüht inzwischen.

„Vielleicht verlangt man da auch zu viel von jeder einzelnen Staffel so einer Show, die ja zuallererst Fernsehunterhaltung ist“, sagt RTL-Unterhaltungschef Tom Sängler. „Es gibt weltweit gerade einmal zehn Künstler, die eine nachhaltige Karriere gemacht haben, die wirkliche Megastars sind.“

Nur für eines sind die ehemaligen Casting-Akteure zu gebrauchen: als Staffage im australischen TV-Abklingbecken des RTL-Dschungelcamps. Fünf der elf Kandidaten in der diesjährigen Staffel waren überhaupt nur durch eine Castingshow zu Prominenz gekommen: Kim Gloss war bereits bei „DSDS“ gescheitert, Micaela Schäfer bei „Germany’s Next Topmodel“. Daniel Lopes hatte sich bei „Das Supertalent“ und „DSDS“ versucht. Martin Ke-

sici hatte sogar mal „Star Search“ auf Sat.1 gewonnen. Und Vincent Raven war Sieger des albernen Zauberer-Castings „The next Uri Geller“.

Trotz sinkender Quoten werden neue Castingshows produziert, die sich allerdings gegenseitig die Aufmerksamkeit stehlen. Das Format erstickt nicht zuletzt am eigenen Erfolg, und auch wohlwollende Zuschauer verlieren allmählich den Überblick.

Ivy Quainoo, die Siegerin von „The Voice of Germany“, mag gerade noch wiedererkannt werden, wenn sie bei „Verstehen Sie Spaß?“ auftritt. Aber wie heißt noch mal der junge Mann, der „Unser Star für Baku“ gewonnen hat und demnächst die Republik beim Eurovision Song Contest in Aserbaidschan vertreten wird? Roman Lob heißt er. Aber kaum einer redet über ihn. Als gesellschaftlicher Gesprächsstoff von Schulhof bis Kegelabend haben die Shows ausgedient.

RTL müht sich offenbar dennoch (oder deshalb?), auch die neunte „DSDS“-Staffel als Freakshow anzulegen. Da ist der stets lustige Joey, der als Kind von seinem Vater verprügelt wurde. Da ist der exzentrische Christian, der im knallgelben Rock vor Dieter Bohlen trat, einst nach der Trennung der Eltern bei der Oma wohnte und als Jugendlicher magersüchtig war. Da ist Betty Bambi, die es immerhin bis in die zweite Runde schaffte, eigentlich Jan heißt und für eine Geschlechtsumwandlung spart.

Auf ProSieben steht die mittlerweile siebte Staffel von „Germany’s Next Top-

model“ dem Konkurrenzprogramm nur wenig nach: Eine Kandidatin hat den Krebs besiegt, eine andere tanzte früher in einem Sexclub in Chemnitz an der Stange und präsentierte sich mit einer lebenden Ratte auf der Schulter vor Heidi Klum.

„Wir geben jedem die gleiche Chance, egal welcher Herkunft“, sagt Unterhaltungsfachmann Sängler dazu. „Nur so gelingt Unterhaltung, die ein breites Publikum erreichen soll.“

Doch die Muster, nach denen RTL versucht, Emotionen zu wecken, variieren kaum noch. Die Kandidaten jeder Staffel erscheinen wie Wiedergänger früherer Teilnehmer. Es gibt feste Rollen, die es zu besetzen gilt: den Checker, das Küken, die dunkelhäutige Schönheit, etwas Androgynes, einen Schmuselatino. Inzwischen ermüden die Stereotypen.

Doch es sind nicht nur die üblichen Abnutzungserscheinungen. Castingshows haben zudem auch ihren Status als Sinnbild für alle möglichen gesellschaftlichen Entwicklungen verloren. Jahrelang war das Format der Oberbegriff, unter dem sich alles fassen ließ, was persönlichen Konkurrenzdruck bedeutete, und zugleich machte es diesen Konkurrenzdruck modern. Irgendwann war alles plötzlich Casting: Personalgespräche, Wahlen, Karrieren, Schulnoten, Partnersuche. Wissenschaftler, Journalisten und sonstige Zeitdeuter arbeiteten sich an der „Casting-Gesellschaft“ ab.

Und stets bedeutete der Begriff: Das Leben kennt nur wenige Gewinner. Sieh

zu, dass du dazugehörst! Jetzt ist das Ende des Ellenbogens erreicht.

Der ewige Kampf passt nicht mehr in eine Zeit, in der selbst aus dem einst von Michael Douglas gespielten „Wallstreet“-Finanzhai in der Fortsetzung ein geläuterter Langweiler wurde. In der alle von „Work Life Balance“ reden und Chefs daran gemessen werden, wie gut sie ihre Untergebenen verstehen.

Wie sehr sich die Welt – und mit ihr das Fernsehen – gewandelt hat, lässt sich auch am völligen Verschwinden von Castingsendungen wie „Big Boss“ ablesen. Damals mussten Bewerber vor einer Manager-Jury rund um Reiner Calmund antreten und sich Woche für Woche anhören, was für Versager sie doch seien – und das alles für ein zweifelhaftes Karriereversprechen. Heute sendet das Privatfernsehen Formate wie „Undercover Boss“. Nun mühen sich die Chefs von Burger-Bratereien, Putzkolonnen und Hotelketten als Praktikanten auf den untersten Stufen ihrer eigenen Firmen ab. Es geht um Verständnis und das Ich-bin-doch-einer-von-euch-Gefühl.

Selbstverständlich interessiert sich das Privatfernsehen für gesellschaftliche Umbrüche gar nicht, es reagiert aber aus Quotengründen dennoch oft überraschend sensibel. Und neuerdings sind alle furchtbar nett zueinander. Angefangen hatte das schon vor zwei Jahren mit Stefan Raabs „Unser Star für Oslo“. Die Show war als Gegenentwurf zu „DSDS“ konzipiert. Während Dieter Bohlen sich in der Pose des knallharten Musik-Business-Manns präsentierte, mimte Raab den freundlichen Arbeitgeber, dem am Wohl seiner Leute tatsächlich etwas liegt.

Gut in diese neue Zeit passt auch Nena. Bei „The Voice of Germany“ war sie nur Casting-Mama, nie Scharfrichter. Fast immer fand sie alles „super“, was auf der Bühne so zusammengesungen wurde. Und wenn sich die Jury stritt, dann höchstens darüber, wer den jeweiligen Kandidaten noch mehr ins Herz geschlossen hatte. Die Juroren der neuen Kuschel-Castings verstehen sich – wie die neuen Chefs – nicht als Drill-Sergeants, sondern als Brüder und Schwestern und größte Fans der eigenen Schöpfungen.

Anfangs stellte „The Voice of Germany“ das ganze Spiel auf den Kopf. In der ersten Runde kämpften nämlich nicht nur die Kandidaten um die Anerkennung der Jury. Besonders gute Sänger konnten unter den Juroren auswählen, wen sie als Mentor wollten. Auf einmal mussten die Chefs um das Wohlwollen der Kandidaten streiten. Das war neu und amüsant. Aber irgendwann hatten sie ihre Kandidaten ausgesucht. Und alles war wieder wie in „DSDS“. Nur ein bisschen netter. Schon ließen die Quoten nach. Nur lieb ist auch langweilig.

MARKUS BRAUCK, ALEXANDER KÜHN

DEBATE

Digitales Freibier

Ein funktionierendes Urheberrecht ist dringend nötig.

Von Martin Moszkowicz

Wie kann, wie muss in der Internetära der Schutz der Urheberrechte gewährleistet werden? Oder soll es überhaupt keine Barrieren mehr geben, wie ein Teil der Netzgemeinde fordert? Vergangene Woche attackierte SPIEGEL-Autor Stefan Niggemeier die Verwertungsindustrie. Ihm antwortet einer der bekanntesten Filmproduzenten des Landes.

Ist das Urheberrecht die Erfindung einer profitgierigen Rechteindustrie? Ist das illegale Herunterladen von Filmen, Musik und Büchern legitim oder doch zumindest verständlich, weil legale Angebote künstlich verknappt und nur unzureichend zur Verfügung gestellt werden? Haben die Verwerter, also Verlage oder Plattenfirmen, nicht das Gemeinwohl im Sinn, sondern nur ihren Profit?

Mit bemerkenswerter Ignoranz sprechen viele Netzaktivisten den Verwertern das Recht ab, mit Inhalten Geld zu verdienen. Die Argumentation dieser kleinen, aber lautstarken Gruppe lautet, dass die Vertriebsarbeit von Verlagen, Film- und Fernsehanstalten im Zeitalter des Internets nicht mehr notwendig sei. Es könne ja jeder direkt alle Inhalte aus dem Netz heraus konsumieren.

Der grundsätzliche Irrtum basiert auf der naiven Vorstellung, dass jedes Werk – egal ob Artikel, Buch, Song oder Film – nicht einzigartig ist, sondern heute von jedem konzipiert, hergestellt, vertrieben und verwertet werden kann. Jeder kann Künstler sein. Jeder könnte also auch zum Beispiel „Let it be“ schreiben – kann doch nicht so schwer sein! Auf jeden Fall ist es nicht so viel wert, dass man den Zugang dazu gegen Bezahlung einschränken sollte.

Deshalb ist aber das Netz voll von Videos tanzender Katzen und beißender Kleinkinder. Dieser „User-generated-Content“ wird milliardenfach konsumiert, gezahlt wird mit der Währung, die heute wertvoller ist als Gold: Aufmerksamkeit und persönliche Daten – am besten beides. Die irrwitzig hohen Bewertungen von Google, Facebook & Co. basieren darauf, dass dieses Geschäftsmodell unverändert weitergeführt werden kann.

Die Hersteller und Verwerter sollen also nichts von dem Kuchen abbekom-

men. Allenfalls die Urheber ein bisschen, aber dann nur direkt vom Konsumenten. Dass Google oder Facebook durch die Werbeschaltungen Milliarden Gewinne erzielen wie auch die Telekom-Konzerne durch die Gebühren fürs Netz, wird seltensamerweise von den Vertretern einer digitalen Freikultur nicht in Frage gestellt.

Unser Urheberrecht schützt jeden Urheber, also auch das beißende Baby be-



Verlagsstand auf der Leipziger Buchmesse:

ziehungsweise seine Eltern. Sie haben sich als Urheber zu einem kostenfreien Verwertungsweg entschlossen. Das ist ihr gutes Recht, denn das Urheberrecht hat nichts mit dem Schutz von Filmfirmen zum Beispiel und deren vermeintlicher Gewinnsucht zu tun. Im Gegenteil: Wenn Verlage, Musik-Labels und Filmfirmen künftig überflüssig werden sollten, weil die Autoren, Musiker und Filmemacher ihre Werke selbst herstellen und vermarkten, dann werden die Künstler umso mehr darauf angewiesen sein, dass ihre Werke geschützt werden. Denn auch das Recht zu entscheiden, wie die Verwertung stattfindet, ist nur mit einem funktionierenden Urheberrecht gewährleistet.

Als Filmproduzent bin ich eher nicht bereit, für das beißende Baby zu zahlen, sondern hoffe auf das einzigartige, das außergewöhnliche Werk. Dafür bin ich

bereit, den Urheber, also Künstler, vorab zu bezahlen und ihn dann auch an der Verwertung zu beteiligen. Seine Vergütung misst sich an seinem Marktwert und seine Beteiligung an dem Erfolg seines Werks. Auch ein Künstler hat einen Marktwert, aber nur er als Urheber hat ein ausschließliches Recht an seinem Werk. Er trifft die Entscheidung über die Wiedergabe in der Öffentlichkeit. Er entscheidet, wann und wie und ob überhaupt mit seinem Werk Geld verdient wird – und er ist auch frei, es zu verschenken. Oder eben nicht.

Grundsätzlich werden von den Vorkämpfern einer digitalen Freikultur jedoch die Verwerter angegriffen, weil sie das Gemeinwohl nicht im Sinn hätten: Durch die neue Technologie müsse dem Kunden gegeben werden, was er für ei-

reichen Bonzen. Oder das Argument des Schwarzfahrers: Die U-Bahn fährt ja sowieso. In Wahrheit gibt es nur einen einzigen Grund, warum das Urheberrecht in Gefahr ist: Die neuen technischen Gegebenheiten machen es so leicht, es zu verletzen.

Natürlich muss sich das Urheberrecht neuen Herausforderungen und technischen Entwicklungen anpassen, was es seit Anbeginn auch kontinuierlich getan hat. Hätte nicht der Staat die Pflicht, bei einem versagenden Markt genau dann einzugreifen, wenn er die bestehende Situation verbessern kann? Eine entsprechende Anpassung des Urheberrechts steht zur Entscheidung an, liegt aber schon lange auf Eis, weil Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger die Dringlichkeit nicht erkennt.

Das Angebot legaler Möglichkeiten, Unterhaltung im Netz zu konsumieren, hat sich in den vergangenen Jahren vervielfacht. Trotzdem werden in Deutschland beim heimischen Filmkonsum weniger als fünf Prozent mit legalen Downloads umgesetzt. Gleichzeitig ist auch Musik weltweit zu historisch niedrigen Preisen erhältlich. Das Netz braucht also neue Geschäftsmodelle, aber solange der Preis von Plattformen wie Megaupload und Kino.to vorgegeben wird, die die Inhalte zum eigenen Gewinn, aber ohne Beteiligung von Urhebern, Herstellern und Verwertern verbreiten, wird das nicht möglich sein.

Ohne rechtliche Rahmenbedingungen, die mit der technologischen Entwicklung Schritt halten und die es Urhebern und Verwertern ermöglichen, ihre Produkte effektiv zu schützen, schreitet die Gratis-Mentalität weiter voran. Und das Unrechtsbewusstsein schwindet. Viele nehmen inzwischen den Gratis-Download als ihr gutes Recht wahr, das es gegen die sogenannte Content-Mafia zu verteidigen gilt. Diese Haltung hat mit entsprechender publizistischer Begleitung eine ungeheure Eigendynamik entfaltet bis hin zu einer eigenen Partei, deren Name den Internetdatenklau romantisch verklärt, und einer populistischen Sogwirkung bis weit in die etablierten Parteien hinein.

Verständlich ist ja, dass die digitale Variante von „Freibier jederzeit und für alle“ unwiderstehlich verlockend ist. Doch gleichzeitig ist offensichtlich, dass diese Rechnung nicht aufgehen und es am Ende gar kein Bier mehr geben kann.

Moszkowicz, 53, ist Filmproduzent („Das Parfum“, „Die Päpstin“, „Wikie“) und sitzt im Vorstand der Münchner Constantin Film AG.



SEBASTIAN WILLNOW / DAPD

Auch ein Künstler hat einen Marktwert

nen „fairen“ Preis hält, und zwar zu dem Zeitpunkt, den er sich wünscht. Bitte? Soll in Zukunft nicht der „Markt“, also das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage, sondern der Kunde allein die Preise von Produkten bestimmen? Cool, oder? Wirklich? Es wird so getan, als würde die Diktatur durch den Kunden die Situation automatisch verbessern. Den Milchbauern ist das zum Beispiel gar nicht gut bekommen.

Das alleinige Argument für die Vergesellschaftung digitaler Inhalte ist also, dass das Urheberrecht dem Gemeinwohl dienen soll. Und wenn es ihm nicht freiwillig dient, hol ich's mir selbst.

Die billige Polemik, die gierigen Platten-, Filmfirmen und Verlage zum Sündenbock machen zu wollen, erinnert an die Rechtfertigung vom Teenager, der im Kaufhaus klaut: Es trifft ja nur die

»Teamwork ist, wenn alle machen, was ich sage.«

»Husten können Sie auch hier.«



Die schönsten Chef-Weisheiten – mit Cartoons von Hauck & Bauer

Auch als **eBook**

Kiwi 1263, 176 Seiten, € (D) 7,99 / € (A) 8,30 / sfr 11,90

MONTAG, 19. 3., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE
Im Zweifel gegen die Angeklagten –
Ein bayerischer Justizskandal

Horror in der Provinz: Eine Familie aus Oberbayern soll den Vater erschlagen und an die Hunde verfüttert haben. Doch finden sich weder eine Leiche noch Beweise für einen Mord. Dennoch werden alle Verdächtigen verurteilt. Als der Mann vier Jahre später aus der Donau gefischt wird, sind an dem Toten keine Spuren von Gewalt festzustellen. Utta Seiden-spinner über eine Justiz auf Irrwegen.

SONNTAG, 25. 3., 22.10 – 22.55 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Ob Becel oder Activia – Macht „Functional Food“ gesund?; **Hinter dem Eisernen Vorhang** – Reise nach Nordkorea; **Auf Portugiesen können sie bauen** – Schwäbisch Hall.



„Functional Food“ im Kühlregal

SONNTAG, 25. 3., 19.30 – 20.15 UHR | ZDF

TERRA X
Notlandung in den Alpen

Im November 1946 verunglückt eine Dakota DC 3 der US-Luftwaffe auf dem Flug von Wien nach Pisa. Die Maschine stürzt im dichten Nebel auf den 3300 Meter hohen Gauligletscher in den Schweizer Alpen. An Bord befinden sich zwölf Menschen, unter ihnen hochrangige Militärs und ein elf-jähriges Mädchen. Nur durch einen Zufall wird die Maschine nach fünf Tagen entdeckt. Als sich ein schwerer Schneesturm ankündigt, entscheiden sich die Schweizer zu einer riskanten Aktion. Mit Kleinflugzeugen vom Typ „Fieseler Storch“ wollen sie die Gestrandeten retten. Es ist der Beginn der alpinen Luftrettung.



Nachgestelltes Flugzeug-Unglück



OLIVER DIETZE / DPA

THEMA DER WOCHE

Entscheidung an der Saar



BECKER & BREDEL / DPA

Das wird knapp! SPD und CDU kämpfen im Saarland um die Macht, auch Oskar Lafontaine zieht noch einmal in die Wahlschlacht. SPIEGEL ONLINE berichtet am Wahlabend mit Liveticker, Kommentaren, Interviews und Analysen.

Die FDP vor dem Abgrund
Ziehen die Piraten in den Landtag ein?
WIRTSCHAFT | Geschmackstest

In Dänemark vergeben Lebensmittelkontrolleure Smileys an Restaurants, ein trauriges Gesicht steht für schwere Hygienemängel. SPIEGEL ONLINE testet ein besonders schlecht bewertetes Lokal des Königreichs.

PANORAMA | Was vom Menschen übrig bleibt

Kniegelenke aus Titan, Sargnägel aus Eisen: Bei Einäscherungen bleibt viel Metall zurück. Eine niederländische Firma sammelt, sortiert und verkauft die Wertstoffe im Auftrag von Krematorien. Ein Besuch.

SPORT | Ticket nach Berlin

Wer stürmt ins Endspiel des DFB-Pokals? Im Halbfinale kämpft Gladbach gegen die Bayern. Und Zweitligist Greuther Fürth will gegen Dortmund die Sensation schaffen.

einstages.de | Baumeister des Bombentestgebiets


LIBRARY OF CONGRESS

Um die Wirkung ihrer Bomben im Zweiten Weltkrieg zu verbessern, ließ die US-Armee 1943 in der Wüste von Utah exakte Duplikate von Berliner Arbeiterwohnungen nachbauen. einstages.de über das „German Village“ und seinen Erschaffer – einen emigrierten Stararchitekten aus Deutschland.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

Das politische Gespräch von SPIEGEL und KÖRBER-STIFTUNG

Georg Mascolo,
Chefredakteur des SPIEGEL,
diskutiert mit

Joschka Fischer,
Bundesaußenminister a. D.,

am Montag, 26. März 2012,
um 18 Uhr, im KörberForum,
Kehrwieder 12,
20457 Hamburg.

Eintritt frei, Anmeldung unter
www.montag-an-der-spitze.de

Live-Videostream auf
www.spiegel.de
www.koerber-stiftung.de

Jeweils am letzten Montag
im Monat.

Register

GESTORBEN

Timo Konietzka, 73. Als Fußballtrainer war der Westfale, was man einen Schleifer nennt. Er ließ die Spieler auch bei Eiseskälte in kurzen Hosen üben, das härte ab, meinte der gelernte Bergmann. Berühmt wurde er als Stürmer, der nicht lange fackelte und das erste Tor der 1963 gegründeten Bundesliga schoss – 50 Sekunden nach dem Anstoß des Auswärtsspiels von Borussia Dortmund bei Werder Bremen. Mitspieler nannten Friedhelm Konietzka stets Timo, weil er angeblich dem russischen Marschall Semjon Timoschenko ähnelte; er ließ den Spitznamen amtlich festschreiben. Der Torjäger wurde 1963 mit Dortmund und 1966 mit dem TSV 1860 München Deutscher Meister, er bestritt neun Länderspiele. In der Schweiz feierte er als Trainer des FC Zürich drei Meisterschaften und mit dessen Lokalrivalen Grashopper eine. Die Rückkehr nach Deutschland als Coach von Bayer Uerdingen und Borussia Dortmund geriet in den achtziger und neunziger Jahren weniger erfolgreich. Konietzka war Botschafter einer Schweizer Sterbehilfeorganisation, die er nach einer Krebsdiagnose selbst in Anspruch nahm. Timo Konietzka starb am 12. März im schweizerischen Brunnen.



PETER KLAINZER / DAPD

Jean Giraud, 73. Der französische Comiczeichner war ein Visionär. Schon als 16-Jähriger begann er ein Studium für angewandte Kunst, einige Jahre später feierte er erste Erfolge mit der stark von Nouvelle Vague und Spaghetti-Western beeinflussten Serie um den Draufgänger Mike Blueberry – längst ein Klassiker des Comic-Genres. Bald veröffentlichte er phantastische und surrealistische Bilderwelten unter dem Pseudonym Moebius. Girauds Werke wie „Arzach“ und „Die hermetische Garage“ waren Reisen in fremdartige, aber auch in innere Welten, in den Traum und das Unbewusste. Er entwarf Dekors für Science-Fiction-Filme wie „Tron“, „Alien“ oder „Das fünfte Element“; George Lukas’ „Star Wars“-Filme waren ebenso von ihm inspiriert wie Ridley Scotts „Blade Runner“ und später James Camerons „Avatar“. Jean Giraud starb am 10. März in Paris an Krebs.



PATRICK AVENTURIER / RAPHO / GETTY IMAGES

Peter Urbach, 70. Er war der klassische Agent provocateur im inneren Kreis der radikalen 68er. Der in Posen geborene Urbach wurde im Zweiten Weltkrieg zur Waise und erschlich sich 1967 im Auftrag des West-Berliner Landesamts für Verfassungsschutz das Vertrauen der Kommune 1 und anderer Linksradikaler. Dem Rechtsanwalt und Gründer der Roten Armee Fraktion Horst Mahler beschaffte er seine erste Pistole, beim Sturm von Studenten auf das Hochhaus des Axel-Springer-Verlags verteilte er Molotowcocktails; zudem lieferte er Brand- und Sprengbomben, von denen ein Student eine im Jüdischen Gemeindehaus legte. Nach seiner Enttarnung als V-Mann des Verfassungsschutzes im Frühjahr 1971 verschwand er spurlos. Im Anschluss an einen Zwischenstopp in Wuppertal setzte er sich mit seiner Frau und zwei Söhnen in die USA ab und trug fortan eine großkalibrige Pistole bei sich.



Zunächst vom Verfassungsschutz alimentiert, schlug er sich als Rohrleger durch, unter anderem beim Bau des Atomkraftwerks Diablo Canyon. Er vermisste seine Heimat, sprach aber auch mit seinen späteren beiden amerikanischen Ehefrauen nicht über Details seines Vorlebens. Laut seiner dritten Frau ärgerte er sich aber über die seiner Meinung nach falsche Darstellung seiner Aktivitäten in Berlin. Den Plan, seine Erinnerungen zu Papier zu bringen, konnte er nicht mehr verwirklichen. Peter Urbach starb bereits am 3. Mai 2011 in Kalifornien.

Sherwood Rowland, 84. Er gilt als Held der Umweltbewegung. Vor 40 Jahren hatte der Chemiker an der University of Irvine in Kalifornien nachgewiesen, wie Chlorgasmoleküle die Ozonschicht zerstören. Dreizehn Jahre lang kämpfte er für ein Verbot der aggressiven Fluorchlorkohlenwasserstoffe, die lange Zeit unter anderem in Kühlschränken und Spraydosen verwendet wurden. Die Industrie wehrte sich mit harten Bandagen. Rowland sei möglicherweise ein KGB-Agent, der die US-Wirtschaft schwächen wolle, spekulierte ein Verbandsblatt der Industrie sogar. 1987 einigte sich die Weltgemeinschaft auf das Protokoll zum Schutz der Ozonschicht. Für ihre Leistungen bekamen Rowland und zwei Kollegen 1995 den Chemie-Nobelpreis verliehen. Noch 2010 untersuchte Rowland die schädlichen Ausdünstungen nach der Havarie der Ölbohrplattform „Deepwater Horizon“. Sherwood Rowland starb am 10. März an den Folgen einer Parkinson-Erkrankung.

Exklusiv für Studenten:

12x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



TFA-Wanduhr

Moderne Wanduhr mit Hygro- und Thermometer. Inklusive Batterie. Farbe: Silber.
Maße: Ø ca. 26,5 cm, Tiefe: ca. 3,5 cm.



Komplett
für nur
€ 19,90
Über 58 %
gespart!



Stirnleuchte

Ob beim Joggen, im Zelt oder beim abendlichen Spaziergang – die leuchtstarke Stirnlampe mit 5 LEDs ist dank ihres kompakten und leichten Designs immer der perfekte Begleiter. Mit verstellbarem Kopfband und 3 Leuchtmodi. Inklusive 3 Batterien.
Maße (BxHxT): ca. 5,5x3,5x4 cm.

B&F - Borken

Cerruti-Füllfederhalter 1881 Silver Clip

Eleganter Füllfederhalter in edlem Schwarz. Mit formschönem Messingkorpus, Flügelfeder in mittlerer Strichstärke und einer Iridiumspitze für sanftes Schreiben. Gewicht: ca. 34,6 g, Größe: ca. 140,5x12,6 mm.



Trolley-Rucksack

Der flexible Begleiter auf Reisen: Trolley und Rucksack in einem! Mit Rollenschutz, stufenlos verstellbarem Zuggriff und zwei aufgesetzten Reißverschlusstaschen. Obermaterial: strapazierfähiges 600D-Nylon.
Maße (BxHxT): ca. 34x52x22 cm.



Inklusive 12x den
digitalen SPIEGEL,
sonntags ab 8 Uhr
auf Ihrem Smartphone,
Tablet und PC/Mac.



UniSPIEGEL
und
KulturSPIEGEL
gratis!



Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!



Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-064



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Auslandsangebote auf Anfrage: +49 40 3007-4881

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 48,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang und nur, solange der Vorrat reicht. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,- pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Mein Wunschgeschenk:

☐ TFA-Wanduhr
(3852)



☐ Stirnleuchte
(3970)



☐ Cerruti-Füllfederhalter
(3672)



☐ Trolley-Rucksack
(1438)



☐ Frau
☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BIZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift

SP12-064



Morrissey (3. v. r.), Bandmitglieder

Steven Patrick Morrissey, 52, britischer Popstar, provoziert seine Regierung. Während einer Konzerttour durch Südamerika bezog er zum Streit um die Falkland-Inseln eindeutige Position. „Jeder weiß, dass die Inseln zu Argentinien gehören“, sagte er unter dem Jubel seiner Fans im argentinischen Córdoba. 30 Jahre nach dem Falkland-Krieg fordert Argentinien die Rückgabe der Schaf- und Pinguin-Eilande von Großbritannien; seit fast 200 Jahren streiten sich die beiden Staaten um die Inselgruppe. Dass Prinz William als Hubschrauberpilot dort stationiert wurde, gefiel den argentinischen Bürgern überhaupt nicht. Morrissey trug dem auf seine Art Rechnung: Bei seinem Auftritt in Buenos Aires ließ er die Bandmitglieder „We Hate William And Kate“-T-Shirts tragen.

Hillary Clinton, 64, US-Außenministerin, sieht die deutsche Bundeskanzlerin als eine Art weiblichen Titan, ähnlich dem Atlas in der griechischen Mythologie. Angela Merkel trage „Europa auf ihren Schultern“ und versuche, „durch diese schwierige Wirtschaftskrise zu führen“, sagte Clinton in ihrer Abschlussrede beim Kongress „Women in the World“ vorvergangenen Samstag in New York. Bei dem internationalen Frauenkongress, der zum dritten Mal stattfand, war die Kanzlerin zwar nicht aufgetaucht, doch Clinton sagte, sie sei sehr zufrieden gewesen, als sie morgens in der „New York Times“ Merkel neben IWF-Chefin Christine Lagarde auf Seite eins entdeckt habe. Beide hätten einen extrem schwierigen Job und verdienten Dankbarkeit und Anerkennung für ihren Einsatz.

Nick Hækkerup, 43, dänischer Verteidigungsminister, lässt seine Truppen jetzt in seidener Unterwäsche kämpfen. Das dänische Militär hat gerade 1000 engangliegende schwarze Seidenhosen für seine Soldaten in Afghanistan geordert. „Wir haben uns erst mal schlappgelacht, als wir davon hörten, aber diese Bekleidung ist tatsächlich sinnvoll“, sagt ein Unteroffizier. Es geht nicht nur um Tragekomfort, sondern auch um den Schutz empfindlicher Körperteile. Die vom britischen Heer mitentwickelte Spezialseide sei widerstandsfähiger als Kevlar, ein synthetisches Material zur Herstellung schuss-sicherer Westen. Zur neuen Ausrüstung gehört auch ein spezieller Leistenschutz, der von den Soldaten salopp „Windel“ genannt wird. Ein Sprecher des Kopenhagener Verteidigungsministeriums erklärt die Neuausrüstung folgendermaßen: „Es ist schon schlimm genug, wenn einem Soldaten ein Bein oder beide Beine amputiert werden müssen, aber wenn er auch noch seine Männlichkeit im Feld verliert, wirkt sich das doch sehr auf die Lebensqualität aus.“



Farrell

Colin Farrell, 35, irischer Hollywood-Schauspieler, spürt die Folgen der europäischen Finanzkrise persönlich. Der Darsteller kaufte bis zum Jahr 2007 in Dublin 14 Eigentumswohnungen. In den Boomjahren der grünen Insel waren die Immobilien fast acht Millionen Euro wert. Durch Rezession und Immobilien-crash sind die Preise inzwischen abgestürzt. Farrell hat bisher mehr als vier Millionen Euro verloren.



ZITAT

„Ich komme rein, sage ‚Hi, wie geht’s?‘ – und dann erleide ich einen Herzinfarkt.“

Donald Sutherland, 76, kanadischer Schauspieler, über seine Rollen im Alter



Rihanna, 24, R&B-Sängerin, beunruhigt ihre Fans. 2009 trennte sie sich von ihrem gewalttätigen Freund Chris Brown, ebenfalls Musiker. Nachdem nun im Internet Zeugnisse musikalischer Kollaboration der beiden auftauchten, waren Rihannas Anhänger entsetzt. Sie fürchteten, ihr Idol wolle sich wieder mit dem Schläger einlassen. Jetzt heizt Rihanna die Gerüchteküche weiter an, indem sie bedeutungsschwangere Songtexte auf Twitter verbreitet: „Was sie wohl sagen, wenn sie uns zusammen sehen?“

TARGET PRESS / DDP IMAGES

Joachim Herrmann, 55, bayerischer Innenminister, munterte die Zuhörer seiner Rede zum Festakt „100 Jahre Stadt Starnberg“ unfreiwillig auf. Vergangene Woche würdigte der CSU-Mann den Bau der Eisenbahnstrecke von München an den Starnberger See im Jahr 1854. „Das sind eigentlich auch meine ersten Kindheitser-

innerungen“, versicherte Herrmann den rund 400 Gästen im Saal. Seine Ansprache musste der Minister daraufhin wegen tosenden Gelächters unterbrechen. Immerhin hob sein Lapsus die Stimmung. Wie Teilnehmer berichten, waren etliche Zuhörer in dem abgedunkelten Raum nach einem langen Grußwort bereits eingenickt.

Dieter Rickert, 71, Deutschlands wohl bekanntester Personalberater, hat offenbar ausgerechnet bei der Auswahl seines eigenen Nachfolgers danebengegriffen. Nach über 20 Jahren Zusammenarbeit will sein Schüler und Partner Patrick Fulghum die gemeinsame Firma verlassen und sich selbständig machen. Auslöser für die überraschende Trennung der zwei ungleichen Männer soll eine fünf Wochen alte Zeitungsveröffentlichung sein, in der Rickert – wieder einmal – als Guru der heimischen Headhunterszene gefeiert wurde, der 48-jährige Fulghum dagegen nur unter ferner liefen auftauchte. Beide wollen vom 1. April an getrennte Wege gehen und fortan als Konkurrenten nach Kunden und lukrativen Aufträgen jagen. Weder Rickert, noch Fulghum wollten sich Ende vergangener Woche zu Details äußern. Aus ihrem Umfeld verlautet, dass sie eine schmutzige Scheidung auf jeden Fall vermeiden wollen.

Jo Nesbø, 51, norwegischer Bestsellerautor, lässt sich von Flughäfen inspirieren. Der Schöpfer des Kommissars Harry Hole, dessen meist blutrünstige Fälle in mehr als 30 Sprachen nachzulesen sind, ist äußerst produktiv. Er bringt fast jedes Jahr ein neues Werk auf den Markt. Um sein gewaltiges Schreibpensum zu bewältigen, setzt Nesbø auf Disziplin und das richtige Ambiente. Er schreibe gern in Flughafengebäuden, wenn er neue Abenteuer für Harry Hole zu Papier bringe, erzählte er dem „Sunday Telegraph“. Hole ist ein einsamer Alkoholiker, ein von Zweifeln zerfressener Charakter. „Die Musik im Flughafen hilft mir“, sagt Nesbø, „Harry noch ein bisschen mehr zu quälen.“



Nesbø

WRITER PICTURES / INTERFOTO

Hohlspiegel

Aus der „Berliner Zeitung“: „Auf den Meeren treibende Plastikinseln der Größe Mitteleuropas sind bedenklich, im Magen einer Giraffe aber sind sie ein noch größeres Zeugnis menschlicher Ignoranz.“

Ostafrika:

Japan und Pakistan

Aus den „Unicef-Nachrichten“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Die neue A-Klasse setzt weitgehend um, was die Designer mit dem Concept A-Class angedacht hatten. Sie ist mit einer Höhe von 1,42 Zentimetern reichliche 18 Zentimeter flacher als ihr Vorgänger.“

Autos brannten aus Neid

Aus dem „Göttinger Tageblatt“

Aus der „Neuen Westfälischen“: „Wahrscheinlich nur durch die passive Sicherheitstechnik des Mercedes überlebte der Fahrer den Unfall lebend.“

Aus dem „Schwäbischen Tagblatt“: „So mangelte es an viel zu wenigen, von einander getrennten Mehrfach-Absicherungen.“

Frauen machen Unternehmen erfolgreicher

Studien Umsatz und Gewinn steigen – Forscher: Weiblicher Anteil ist wichtiger als Intelligenz

Aus der „Rhein-Zeitung“

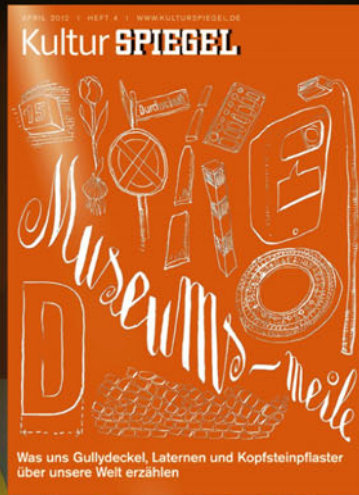
Aus der Mainzer „Allgemeinen Zeitung“: „Bereits vielfach vorbestraft verhängte das Gericht eine Haftstrafe von viereinhalb Monaten ...“

Einmalige Chance ein zweites Mal nutzen

Aus dem „Diepholzer Kreisblatt“

Aus der Wochenzeitung „Preußenspiegel“: „Wie aus dem Leben gegriffen, schaut der Betrachter verblüfft drein und mag es kaum glauben. Denn der Schein trügt. Es handelt sich hier um Tierpräparate, die Lebendigkeit ins Museum bringen.“

Nächste Woche im SPIEGEL



Jeden Monat

als Beilage im SPIEGEL

Jede Woche

als Newsletter per E-Mail

Jeden Tag

kulturspiegel.de

Rückspiegel

Zitate

Die „Frankfurter Allgemeine“ zum SPIEGEL-Gespräch „Wir beherrschen die Lage“ mit Umweltminister Norbert Röttgen über den Atomausstieg (Nr. 10/2012):

Auch Norbert Röttgen hat keine Probleme, das Geld der Bürger auszugeben. Die SPIEGEL-Kollegen haben den CDU-Umweltminister zum Jahrestag des Atomausstiegs gefragt, ob er glaube, dass die Hartz-IV-Familie gerne bereit sei, 120 Euro im Jahr in den Ausbau der erneuerbaren Energie zu investieren. Röttgen lapidar: Das sei ein anderes Thema und das EEG (das Gesetz, das die Zwangsabgabe der Stromverbraucher für erneuerbare Energie regelt) „kein Instrument der Sozialpolitik“. Soll wohl heißen: Dann muss eben die Sozialministerin sehen, wie sie für einen Ausgleich sorgt.

Die „B. Z.“ zur Panorama-Meldung „Bundespräsident – Begrenzter Luxus“ (Nr. 11/2012):

„Retraite“, Rückzug – so nennen Jäger den Moment, wenn die Jagd abgeblasen und der neue Kurs bestimmt wird. Auch Einkehrtage im Kloster werden „Retraite“ genannt. In ein solches hat sich Alt-Bundespräsident Christian Wulff (52) laut „BamS“ zurückgezogen ... Während Wulff nachdenkt, geht der Streit um Privilegien und Nachfolge weiter: CSU-Haushaltsexperte Herbert Frankenhauser regte im SPIEGEL an, die Überlassung von Büro und Dienstwagen zu befristen: „Die Ausstattung sollte enden, wenn er eine entgeltliche Tätigkeit aufnimmt.“

Die „Financial Times Deutschland“ zum SPIEGEL-Bericht „Banken – Schmerzhafter Schnitt“ über die Abwicklung der Hypo Real Estate (Nr. 11/2012):

Die Bad Bank der Hypo Real Estate bleibt ein Fass ohne Boden. Nach weiteren Milliardenbelastungen wegen des Schuldenschnitts für Griechenland dürften in den kommenden Jahren weitere Verluste den Staat belasten. Dem Nachrichten-Magazin DER SPIEGEL zufolge geht aus einem internen neuen Abwicklungsplan hervor, dass bis 2020 weitere 10 Mrd. Euro Verlust hinzukommen könnten.

Ehrung

Markus Grill, 44, SPIEGEL-Autor, und Hans Weiss, 62, freier Journalist, werden mit dem Sonderpreis des Dr. Georg Schreiber Medienpreises ausgezeichnet. Die mit 5000 Euro dotierte Ehrung erhalten sie für ihre Berichterstattung über den Schönheitschirurgen Werner Mang (SPIEGEL Nr. 40 und 44/2011).

KENNER  TRINKEN
WÜRTTEMBERGER

DAS SCHÖNE AN MEINEM WEIN:
Sein Chef ist eine Frau.



Sonja Beck, 40
Weingärtnerin und Aufsichtsratsvorsitzende

In jedem Württemberger Wein steckt das Wissen, die Liebe und Erfahrung der Württemberger Weingärtner. So entstehen besondere Weine wie dieser Trollinger – der vielleicht typischste unter den Württembergern. Mit seiner ziegelroten Farbe, seinem intensiven Duft nach süßen Kirschen und roten Beeren passt dieser harmonische Wein genauso gut zu einem gegrillten Lachssteak, wie zu feinen Nudelgerichten. Sein fruchtiges Aromenspiel macht ihn aber auch solo und leicht gekühlt zu einem Genuss.



Entdecken Sie Ihren Lieblings-Württemberger! Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft e.G.
Raiffeisenstraße 2 · 71696 Möglingen · Telefon 0 71 41 / 48 66-0 · www.wzg-weine.de · info@wzg-weine.de

1&1 MOBILE

1&1 ALL-NET-FLAT



✓ **FLAT** FESTNETZ
✓ **FLAT** ALLE HANDY-NETZE
✓ **FLAT** INTERNET

29,99 ~~39,99~~ / Monat*



**NEU: SAMSUNG
GALAXY S PLUS**

0,- €* ~~459,-~~

AKTION BIS 31.03.:

1 MONAT KOSTENLOS!*

In bester D-Netz-Qualität unbegrenzt ins gesamte deutsche Festnetz und in alle deutschen Handy-Netze telefonieren und mobil surfen. Mit Ihrem eigenen Handy für 29,99 €/Monat. Oder mit einem kostenlosen Smartphone von 1&1, wie dem Samsung Galaxy S Plus, für 39,99 €/Monat.



www.1und1.de
0 26 02 / 96 96

* Aktion bis 31.03.2012: 1&1 All-Net-Flat im 2. Monat kostenlos. 1&1 All-Net-Flat mit 10,- €/Monat Preisvorteil innerhalb der Mindestvertragslaufzeit für 29,99 €/Monat, danach 39,99 €/Monat. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €, keine Versandkosten.